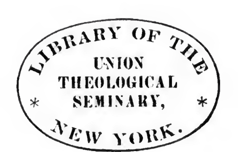


Missionsstunden

von

Georg Bauernfeind.

Halle,
Verlag von Julius Fricke.
1882.

Vorwort des Verfassers.

Es geht durch die evangelische Christenheit ein Aufruf zur Hilfe für die Heidenmission wie ein Posaunenton von oben her, ein Aufruf zur möglichsten Beteiligung an diesem heiligen Kampf für Ausbreitung des Reiches Gottes. Alt und jung, Mann und Frau, arm und reich wird aufgerufen. Wer dürfte da zurückbleiben mit seiner Hilfe und Gabe, wenn es auch nur ein Geringes ist? So glaubte denn auch der Verfasser nicht zurückbleiben zu dürfen mit seiner Gabe, nämlich den vorliegenden Missionsstunden.

Daß die Abhaltung von Missionsstunden sehr viel beiträgt und durchaus nötig ist zur Erweckung und Verbreitung des Sinnes und Eifers für die christliche Mission, ist an sich klar. Aber die Herstellung der Vorträge für solche Stunden ist mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Eine Missionsstunde setzt ein mühevolles Suchen und Sammeln von Stoff voraus, — denn etwas Anderes kann sie nicht bieten, als gesammelten Stoff. Dazu ist aber Zeit erforderlich, und wer wenig Zeit hat, sich den Stoff von überall her zusammen zu suchen, wie soll der imstande sein und Lust behalten, Missionsstunden, die ansprechen, einzuführen und fortzuführen.

*

Verfasser hätte, als Anfänger, angesichts der Schwierigkeiten, gern das Abhalten von Missionsstunden umgangen, besonders da er in einer Gemeinde damit anfangen mußte, in welcher schon seit mehr als 20 Jahren regelmäßig Missionsstunden gehalten werden. Aber dem Zwange folgend, mußte er an die Arbeit gehen. Und sie ist ihm lieb geworden, je länger je mehr. Er hat nun geglaubt, jüngeren Amtsbrüdern, die gleichfalls in der Lage sind, neu einzutreten in diese Aufgabe, aber durch Zeitmangel und andere Schwierigkeiten sich abhalten lassen möchten, einen Dienst zu erweisen, wenn er hier ganz fertige Vorträge darbietet, die ohne alle weitere Vorbereitung gehalten, ja sogar auf Filialen vom Küster vorgelesen werden können. Auch zum Vorlesen in Frauen-Missionsvereinen möchten sie geeignet sein. Eine Ergänzung würden sie beim Gebrauch darin finden, wenn nach dem Vortrag jedesmal noch die neuesten Nachrichten aus dem Missionsgebiet gebracht würden.

Es ist ein „Witwenscherflein", was der Verfasser bringt, nicht die Gabe eines Reichen, Vornehmen, nicht einmal Originale, überwiegend nur Bearbeitungen aufgesuchter Stoffe. Aber an Gottes Segen ist alles gelegen. Seinen Segen wolle der Herr auch dieser Gabe in Gnaden beilegen!

Quellenangabe.

Vortrag 1 — 4, Prabhudas, ist die Bearbeitung eines Aufsatzes von O. Flex in der Allg. Miss. Zeitschr. 1878.

" 5 — 6, Promadeni, ist entnommen aus einem Büchlein gleichen Namens von Eug. v. Mitzlaff, Halle, b. Julius Fricke.

" 7 — 8 sind Zusammenstellungen aus Nottrotts, für Missionsstunden überaus empfehlenswerten Buch „die Goßnersche Mission unter den Kolhs.“ Halle, R. Mühlmann. 1874.

" 9 — 10, Goßnersche Mission am Ganges und unter den Kolhs, aus Plath's „Goßners Mission unter Hindus und Kolhs um Neujahr 1878. Berlin 1879, u. „Eine Reise nach Indien.“ Berlin 1880.

" 11. Stanley. Nach Stanleys Werk „Durch den dunkeln Welttheil.“ Leipzig 1878, und Rothes Vortrag „Henry M. Stanley, der Erforscher d. Central-Afrika“, Allg. Miss. Zeitschr. 1879.

" 12 — 13, d. Mission an den Centralafrikanischen Seen u. am Kongo, ist genommen aus den Berichten des Basler Magazins u. der Allg. Miss. Ztschr. 1876 — 1881.

Vortrag 14. Pniel und Kimberley, aus Dietrich, „Von Breitungen im Harz bis Kimberley in Südafrika". Halle, Verlag von Julius Fricke 1880.

" 15—17. Gerlachshoop u. Maléo, Sekukuni, Botschabelo. Der Stoff hierzu findet sich in Wangemanns Schriften

1) Maléo u. Sekukuni. Berlin.

2) Reisejahr in Südafrika. Berlin 1868.

3) Lebensbilder aus Südafrika. 1. Band. Berlin 1876.

Ferner in Kratzenstein's Kurze Geschichte der Berliner Mission in Südafrika. Berlin 1878. Endlich in den verschiedenen Jahrgängen der Berliner Miss. Berichte von 1864 — 1881.

" 18. Asiatenheimat in London. Quellen 1) Basler Magazin 1877 p. 49 ff. u. 1881, Bibelblätter p. 47 2) Dalton, ein Gang durch die Londoner Wohlthätigkeitsanstalten. Wiesbaden, 1875.

" 19. Basler Festwoche, nach eigenen Erlebnissen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite.

1. Prabhudas.

A. Das Probejahr.

Text: Lucas 15, V. 10.

Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über Einen Sünder, der Buße thut.

Der verlesene Text soll die Ueberschrift für ein Bild aus der Mission sein, das ich euch heute geben möchte, das Bild eines Mannes aus dem heidnischen Stamme der Urauns in Indien, die zu den Kolhs gehören. Es ist ein nach allen Seiten hin armer und armseliger heidnischer Mann, aber sein Herz sehnt und streckt sich nach Hilfe von dem Gotte der Christen und von dem Jesu, von dem er gehört hat, daß er die Mühseligen und Beladenen zu sich rufe. Und weil sein Herz sich nach ihm streckt, darum dürfen wir ihn einen Sünder nennen, der Buße thut, darum ist er, obwohl vor Menschen gering geachtet, vor Gott hochgeschätzt, und darum verdient er es, daß wir sein Bild in dieser Stunde betrachten. Und wenn ich nun diesen Mann in seiner Armut und in seinem Suchen nach Heil euch vor die Augen male, so ist es mir, als müßte ich euch zurufen: Ziehe deine Schuhe aus, denn das Land, auf dem du stehst, ist ein heiliges Land.

Der Mann kommt eben von einer Reise zurück, die er nach Ranchi unternommen hat, dem nächsten Orte, wo ein Missionar stationiert ist. Dort hat er sich in die Liste der angehenden Christen eintragen lassen und ist damit ein Enquirer geworden. Was bedeutet das? Es bedeutet: Er ist aus der heidnischen Religionsgemeinschaft mit seinen Stammesgenossen ausgetreten und hat sich zur Aufnahme in die christliche Gemeinde gemeldet; und nun muß er ein Probejahr durchmachen, damit geprüft wird, ob seine Gesinnung eine aufrichtige ist. Während dieser Zeit nun, die dem Taufunterricht und dann der Taufe vorhergeht, heißt er ein Enquirer; und so wollen wir ihn fortan nennen. Der Enquirer ist nun noch keineswegs das, was wir hier zu Lande unter einem Christen verstehen. So genau er vertraut ist mit der Verehrung seiner heidnischen Götter und den Vorschriften, die es dafür giebt, so geläufig ihm jeder einzelne Schritt bei den verschiedenen Tänzen ist, die er bisher allabendlich mit seinen Stammesgenossen auf dem Platze im Dorfe aufgeführt hat, so unbekannt ist er noch auch mit den allerersten Glaubenslehren des Christentums. Er hat eben nur erst den Wunsch, einmal ein Christ zu werden; alles was dazu gehört ein solcher zu sein, nicht blos zu heißen, soll er erst noch lernen. Dazu war aber der erste Schritt, daß er zu dem Missionar nach Ranchi ging und sich in die Liste der Enquirer, der noch ungetauften Prüflinge, eintragen ließ. Das ist nun geschehen, und nun geht er, von dem Missionar mit einigen einfachen Belehrungen für sein zukünftiges Verhalten versehen, zurück nach seinem Dorf und nach seiner Hütte. Aber mit seinem Eintritt in die Hütte beginnen er, sein Weib und seine Kinder

die Thatsache, daß sie nicht mehr Heiden sind, in ihrer folgenschweren Bedeutung zu empfinden.

Dort in der Ecke stehen die rauchgeschwärzten Töpfe, in denen sie als Heiden ihren Lieblingstrank, das Reisbier, Bode genannt, brauten. Ein Uraun ohne Bode ist gar nicht denkbar. Der Reis zum Bode darf nie fehlen; geht der Vorrat auf die Neige, so versagt man sich lieber die tägliche Mahlzeit und behilft sich mit einer Speise aus Hirsebrot und Kräutern des Feldes, um nur die letzten Reiskörner für den Bode zu sparen; und ist das letzte Korn verbraucht, so wird bei dem Dorfkrämer auf Rechnung der nächsten Ernte das Nötige an Reis geborgt, denn Bode muß im Hause sein. Der Uraun trinkt Bode des Morgens ehe er auf die Arbeit geht, und ist das Tagewerk vollbracht, läßt er des Abends am Feuer die mit Bode gefüllten Schalen unter den Seinen kreisen, und ist ein Gast im Hause, wird ihm zu Ehren die Menge verdoppelt. Bei allen Familienfesten sind die schwarzen Bodetöpfe der nie versiegende Brunnen der Lust. Bei den Festlichkeiten im Dorfe fließt das edle Naß in Strömen, um die von Gesang und Jauchzen trockenen Kehlen von alt und jung anzufeuchten und die vom wilden Tanz ermatteten Glieder zu neuen Sprüngen zu begeistern. Doch auch in ernsten Stunden fehlt das Reisbier nicht. Wenn der Dorfpriester die Opfer bringt, um die bösen Geister zu versöhnen, um Mißernten abzuwenden, Krankheiten zu heilen, so fließt neben dem Blut der geschlachteten Tiere Bode sowohl auf den Opferstein als in die Kehlen der Opfernden, und tritt der Tod in die Hütte des Uraun, so ist der Bode-Topf der Quell des Trostes, der seine Wirkung nie versagt. —

Da steht nun unser Uraun-Enquirer in seiner Hütte vor den Bode-Töpfen. Der Padri — so nennt er den Missionar — hat ihm gesagt: Du sollst nicht mehr Bode trinken, das ist Sünde und wird dich verderben. Und er hat's dem Padri versprochen, nicht mehr zu trinken, er hat dem Bode entsagt und damit ein Stück seines Lebens daran gegeben. — Aber es ist so süß, Bode zu trinken! Was thun? Die Töpfe verstecken, heimlich Bode brauen und heimlich trinken? verlockender Gedanke! doch was nützt's? Der Katechist oder der Gemeindeälteste oder die anderen Christen werden es doch erfahren und ihn strafen. Das Opfer muß gebracht werden, und — hinaus fliegen die Scherben. Er geht weiter im Haus. Unterm Dach hängt in Lumpenstückchen eingebunden eine Sammlung von Amuletten, Zaubermitteln. Schlangenköpfe, Rattenknochen, Bären- und Tigerklauen, getrocknete Blätter, mit wunderbaren Zeichen bemalt, bilden den Inhalt. Der weise Mann des Orts hat sie ihm gegeu schweres Geld abgelassen, als mancherlei Krankheit in seiner Familie sich einstellte. Und welche Wunderkuren haben sie bewirkt! Doch auch diese Schätze dürfen nicht im Hause bleiben, denn der Enquirer hat gelobt, den Shaytan und seine Hilfe nicht mehr in Anspruch zu nehmen, sondern sich unter den Schutz des Christengottes zu stellen, der, wie ihm die Christen und der Padri gesagt haben, mit seiner Allmacht ihm besser helfen werde als der Shaytan. Dem letzteren wird also der Dienst aufgesagt. Aber freilich, wird er sich nicht rächen? Wird er nicht die Kinder krank machen und das Vieh sterben lassen? Das ganze Dorf weiß es ja, daß als neulich sein Vetter einen Baum umhieb, in dem ein böser Geist wohnte, dieser aus Zorn

darüber in die Kinder des Vetters fuhr und sie alle sterbenskrank machte. Aber freilich ist es auch wahr: als der eine Sohn des ihm gegenüber wohnenden Christen im vergangenen Jahre, als er noch Heide war, von einer giftigen Schlange gebissen wurde, und der Dorfpriester mit all seinen Beschwörungsformeln nicht helfen konnte, da wurde der Knabe auf die Arznei, die ihm der Padri auf seine Bitte geschickt, gesund. Daß der Christengott helfen kann, ist also klar, und daß er stärker ist als der Shaytan, behaupten alle Christen. Also müßte er doch dem Shaytan entsagen!? Aber die Entscheidung ist so schwer. Da bindet unser armer Uraun noch einmal die wertvollen dem Shaytan gewidmeten Dinge los und besieht sie mit den Kindern. Wenn sie doch nur etwas behalten könnten! Aber der Padri hat ihnen gesagt, wenn sie Christen werden wollten, müßten sie ihrem Gotte ganz vertrauen, mit dem Teufelsdienst dürften sie gar nichts mehr zu thun haben. Darum — fort mit dem Plunder! Und ein großes Stück Familien-Glauben und Trost fliegt mit den Bündelchen zum Fenster hinaus.

An der Seite des Herdes, der Thür gegenüber, da wo die Bogen und Pfeile, die Vogel- und Fischnetze und die Axt an der Wand aufgehängt sind, da hängen auch die Musikinstrumente des Hauses; diese Trommeln spielten einst zum Tanze auf, und diese Flöten waren die steten Begleiter der Knaben, wenn sie das Vieh auf die abgeernteten Reisfelder oder in den nahen Wald zur Weide trieben. Diese harmlosen Instrumente werden doch nicht auch verbannt werden, es wird doch den Christen gestattet sein zu singen und zu spielen? — „Ja, die Instrumente dürft ihr behalten," haben die anderen Christen

gesagt, „aber ihr dürft sie nur zur Begleitung christlicher Gesänge gebrauchen, überhaupt von jetzt ab nur christliche Lieder singen." — Wir kennen keine, hat der Enquirer geantwortet. — O, kommt nur in die Andachten und Gottesdienste, war die Erwiderung, da werden wir euch welche lehren. Die Trommeln, große und kleine, und die Flöten und die Guitarre bleiben also, und froh, wenigstens diese Kleinodien aus den Trümmern eines vergangenen Lebens gerettet zu haben, macht sich die Familie an die Besorgung der Geschäfte, welche der sinkende Tag mit sich bringt.

Das Abendessen ist bereit. Sie haben gehört, daß die Christen beim Essen beten; was sie aber beten, weiß der Enquirer nicht. Sie begnügen sich daher mit der althergebrachten Sitte, sich vor und nach dem Essen sorgfältig Mund und Hände zu waschen; und wenn sich die Mahlzeit von den früheren unterscheidet, so ist es nur durch das Stillschweigen, das auf der Gruppe lagert. Die Zunge ist heute schwer, kein Scherzwort will heute über die Lippen; ein noch nie gefühltes Bangen vor der Zukunft erfüllt aller Brust, und ein jedes sucht in sich die Antwort auf die Frage: Wie wird sie sich gestalten?

Der Ton einer Glocke, welche am anderen Ende des Ortes geläutet wird, dringt jetzt an ihr Ohr. Sie ruft die kleine Gemeinde des Orts, die nicht mehr als 12 Familien zählt, zum Abendgebet in die Kapelle und erinnert auch unsern Enquirer an sein Versprechen, daran teil nehmen zu wollen. Aber erschöpft von der Reise zum Missionar und abgespannt durch das, was ihm heute alles passiert ist, verschiebt er den Gang in die Kapelle bis morgen und sucht jetzt mit den Seinigen die Ruhe.

Am andern Morgen verläßt er seine Hütte wie gewöhnlich, um nach dem Vieh zu sehen und die Büffel zum Pflügen in das Joch zu spannen. Er merkt's auf dem Wege durch's Dorf, daß seine heidnischen Nachbarn ihn schief ansehen und daß seine früheren Freunde ihm geflissentlich ausweichen. Denn die Nachricht, daß er seinen Vorsatz wirklich ausgeführt hat und Christ geworden ist, hat sich schon tags zuvor im ganzen Ort verbreitet und alle Freundschaft und Gemeinschaft zwischen ihm und ihnen aufgehoben. Vom Felde um die Mittagszeit heimkehrend sieht er, daß im heiligen Hain am Eingang des Orts große Vorbereitungen zu einem Schmause getroffen werden. Ein Büffel oder ein Schwein wird geschlachtet, lange Reihen von Töpfen mit Reisbier gefüllt werden zurecht gestellt; Frauen und Mädchen sitzen umher, größere und kleinere Gefäße aus breiten Baumblättern zusammensteckend, in denen den Teilnehmern am Mahle die Fleisch- und Bode-Portionen zugeteilt werden sollen, während die Männer das geschlachtete Tier abhäuten und zerlegen. Unter diesen erkennt er viele seiner früheren Zechbrüder, mit denen er manchen Tag und manche Nacht hindurch geschwelgt, und mit geheimer, unwiderstehlicher Kraft zieht's ihn hin zu ihnen. Nur dies eine Mal noch! sagt der Versucher zu ihm. Er kann nicht widerstehen, schon wendet er sich vom Wege nach dem nahen Hain, da fühlt er seine Hand gefaßt, und der Gruß Jisu sahai, (Jesus helfe) fällt in sein Ohr. Betroffen wendet er sich um, und der eingeborne Dorfprediger, der Katechist, steht neben ihm. Er hat den Enquirer in seinem Hause aufgesucht, und da er ihn dort nicht gefunden, so wollte er ihm auf's Feld folgen, um ihn einzuladen, heute Abend die Andacht

der Christen zu besuchen. Er kam zur rechten Zeit. Sein Händedruck und Gruß retteten, ohne daß er's wußte, das jüngste Glied seiner Gemeinde.

Der Katechist geht weiter, und unser Freund, der Enquirer, wendet seinen Schritt heimwärts. Jetzt gedenkt er des Versprechens, das er dem Missionar gegeben, nie mehr an heidnischen Festlichkeiten und den unter den Urauns so gebräuchlichen Gelagen teil zu nehmen, und wie schwer das ist, haben ihm die vergangenen Augenblicke gezeigt.

Sein Weg führt ihn an dem Gehöft des Tikadars vorbei. Das ist der Gutsherr des Dorfes. Von ihm hat unser Enquirer seinen Acker gepachtet. Der sitzt, seine lange Pfeife rauchend, im Schaukelstuhl in der Laube vor seinem Hause. Ein Wink des reichen Mannes, und unser Enquirer steht vor ihm. — Ist es wahr, daß du auch Christ geworden bist? fährt er ihn an. — Ja, Herr. — Wer hat dich zum Christen gemacht? — Niemand! — Lüge nicht! die Christen haben dich überredet, und der Padri hat dir Land und Geld versprochen. — Nein, Herr, ich habe aus eignem Antrieb mich in die Liste eintragen lassen. — Aber was nützt es dir, Christ zu sein? — Um meiner Seele willen bin ich Christ geworden. — Das ist alles Lüge, du willst nur ein Aufrührer werden wie die Anderen und meinem Befehle nicht mehr gehorchen. Wirst du fernerhin am Sonntage Arbeit für mich thun? — Der Padri hat mir verboten, am Sonntage zu arbeiten und gesagt, in die Kirche zu gehen. — Richtig! Hat er dir nicht auch verboten, zu dem Gelde für den Büffel, den wir dem Shaytan opfern, beizusteuern? — Ja, ich soll mit dem

Shaytau nichts mehr zu thun haben, hat er gesagt. — Hat er dir nicht auch gesagt, du sollst keine Pacht für mein Feld mehr bezahlen? — Das hat er nicht gesagt. Ueber dergleichen Dinge hat er mit mir nicht geredet. Aber wenn Sie die Pacht erhöhen, — mehr kann ich nicht geben. — Da haben wir's! Du schlechter Mensch! deswegen also bist du zum Padri gelaufen! den großen Herrn willst du hier spielen? Aber laß sehen, was wir mit dir machen! Wo ist die Pacht, die du mir seit 3 Jahren schuldig bist? — Herr, ich schulde Ihnen nur ein Jahr, die Pacht der beiden anderen Jahre habe ich richtig bezahlt. — So, dann zeige die Quittungen! — Sie wissen recht gut, daß ich keine habe, Sie geben uns ja nie Quittungen, wenn wir Ihnen die Pacht bringen. — Siehst du, Lügner, da haben wir dich! morgen verklage ich dich beim Gericht wegen der schuldigen Pacht, und wenn du sie nicht zahlst, wirst du ausgepfändet, und den Acker, den ich dir bis jetzt überlassen, bekommst du nicht mehr, den gebe ich einem Anderen. — Herr, wovon soll ich dann mit meiner Frau und 5 Kindern leben? der Acker ist ja das Einzige, was ich habe für mich und meine Kinder! — Der Padri mag dich füttern, der mag dir Feld geben und dich erhalten; er ist ja so mächtig. Und höre! nächsten Sonntag lasse ich Gras am Flusse schneiden, und du mußt mir 100 Bündel liefern; die schneidest du diesen Sonntag, und gehorchst du mir nicht, so lasse ich dich von dem Ortsdiener mit Gewalt herschleppen und dich so lange schlagen, bis du thust, was ich will. Nun geh, du Lump! — Der Enquirer geht. In seiner Hütte angekommen erzählt er den Seinen, was der Tikadar ihm gesagt, und seine Erzählung ist dazu

angethan, ihnen den letzten Rest von Mut zu rauben und ihnen zur Gewißheit werden zu lassen, daß Christwerden heißt: dem Liebsten entsagen, Freunde zu Feinden zu machen und den Haß dessen auf sich zu laden, der den Willen und die Macht hat, sie zu ruinieren. Falsche Beschuldigungen, kostspielige Processe, Mißhandlungen von seiten des Tikadar, das sind die deutlichen Antworten auf ihre gestrige Frage, wie die Zukunft sich gestalten wird.

Das Abendbrot wird heute kaum angerührt; die Mutter sitzt und schluchzt und weint mit den Töchtern über das harte Los, das sie getroffen und das sie nicht getroffen haben würde, wenn sie nicht Christen geworden wären. Die Jungen sitzen bald stumm, bald schelten sie mit dem Vater über den grausamen Tikadar; kurz, der Jammer ist eingekehrt in ihr Haus und hat seine spitzen Widerhaken in ihre Herzen geworfen. Da tönt wie gestern die Glocke der Christen herüber. Sie ruft alle, die mühselig und beladen sind, zu Einem, der sie erquicken will, sie ruft auch unsern Enquirer und diesmal nicht vergeblich. Seine Freunde haben ihn verlassen, seine Nachbarn sehen ihn nicht mehr an, der Tikadar droht ihm mit schwerem Unglück, dem Shaytan und seinen Gesellen, die ihm sonst wohl helfen könnten, hat er abgesagt, nun ist ihm nichts geblieben als die Christen und ihr Gott. Werden sie ihn auch verlassen? — Und so geht er aus dem Haus dem Lichtscheine nach, der ihm aus der Kapelle freundlich entgegenwinkt und tritt mit anderen Christen, die gleichzeitig mit ihm kommen, in das Innere ein. Schmucklos und einfach ist das Gotteshaus. Die Wände sind mit grauem Kalk getüncht, der Fußboden ist festgestampfte Erde, jetzt mit Matten für die Sitzenden

bedeckt; eine Öffnung in der Wand vertritt die Stelle des Fensters. Jetzt ist der Raum von einem Lämpchen erleuchtet, neben dem der eingeborne Prediger und der Gemeindeälteste Platz genommen. Um sie herum im Halbkreis sitzen die Versammelten, unter ihnen auch unser Enquirer. Es ist das erste Mal, daß er dem Gottesdienste beiwohnt; was er sieht und hört, das ist ihm noch alles fremd. Ein Lied in der Uraun-Sprache mit deutscher Melodie eröffnet die Andacht; darauf folgt die Verlesung eines Bibelabschnittes mit Erklärung und Nutzanwendung; danach erhebt sich die Versammlung und bekennt vereint den christlichen Glauben. Ein Gebet des Gemeindeältesten, in dem auch des neuen Enquirer fürbittend gedacht wird, schließt mit dem Vaterunser und dem Segen die kurze Feier. Die Christen erheben sich, reichen einander die Hand und trennen sich mit dem Rufe: Jisu sahai! (Jesus helfe!) Auch dem Enquirer schütteln sie einer nach dem andern die Hand, und jeder Mund und jedes Herz ruft ihm bedeutsam zu: Jisu sahai! Wer Jesus ist und wie Jesus ihm helfen könne, weiß er freilich noch nicht; aber er fühlt, daß hier eine Gemeinschaft von Stammesgenossen ist, die sich zu ihm bekennt, ja die für ihn zu ihrem Gott betet, und dies Gefühl ist Balsam für seine Herzenswunden. Er ist also nicht verlassen, hier ist Ersatz für das, was er verloren. Er war gekommen, um den Prediger von den Drohungen des Tikadar in Kenntniß zu setzen und ihn um Rat und Hilfe zu bitten, jetzt aber verschiebt er's auf ein anderes Mal; heute genügt ihm schon die Gewißheit, daß die Christen auf seiner Seite stehen und ihn nicht verlassen; das erfüllt ihn mit solcher Zuversicht, daß er nun

schnell nach Haus eilt, um den Seinen die frohe Botschaft zu verkündigen. Mit ihr fällt der erste Licht= und Hoffnungsstrahl in die dunkle Hütte und in die kummervollen Herzen der Familie. Getröstet suchen sie ihr Lager, und nachdenkend über den wunderbaren Gruß der Christen, das Jisu sahai, dessen Klang ihm noch in die Ohren tönt, schläft der Enquirer ein. — —

Sein weiteres Schicksal, wie er und die Seinen christlichen Unterricht bekommen haben und getauft worden sind und was sie von dem Tikadar zu leiden hatten, das soll, so Gott will, in der nächsten Stunde berichtet werden. Nur ein Wort noch zum Schluß. Ich sagte vorhin, es sei bei dem Bilde dieses armen Heiden, als müßte man rufen: Ziehe Deine Schuhe aus, denn das Land, darauf du stehest, ist ein heilig Land. Und habt ihr nicht auch das Gefühl, dieser arme verachtete Uraun, er gewinnt unsere ganze Teilnahme in seinem Kommen zu Jesu. Welche Hindernisse hat er zu überwinden, welche Opfer zu bringen, welche Anstrengungen zu machen, welche Kämpfe durchzufechten für einen Herrn, dessen Lindigkeit und Leutseligkeit er doch von ferne noch nicht ahnt. Wie lau, wie träge, wie gleichgültig dagegen wir, die wir ihn in seiner ganzen barmherzigen Liebe kennen! Wie beschämend für uns das Bild dieses Enquirer! Da kann nichts Anderes den Ausgang unserer heutigen Betrachtung bilden, als der Gebetsseufzer: O Herr Jesu, wir danken Dir für alles, was wir an Dir haben, unsern Herrn und unsern Gott und unsern treuen Hirten, der uns mit Mutterhänden leitet. Aber gieb Du uns selbst mehr und mehr die dankbare Liebe zu Dir, die Du von uns verlangst und forderst. Amen!

---

2. Prabhudas.

B. Bis zur Taufe.

Text: Matth. 15, V. 21—28.

Und Jesus ging aus von dannen, und entwich in die Gegend Tyrus und Sidon. Und siehe, ein cananäisches Weib ging aus derselben Grenze, und schrie ihm nach, und sprach: Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt. Und er antwortete ihr kein Wort. Da traten zu ihm seine Jünger, baten ihn, und sprachen: Laß sie doch von dir, denn sie schreiet uns nach. Er antwortete aber und sprach: Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlornen Schafen von dem Hause Israel. Sie kam aber, und fiel vor ihm nieder, und sprach: Herr, hilf mir. Aber er antwortete und sprach: Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme, und werfe es vor die Hunde. Sie sprach: Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tische fallen. Da antwortete Jesus, und sprach zu ihr: O Weib, dein Glaube ist groß! dir geschehe, wie du willst. Und ihre Tochter ward gesund zu derselben Stunde.

Wir fahren heute in der Lebensgeschichte unseres Uraun-Freundes, des Enquirer fort. Als Ueberschrift über dem neuen Lebensabschnitte stehe die Geschichte von dem kananäischen Weibe. Das kananäische Weib und

unser Enquirer sind sich in zwei Stücken gleich. Beide sind „schwache Werkzeuge", aber in beiden steckt ein starker Glaube. Die Kananäerin weiß von Jesu nur, daß er Davids Sohn ist, daß er Erbarmen mit Unglücklichen und Macht hat ihnen zu helfen. Aber von diesem Glauben macht sie einen so ernstlichen und kräftigen Gebrauch, daß sie dem Herrn zu stark wird, daß er thut, was sie will und, selbst von ihr gesteht: o Weib, Dein Glaube ist groß! Dein Glaube ist groß, das müssen wir aber auch von unserm Enquirer sagen. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit für einen armen Heiden, seinem heidnischen Aberglauben zu entsagen und zu dem lebendigen Gott, den er doch noch so wenig kennt, seine Zuflucht zu nehmen und kindlich seinem Wort zu trauen, das er zum ersten Male hört, und darüber nicht bloß den Spott und die Verachtung seiner Landsleute, sondern auch Verfolgungen und Verluste durch seinen Tikadar, den reichen und mächtigen Gutsherrn seines Orts zu erleiden. Dazu gehört ein größerer Glaube als wir daheim in unserer ruhigen, unangefochtenen Lage es meinen. Aber unser Enquirer wird uns noch mehr Hochachtung abnötigen, wenn wir nun weiter hören, wie es ihm gegangen ist.

Der Tikadar hat seine Drohungen wahr gemacht, er hat ihm den gepachteten Acker genommen. Hilfe dagegen giebt es nicht. Wollte der Enquirer die Sache bei Gericht anhängig machen, so würde der Tikadar einfach eine Reihe von falschen Zeugen gegen ihn aufstellen, und zudem sind die Advokaten des Tikadar beste Freunde. Wollte der Enquirer es trotzdem wagen, eine Klage anzustrengen, so ein Proceß kostet viel Geld. Das aber fehlt dem Enquirer. Er muß sich also in sein Schicksal

ergeben. — Der Tikadar hat ihn ferner verklagt, daß er mit der Pacht von 2 Jahren noch im Rückstande sei. Unser Enquirer hatte ja freilich, wie wir wissen, die Pacht längst bezahlt, aber der Tikadar hatte ihm keine Quittung darüber ausgestellt, und so wurde er verurteilt, die Pachtsummen noch einmal zu zahlen und außerdem die Proceßkosten zu tragen. Endlich hatte der Tikadar ihn verklagt wegen Verweigerung schuldiger Dienste und Abgaben, da der Enquirer seinem Verlangen, am Sonntag Gras für ihn zu schneiden, nicht nachgekommen war, war aber damit abgewiesen worden, weil das Herkommen zwar die Zahl der Grasbündel, nicht aber den Tag bestimme, an dem sie geschnitten werden müßten. Uebrigens hatte unser Enquirer bald nach jenem Gespräch mit dem Tikadar die Grasbündel an einem Wochentage geschnitten und sie dem Verwalter des Tikadar zugestellt; aber dieser hatte sie zu seinem eigenen Gebrauch an sich genommen und ihren Empfang vor Gericht in Abrede gestellt.

Der Enquirer hatte nun zunächst versucht, anderes Land zu pachten, hatte aber in seinem Dorfe kein anderes erhalten können. Die Heiden wollten es ihm nicht geben aus Furcht vor der Rache des Tikadar, die Christen, wenn sie etwas Land bei der durch heidnische Beamte ausgeführten Landesvermessung gerettet hatten, waren nicht im stande, sich darein noch mit anderen zu teilen. Der Enquirer mußte also im nächsten Dorfe Land suchen; er fand es zwar dort, aber die Bewirtschaftung war ihm doch durch die Entfernung sehr erschwert und verteuert. Dazu kamen nun noch Geldverlegenheiten. Die vorerwähnten Processe und doppelten Pachtzahlungen hatten ihn genötigt, sein Zugvieh zu verkaufen, um einen Teil

der geforderten Summe aufzubringen; den noch fehlenden Rest hatte er sich bei dem Dorfkrämer gegen 50 und 75 Prozent Zinsen borgen müssen. Die letzte Reisernte war zwar so ausgefallen, daß er mit den Seinen davon notdürftig das Jahr hindurch sich erhalten konnte. Aber es fehlte der Reis zur Aussaat, und die verkauften Ochsen mußten durch neue ersetzt werden. Da half denn nichts Anderes, er mußte das Saatkorn sich von dem Dorfkrämer vorschießen lassen und dafür übermäßig viel wieder zurück geben. Die Dienste der fehlenden Zugochsen ersetzte er durch ein Abkommen mit einem anderen Christen, nach welchem er dessen Ochsen für eine bestimmte Zeit zum Pflügen erhielt, wofür er ihm eine Anzahl von Tagen unentgeltlich beim Reisschneiden zu helfen versprach. — Das Verhältnis zu seinen Stammesgenossen ist allmählich etwas besser geworden. Zwar der Tikadar und seine Genossen sind seine erbittertsten Feinde geblieben und lassen ihm, wo es irgend geht, ihren Haß fühlen. Aber seine heidnischen Nachbarn und früheren Freunde haben sich daran gewöhnt, in ihm einen Christen zu sehen und haben wenigstens den äußeren Verkehr mit ihm wieder aufgenommen. Freilich die innere geistige Uebereinstimmung ist dahin und könnte nur wiederkehren, wenn er wieder Heide würde. Am schwersten hält es noch mit seinen Verwandten. Sie sehen in seinem Uebertritte zum Christentum ein ihnen persönlich angethanes Unrecht und eine Verletzung ihrer Familienehre. Um so inniger und fester aber sind seine Beziehungen zu den Christen geworden. Er fühlt jetzt, daß er einer Gemeinschaft angehört, die eine Macht im Lande ist, deren Mitglieder über alle Teile der Provinz verbreitet sind und nach Tausenden zählen. Er

ist zu den kirchlichen Festen mit den anderen Christen nach Ranchi, der Haupt-Missionsstation, gegangen, und ist da mit Christen aus allen Himmelsgegenden zusammengetroffen, die ihn alle als Bruder begrüßt und behandelt haben. Auch hat er nun herausgefunden, daß die Christen, von denen er als Heide viel Uebles gehört, viel besser, und was ihm besonders gefallen, viel klüger sind als die Heiden. Der Wandel der Christen ist reiner als selbst sein eigener bisher, und daß sie neben der Gerechtigkeit auch nach Weisheit und Bildung streben, das beweisen ihm die Bücher, die er in allen Christenhäusern, die er bisher besucht, gefunden, und die Thatsache, daß kein Christ getauft wird, der nicht den Inhalt wenigstens einiger Bücher kennt. Ja er selbst hat in seinem eigenen Haus bereits einen Katechismus und ein Buch, das Lukratschit, d. h. Evangelium des Lucas, genannt wird; und wenn er es bisher noch nicht lesen kann, so ist nicht sowohl sein guter Wille daran Schuld, als vielmehr der Mangel an Zeit; denn seine Ackerangelegenheiten und seine Processe haben ihn Monate lang in Anspruch genommen, und jetzt muß er erst das neugepachtete Land bestellen; aber er hat sich vorgenommen, sowie er mit der Reisernte fertig ist, zu dem Katechisten in die Schule zu gehen, um zu lernen.

Werfen wir nun einen Blick auf den Wandel des Enquirer. Der Mann hatte, als er sich zur Aufnahme in die christliche Gemeinde meldete, den besten Willen, alles das abzulegen, was in seinem bisherigen Wandel ihm als sündhaft bezeichnet worden war. Das betraf vornehmlich den Teufelsdienst, den Glauben an böse Geister und Zauberei, den Trunk und die Teilnahme

an heidnischen Festlichkeiten. Aber es ist nun nicht möglich, daß ein Heide, sobald er äußerlich Christ geworden ist, nun auch sogleich den Heiden gänzlich ausziehe und die heidnische Gesinnung vollständig ablege. Wohl muß die Mission das fordern. Aber der Missionar müßte einen geringen Grad von Menschenkenntnis besitzen, ja sich selbst noch nicht einmal gründlich kennen, der die Hoffnung hegen wollte, daß ein Heide alle seine bisherigen heidnischen Neigungen und Gewohnheiten nun im Augenblick ganz und gar abstreifen und ausrotten könnte. Das Verbot des Missionars kann bei einem aufrichtigen Enquirer zuerst nur soviel bewirken, daß er keinen thatsächlichen Anteil mehr an den heidnischen Sitten und Gebräuchen nimmt; den Sinn für denselben kann er erst dann verlieren, wenn der Geist Gottes in ihm die Ueberzeugung ihrer Sündhaftigkeit gewirkt hat; und das ist nicht im Handumdrehen geschehen. — Was bemerken wir nun an unserm Enquirer für Fortschritte seit seiner Aufnahme unter die Christen?

Es ist nachweisbar, daß er sich keiner heidnischen Handlung schuldig gemacht hat, obwohl es dazu an Versuchungen nicht fehlte. Wie hat ihm der Zauberer des Orts zugesetzt, ihn seine Beschwörungsformeln anwenden zu lassen, als zu Anfang der Regenzeit eins seiner Kinder krank geworden war! Wie oft hat er geglaubt, es ohne Bode nicht aushalten zu können, wenn er sich müde, niedergeschlagen und unwohl fühlte! Welche Mühe hat es ihn gekostet, die Töchter dahin zu bringen, daß sie des Nachts im Hause blieben, und die Söhne, daß sie nicht auf den Tanzplatz gingen! Aber er hat sich mannhaft gegen alle diese Schwierigkeiten gehalten. Dazu hat er,

so oft er konnte, mit den Seinigen die Gottesdienste und Andachten in der Dorfkapelle besucht, er ist einige Male in der großen Kirche zu Ranchi gewesen, und obgleich ihm in den Predigten noch vieles fremd und unverständlich geblieben ist, so hat er doch einzelne Sätze wenigstens verstanden. Auch die Lieder, welche die Christen singen, fangen an, für ihn Sinn und Bedeutung zu gewinnen, und bei einigen, welche seine Kinder des Abends am Feuer singen, kann er schon mit einstimmen. Und wenn er sich jetzt mit seiner Familie zum Essen niedersetzt, so beten sie alle das Khanabinti (Vaterunser), und wenn sie schlafen gehen, so flehen sie mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen auf den Knieen, daß die Gnade des Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes mit ihnen sei. Und so kann der Katechist des Orts vor dem Padri in Ranchi unserm Enquirer das Zeugnis ausstellen, daß er sich mit den Seinigen während des Probejahres unbescholten geführt habe; und er erhält nun den Auftrag, den Enquirer und seine Familie zur Taufe vorzubereiten.

Das hat nun freilich seine Schwierigkeiten. Zuerst ist dazu vieles zu lernen. Als Leitfaden bei dem Taufunterricht dient ein Katechismus, dessen Hauptfragen, die darin enthaltenen 10 Gebote, das Vaterunser und die Angaben über die Taufe auswendig zu lernen sind. Das geht aber nun nicht so leicht und rasch. Denn die Lernenden können noch nicht lesen, und der Katechist muß ihnen daher Wort für Wort und Satz für Satz so lange vorsprechen, bis sie ihn richtig nachsprechen und endlich selbständig wiederholen können. Da nun der Uraun in seinem ganzen Leben noch nicht auswendig gelernt hat,

so ist sein Gedächtnis ganz ungeübt und die Vorbereitung zur Taufe ist ein Berg, den zu erklimmen ihm oft ganz unmöglich erscheint. Aber da kommen ihm seine Kinder zu Hilfe; ihnen wird das Lernen noch leicht; da kommt es denn bald so, daß die Kinder die Lehrer der Eltern werden, indem sie ihnen des Abends bei dem Feuer im Hofraum das Auswendiggelernte und die darüber empfangenen Erklärungen wiederholt vorsagen, bis sie in dem langsamen Gedächtnis haften. Und so wird endlich dieser Berg überstiegen. — Aber eine größere Schwierigkeit türmt sich da auf. Die drei Hauptfrüchte, auf deren Erzielung es bei aller missionierenden Thätigkeit ankommt, sind doch die: Verständnis und Erkenntnis der eigenen Sünde, Heilsverlangen und aufrichtige Buße, Aneignung des Heils durch den Glauben an Jesum Christum. Aber diese 3 Hauptsachen: Erkenntnis der Sünde, Buße und Glaube, sie sind dem Uraun etwas ganz Neues; er weiß von Sünde, Buße und Glaube durchaus nichts, in seiner Sprache kommen diese 3 Worte nicht vor, so daß man mit ihm gar nicht einmal davon sprechen kann. Ja er hat gar keine Worte für die Begriffe Gerechtigkeit, Heiligung, Gnade, Vergebung, Liebe, Wahrheit, Gebet, Ewigkeit u. s. f., das alles fehlt in seiner Sprache, es müssen die Worte erst aus einer anderen Sprache (dem Hindi, das dem Uraun verwandt ist) herübergenommen und ihm allmählich verständlich gemacht werden. Das geschieht denn im Laufe der Zeit, in welcher er mit staunenswerter Ausdauer und Geduld aufmerkt und lernt. Allmählich füllen sich die Schatzkammern seines Gedächtnisses mit kurzen oder langen Sätzen in Menge und die Schatzkammern seines Herzens mit Gedanken und Grundsätzen, die seinen bisherigen Anschauungen schnurstracks zuwider

sind; und das so Angeeignete läßt den Kampf zwischen Finsternis und Licht, zwischen Lüge und Wahrheit in ihm entbrennen. Wie freilich der endliche Ausgang des Kampfes sein werde, läßt sich jetzt noch nicht mit Sicherheit voraussagen; aber das wenigstens läßt sich an ihm wahrnehmen, daß er täglich kleinere Siege über seine immer wieder auftauchenden heidnischen Gewohnheiten und Neigungen gewinnt. Man hat ihn versichert, wenn er den Herrn Jesum bitte, so werde ihm dieser seinen Geist geben und ihm helfen, nicht nur das Gelernte zu verstehen, sondern auch das Befohlene zu thun; und das hat er sich nicht vergeblich sagen lassen; er betet alle Tage allein oder mit den Seinigen, und wenn der Katechist vor und nach dem Unterricht für sie um Erleuchtung von oben fleht, so beten sie alle vernehmlich mit, und solch ein Gebet bleibt nicht unerhört; und wenn Gott dem Demütigen Gnade giebt, so muß er auch auf sie seine Gnadenströme fließen lassen, denn sie sind von Herzen demütig. Und wenn wir nun unsern Uraun-Freund fragen würden: Bist du ein Sünder? Willst du dein sündiges Leben bessern und hinfort nach dem Wort Gottes leben? Glaubst du an den Herrn Jesum Christum? Suchst du wahrhaftig nach Vergebung der Sünden? so würden seine Antworten keinen Zweifel darüber lassen, daß wir eine Seele vor uns haben, der es mit dem Christwerden aufrichtiger Ernst ist.

Der Taufunterricht der Enquirer-Familie hat nun 4 Monate gedauert. Da geht eines Tages der Dorfkatechist zum Padri nach Ranchi, um ihm Bericht über den Verlauf des Taufunterrichtes wie über die Fortschritte seiner Pflegebefohlenen zu machen; zugleich trägt er ihre Bitte vor, zur Taufe zugelassen zu werden. Der

Padri trägt ihm auf, die Leute zum bevorstehenden Osterfest zu ihm zu bringen. Das geschieht denn auch. Am grünen Donnerstag, an welchem die ganze Gemeinde in der Haupt-Missionsstation sich versammelt, pilgert auch unsere Enquirer-Familie in Gemeinschaft mit den übrigen Christen des Ortes nach Ranchi. Nur die alte Großmutter ist zu Haus geblieben, ihr ist der Weg zu weit; aber wenn der Padri auf seiner nächsten Rundreise durch ihr Dorf kommt, dann will sie sich auch taufen lassen. — Am Sonnabend vor dem Feste ist die Prüfung der Taufbewerber. Sie ist eine eingehende und die Geprüften merken wohl, daß der Padri ihre innersten Gedanken aus dem Herzen herauslesen will. Aber die Prüfung geht glücklich von statten, und als der Padri sie fragt, ob sie nun wirklich der Welt entsagen und das Kreuz Christi auf sich nehmen wollen, da antwortet der Vater laut und freudig: Ja! Am Ostermorgen finden wir die kleine Schar wieder in der Kirche im Hauptgottesdienst. In reine Gewänder gekleidet treten sie nach Beendigung der Predigt angesichts der Gemeinde vor den Taufstein, der Katechist, der sie gelehrt hat, und der Gemeindeälteste ihres Ortes, neben ihnen, und die Augen der ganzen in dichtgedrängten Reihen sitzenden Ostergemeinde sind teilnahmsvoll auf sie gerichtet, denn die ganze Gemeinde ist Taufpatin und Zeugin des Gelübdes, das sie heute ablegen. „Ich verlasse die Welt und den Teufel und entsage der Sünde und allen heidnischen Sitten dieses Landes und übergebe mich dir, o dreieiniger Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, daß ich für dich lebe und für dich sterbe. Dazu helfe mir der Herr! Amen." So lautet ihr Gelübde, und nachdem sie mit vereinter Stimme ihren Glauben bekannt haben, werden sie unter Nennung ihrer

neuen Namen getauft in den Tod Christi und aufgenommen in die Gemeinschaft der Gläubigen. — Der Ostermontag versammelt die Festgenossen noch einmal. Ehe sie in ihre Dörfer auseinandergehen, drängt es den Padri, ihnen noch ein Abschiedswort mit auf den Weg zu geben, und als er die versammelten Scharen im Gebet dem großen Osterfürsten an's Herz legt und dabei der Neu-Getauften insbesondere fürbittend gedenkt, da versteht Prabhudas (zu Deutsch: des Herrn Knecht, so heißt unser Freund nun), gar wohl, was der Padri für ihn und sein Haus bittet, und er sagt aus vollem Herzen Amen dazu.

Dein Glaube ist groß. So sagt der Herr von dem kanaanäischen Weibe. So müssen wir auch von Prabhudas sagen. Prabhudas hat ein verhältnismäßig geringes Wissen auf religiösem Gebiet, trotz des genossenen Taufunterrichtes. Aber das, was er weiß, das glaubt er wirklich, und von dem, was er glaubt, macht er wirklich und ernstlich Gebrauch. Uns, die wir soviel mehr wissen, fehlt so oft der Ernst und die Einfalt, welche aus jedem Worte Gottes eine Waffe macht, mit der sie Sünde und Welt überwindet. Welche Fülle göttlicher Lebenskräfte müßten in uns ein- und von uns ausströmen, wenn wir auch nur alle Katechismuswahrheiten im Ernst glaubten und in Einfalt anwendeten! Aber unser Glaube ist matt und träge; er widerspricht nicht, aber er wendet auch nicht an und gebraucht nicht, deshalb sind wir so ohnmächtig. Das wäre ein großer Segen unserer Missionsstunden, wenn sie uns im Ernst beten lehrten: „Wir glauben, lieber Herr; hilf unserm Unglauben!“ Ja „mehre uns den Glauben!“ Amen.

3. Prabhudas.

C. Große und kleine Abc-Schützen.

Text: Phil. 1, V. 3—6 und 9—11.

Ich danke meinem Gott, so oft ich euer gedenke, (Welches ich allezeit thue in allem meinem Gebet für euch Alle, und thue das Gebet mit Freuden,) über eurer Gemeinschaft am Evangelio, vom ersten Tage an bis her. Und bin desselbigen in guter Zuversicht, daß, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen, bis an den Tag Jesu Christi. Und darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beste sei: auf daß ihr seid lauter und unanstößig bis auf den Tag Christi, erfüllet mit Früchten der Gerechtigkeit, die durch Jesum Christum geschehen (in euch) zur Ehre und Lobe Gottes.

Wir wollen heute einen neuen Abschnitt aus dem Leben unseres Freundes Prabhudas kennen lernen. Was Paulus in unserm heutigen Texteswort den Philippern zuruft: Ich danke meinem Gott, so oft ich eurer gedenke, über eurer Gemeinschaft am Evangelio, das können wir auch in bezug auf Prabhudas thun. Wieviel ihn sonst von uns trennt, er gehört doch mit uns zu einer Gemeinschaft, der Gemeinschaft Christi. Nun ist es ja schon viel, Glauben zu haben, und von wem das gesagt werden kann, er glaubt, über den kann man Gott danken.

Aber es ist nun auch nötig, daß der Glaube und die Liebe je mehr und mehr reich werden in allerlei Erkenntnis und Erfahrung. Ist der Glaube nicht erfüllet mit Früchten der Gerechtigkeit, die durch Jesum Christum geschehen, so ist er nichts gewesen. Das christliche Leben duldet keinen Stillstand. Immer heißt es: weiter, lieben Brüder, in allem was wahrhaftig ist, was gerecht, was keusch, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem trachtet nach! Sehen wir nun, wie sich dieses christliche „Weiter, lieben Brüder!“ dieser Grundsatz des Fortschritts, bei unserm Freunde Prabhudas gestaltet. Die Taufe war nicht nur für das innere Leben des Prabhudas, sondern auch für das äußere ein großer, wichtiger Schritt. Nun gab's kein rückwärts mehr nach dem Heidentum, alle Brücken, die etwa noch dahin geführt hätten, waren abgebrochen. Vor und bis zur Taufe gab es für ihn noch eine Möglichkeit, sich wieder zum Heidentum zurück zu wenden; und an Versuchungen dazu hat es ihm nicht gefehlt. Seine Verwandten hatten ihn zu überreden gesucht; sogar der Tikadar hatte seinen Einfluß aufgeboten, um ihn zu gewinnen, und ihm äußere Vorteile angeboten; aber Prabhudas war standhaft geblieben. Nicht alle haben freilich die Kraft, solchen und ähnlichen Versuchungen zu widerstehen. Enquirer, die um äußerer Vorteile willen Christen geworden sind, schlagen wieder um, wenn sie dieselben nicht erlangen. Andere lassen sich durch die Drohungen des Tikadar schrecken, wieder andere werden durch heidnische Nachbarn und Verwandte verführt, wieder Bode zu trinken und in Krankheitsfällen den Zauberer rufen zu lassen, damit er durch seine Kunst die Krankheit banne; junge Leute werden dem Christentum untreu, weil sie es

ohne Tanz und Spiel nicht aushalten können. Aber Prabhudas hat das alles überwunden. Durch die Taufe ist nun der letzte Faden durchgeschnitten, der ihn vielleicht noch äußerlich mit der Welt verband; nun giebts für ihn keine Rückkehr mehr, auch die Heiden haben ihn aufgegeben.

Damit ist nun nicht gesagt, daß Prabhudas gar kein Heidentum mehr in sich hätte. Ach, die gründliche Ausrottung heidnischer Gesinnung ist nicht mit einem Male geschehen; der Kampf mit dem Heidentum in ihm geht fort sein ganzes Leben lang, und der Sieg wird ihm um so schwerer, als er immer unter Heiden leben muß; er kann außerhalb seines Hauses keinen Schritt thun, ohne heidnische Reden und Gesänge zu hören und heidnische Belustigungen zu sehen. Es ist daher schon viel, daß wir von Prabhudas sagen können, daß er den besten Willen hat, ein wahrer Christ zu werden; und weil er das aufrichtig will und der Herr es dem Aufrichtigen gelingen läßt, so dürfen wir hoffen, daß Prabhudas sein Ziel erreichen werde. Dazu bedarf er aber noch ferner der Belehrung, Ermahnung, Aufmunterung und Fürbitte seiner Mitchristen. Sehen wir, wie sie das durch den Katechisten treiben. Prabhudas, sagt der Katechist, als sie beide von dem Osterfest heimkehrend auf ihr Dorf zuwandern, was zur Taufe notwendig war, das hast du nun gelernt; aber das ist nicht genug, du mußt noch mehr lernen. — Ja, Babu, was soll ich noch lernen? — Das Wort Gottes! — Was du mich bisher gelehrt hast, war das nicht Gottes Wort? — Ja, aber nur ein Teil desselben, du mußt das ganze lernen! — Wie? das große Buch, aus dem du in der Kirche vorliesest? —

Das und noch mehr! Das Buch, das du meinst, ist nur ein Teil des Wortes Gottes, der Naya Niyam (das neue Testament), außer diesem giebts noch einen Teil, der heißt Purana Niyam (das alte Testament); ein Christ muß wissen, was in beiden steht, denn beide sind Gottes Wort. — Das krieg ich nimmer fertig, ich bin zu alt dazu, aber meine Jungen können's, die lehre! — Ueber deine Kinder rede ich auch noch mit dir, jetzt handelt es sich um dich. Du kannst alles, was im alten und neuen Testament und in noch vielen andern Büchern steht, lernen, wenn du lesen lernst. — Das ist richtig; ich hab' dich auch bitten wollen, mich lesen zu lehren, aber der Taufunterricht ließ mir keine Zeit dazu. — So fange jetzt an! In den Monaten, die noch bis zur Pflüge- und Saatzeit übrig sind, kannst du wohl soweit kommen, leichtere Worte zu lesen, und nachher, wenn die Ackerarbeit dich des Tages in Anspruch nimmt, dann setzen wir den Unterricht des Abends fort. — Das leuchtet dem Prabhudas ein, und er verspricht, die heiße Zeit hindurch sich täglich eine oder zwei Stunden im Lesen unterrichten zu lassen und damit noch diese Woche anzufangen. — Was nun deine Kinder betrifft, fährt der Katechist fort, so müssen die auch noch mehr lernen, und besonders deine Söhne, die mußt du in die Schule schicken. — Das geht nicht, die müssen mir bei der Feldarbeit helfen; wer soll mit mir pflügen und das Vieh hüten, wenn die Jungen in der Schule sind? — Nun, sie bleiben ja nur ein paar Stunden in der Schule, während der Zeit kannst du das Vieh dem Dorfhirten übergeben, und in der Ackerzeit wird ja des Abends Schule gehalten, da haben sie den Tag für die Arbeit frei. — Das ist wohl

wahr, aber wenn ich auch auch wollte, wer weiß, ob sie wollen? — Darüber können wir gleich Gewißheit erlangen, rufe sie heran, wir wollen sie fragen. — Die beiden Söhne des Prabhudas laufen mit den Kindern der anderen heimkehrenden Christen dem Zuge voran. Sie werden herbeigerufen, der Vater teilt ihnen den Vorschlag des Katechisten mit und fragt sie, was sie dazu meinen. Die Jungen sind augenscheinlich nicht sehr erbaut davon; sie haben eben erst beinahe 4 Monate unausgesetzt lernen müssen, und wenn es ihnen auch gefiel, so lange sie dabei waren, so hat doch die Aussicht, nun mehrere Stunden des Tags still sitzen und sich den ungewohnten Anstrengungen des Lernens aufs neue unterziehen zu sollen, für sie durchaus nichts Verlockendes, und sie geben ihrer Ansicht durch ein entschiedenes „mal kaum", wir wollen nicht, unverhohlenen Ausdruck. Aber der Katechist läßt sie so leicht nicht los. Er stellt ihnen vor, daß, wenn sie nicht in die Schule gingen, sie ganz dumm bleiben würden, während die andern Christenkinder viel mehr von der christlichen Religion und vielen anderen nützlichen Dingen wüßten als sie. Aber weder das noch das Zureden des Vaters und der Mutter nützt etwas; sie fühlen, daß sie einen Teil ihres Willens und ihrer Freiheit daran geben müssen und beharren bei ihrer ablehnenden Stellung. Als ihnen aber der Katechist erklärt, wenn sie in die Schule gingen und brav lernten, so würden sie vielleicht schon nächstes Jahr in die große Schule zu Ranchi aufgenommen, und wenn sie sich dort gut machten, könnten sie einmal Lehrer oder Katechisten werden, da nimmt die Frage doch eine andere Gestalt an. Das Versprechen des Katechisten, sie am Weihnachts-

feste mit nach Ranchi zu nehmen und sie dem Padri als seine Zöglinge vorzustellen, giebt den Ausschlag, und als Prabhudas dem Katechisten vor seinem Hofthore zum Abschiede Jisu sahai sagt, erhält er die Zusage, daß die beiden Knaben von morgen ab die Schule in der Kapelle besuchen werden. Und wirklich, am andern Morgen kommen die beiden Jungen des Prabhudas auf das Läuten der Glocke an.

Die Art und Weise des Unterrichts in den Dörfern ist eine sehr einfache. Die mit Sand bestreute Erde ersetzt die Bänke und das Katheder für Schüler und Lehrer; und waren dem Kaufmann in der Stadt die Schiefertafeln ausgegangen, so zeichnet der Finger als lebendiger Stift die Buchstaben in den Sand des Fußbodens. Lehrfibeln, Spruchbücher und Bibeln sind stets vorhanden, und die Rechenmaschine bringt ja der Schüler selbst mit in Gestalt seiner Finger, die ihm mit ihren Gelenken die vorgelegten Exempel lösen helfen. Mit besonderem Eifer wird der Gesang gepflegt, und wenn wir einmal in die Christuskirche nach Ranchi kämen, so würden wir staunen, wie schön alle unsere deutschen Choräle, ja die vierstimmigen Chöre der Liturgie von der ganzen Gemeinde, oder auch wohl eine Arie vom Sängerchor des Seminars vorgetragen werden. — Neben den Schulen für die Kinder bestehen hie und da auch Abendschulen für Erwachsene, in denen die Katechisten oder Lehrer die älteren Christen, welche noch lesen und schreiben lernen wollen, unterrichten. Und damit auch der ältere weibliche Teil der christlichen Dorfgemeinde nicht vernachlässigt wird, sind die Frauen der Lehrer und Katechisten angewiesen, sich ihrer Mitchristin-

nen anzunehmen, sie zu besuchen und wenn sich Gelegenheit bietet, sie auch zu unterrichten.

Unser Abc-Schütze Prabhudas verspürt auch bald die Wirkungen, welche die Schule auf ihn und seine Familie ausübt. Seinem Versprechen getreu ist er jeden Abend, Markt- und Sonntage ausgenommen, zum Katechisten in die Lesestunde gegangen, und wenn's auch manchen Seufzer kostete, ehe er sich mit dem Abc befreunden konnte, so hat er doch mit der Zeit und unter aufrichtigem Gebet auch diesen Berg überstiegen, und als er erst soweit war, daß er Buchstabe an Buchstabe und Silbe an Silbe reihen konnte, da fielen ihm unvermerkt auch die Worte von den Lippen, und als aus den ersten Wörtern der erste Satz wurde, da war seine Freude so groß, daß er ihn den ganzen Abend hindurch immer und immer wieder las und nicht verfehlte, seine Hausgenossen mit seiner so schwer errungenen Gelehrsamkeit in Erstaunen zu setzen. — Nun kannst du lesen, sagt ihm sein Lehrer am nächsten Abend; so wie diese sehen alle Buchstaben und Worte aus, und alle Bücher sind so gedruckt. — Prabhudas schüttelt ungläubig mit dem Kopfe und meint, so weit sei er doch noch nicht. — Versuchs doch, erwidert der Katechist, und reicht ihm statt des neuen Testamentes, in dem sie bisher gelesen haben, das alte Testament hin, und siehe da, auch jetzt gestalten sich die Zeichen zu Worten und in einer Viertelstunde hat er den Anfangsvers überwunden; ein gleiches Resultat begleitet seine Versuche im Gesangbuch und im Katechismus. Die Wahrheit der Behauptung des Katechisten, daß er nun lesen könne, geht ihm wie ein heller Lichtglanz im Herzen auf. **Ab sakte hain**, nun kann ich es, sagt er unwill-

kürlich, und in erhobener Stimmung geht er nach Haus, und wie er der Seinen im Hofe ansichtig wird, ist sein erstes Wort: ab sakte hain! Von nun an geht Prabhudas nie ohne das neue Testament und das Gesangbuch in den Gottesdienst. Jeden Vers des vorgesagten Liedes verfolgt er mit eifrigem Blick, und wenn der Katechist das Evangelium verliest, so schlägt er's in seiner Bibel auch auf und liest's bedachtsam mit. Geht er aber nach Ranchi, so begleiten ihn die beiden Bücher in einem kleinen Leinwandbeutel, der über seine Schultern hängt; und wenn in der großen Kirche der Padri vor dem Altar oder von der Kanzel herab das Evangelium oder die Epistel verliest, und die Engländer, die in der Kirche sitzen, und die Zöglinge der hohen Schule und die Lehrer und die klugen Leute alle ihre Bücher aufschlagen, um mit zu lesen, so kann er das auch thun und liest's gerade so gut wie der Padri. Am schönsten aber ist es doch, wenn er in der kalten Zeit des Nachmittags zu Hause im Hofe im wärmenden Sonnenschein liegt und laut liest (denn wenn es nicht in der Kirche ist, liest er immer laut, damit er auch höre, was da steht). Die Hausfrau, die Samenkerne aus den Baumwollenflocken auskernt, und die beiden Töchter, die die Spinnräder drehen, hören zu, und er versucht nach dem Maße seiner Weisheit ihnen das Gelesene zu erklären. Die beiden Jungen, die regelmäßig die Schule besucht haben und schon lange lesen und noch viel mehr gelernt haben, sind auch da und befriedigen die Anforderungen ihres hungrigen Magens, indem sie große Massen Reis, die sie mit Salz würzen, verzehren. Aber indem der Vater das Gelesene erklärt, vermessen sie sich, ihm dreinzureden, denn sie wissens

natürlich besser als er, und er kanns gar nicht begreifen, wie die Burschen dies alles so schnell gelernt haben. Und die alte Großmutter mit den trüben Augen und dem weißen Haar kauert daneben und murmelt mit den Lippen, als wenn sie sich wunderte über den Umschwung der Dinge im Haus und auch noch mitreden wollte; es geht aber nicht mehr, denn ihre Lebenskraft ist erschöpft und ihr Ende nahe. Aber sie hats auch noch gehört, daß ihr Erlöser lebt, und als nun der Padri kommt, um die Christen im Dorf zu besuchen und die Großmutter fragt, ob sie an den Herrn Jesum Christum glaube und durch ihn selig werden wolle, da nickt sie „Ja" und wird auf dies Bekenntnis getauft, denn sie will als Christin sterben und begraben werden.

Aber noch ein anderes Ergebnis hat der Besuch des Padri im Dorfe. Als der Padri die Schule prüfte, da gefällt ihm unter den Schülern der älteste Sohn des Prabhudas, Paulus, der verständige Antworten giebt und ein kluger Kopf zu sein scheint. Als der Padri den Prabhudas in seinem Hause besuchte, sagte er ihm das und riet ihm, den Knaben nach Ranchi auf die Schule zu thun. Und als der Missionar bei seinem mehrtägigen Aufenthalt im Ort die Kripa, die jüngste Tochter des Prabhudas als bescheidenes und anstelliges Mädchen kennen lernt, da stellt er den Eltern vor, wie wünschenswert es sei, auch die Tochter ordentlich ausbilden zu lassen. Nachdem sich Prabhudas die Sache überlegt, willigt er ein. Der Paulus möchte lieber heute noch nach Ranchi, aber die Kripa will lieber zu Hause bleiben; als ihr aber die Eltern versprechen, sie recht oft zu besuchen und sie daran erinnern, daß ja auch der Bruder mitgehe und daß

sie in der Schule die Bharosi, ihre Freundin, wiederfinden werde, da sagt sie „Ja". So werden sie denn beide nach Ranchi gebracht. Da sehen sie sich die Sache einen Tag mit an. Und als die Eltern die Kripa am andern Morgen fragen: Nun, wie stehts, willst du bleiben oder nicht? da hat sie sich für das Bleiben entschieden und ist dann zur Missionarsfrau gebracht worden, die Mutterstelle an den Mädchen der Schule vertritt, so lange sie in Ranchi sind, und die hat sie mit Freude aufgenommen. Der Paulus aber treibt sich mit den andern Jungen schon auf dem Spielplatze vor dem Schulhause umher, (denn heute sind noch Ferien,) und als die Eltern Abschied von ihm nehmen, da reicht er ihnen die Hand und sagt **Jisu sahai**, ohne daß ihm die Augen naß werden. — —

Wieder ist's Ostern, zwei Jahre nach Prabhudas' Taufe, und wieder finden wir ihn mit den Seinen unter den Scharen, die sich in der großen Kirche zu Ranchi zum Fest zusammengefunden haben. Für Prabhudas ist's heute ein doppeltes Fest, denn er feiert sein erstes Abendmahl. Von Weihnachten an ist er mit seiner Frau zur Teilnahme an demselben vorbereitet worden, am Ostersonnabend hat sie der Padri nach vorangegangener Prüfung konfirmiert und am ersten Feiertag treten sie mit den anderen Kommunicanden zum Altare. Mit einem Dankgebet im Herzen gegen den gnadenreichen Sünderfreund, der sich auch dieser Seelen erbarmt und sie mit seiner Liebeshand soweit geführt hat, daß sie, vor wenig Jahren noch Heiden, jetzt teilhaftig des Leibes und Blutes Christi werden sollen, reicht der Padri den in Herzensdemut an den Stufen des Altars Knieenden die herrlichsten Gaben, die die christliche Kirche zu geben hat, den Leib und das

Blut des Herrn, und entläßt sie mit dem Segen des dreieinigen Gottes. Und so gesegnet verleben sie noch in Stille mit ihren Kindern den zweiten Festtag in Ranchi; dann machen sie sich mit den übrigen Festgenossen wieder auf den Weg nach Hause.

Mit diesem Abschnitt in dem Leben unseres Freundes Prabhudas wollen wir unsere heutige Missionsstunde schließen. Was für eine gewaltige Veränderung ist mit ihm vorgegangen, seitdem wir ihn zum ersten Male gesehen haben! Was für eine gewaltige Sinnesänderung setzt das voraus, daß er nun das Wort Gottes liebt, gerne hört und lernt! ja viel mehr, daß er sich durch dasselbe leiten läßt, der früher nur blinden, verdorbenen Begierden folgte! Und wie sieht man ihm das auch äußerlich an! Der düstere, wilde Ausdruck des Gesichts, wie er den Heiden eigentümlich ist, ist verschwunden, er sieht ganz freundlich drein. Kurz wir haben in jeder Beziehung „eine neue Kreatur." Und so ists auch mit den Seinigen. Aber nun kommt alles darauf an, daß sie „treu sind, darinnen sie berufen sind," daß sie das „Weiter, lieben Brüder" des Paulus sich gesagt sein lassen, daß sie „mit Früchten der Gerechtigkeit erfüllt werden, so durch Jesum Christum geschehen." — Aber wieviel haben doch auch wir darin noch zu thun! Möchte es eine Frucht dieser Missionsstunde sein, daß auch wir uns bemühen unter dem Beistand des Geistes Gottes, immer reicher zu werden an allerlei Erkenntnis und Erfahrung Gottes! Amen.

---

4. Prabhudas.

D. Der Gemeindeälteste.

Text: Ev. Johannis 8, V. 12.

Da redete Jesus abermal zu ihnen, und sprach: Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.

Es ist heute die letzte Betrachtung, die wir dem Leben des Prabhudas widmen. In der letzten Stunde haben wir gesehen, wie er unter rechtschaffenem Fleiße es soweit gebracht hat, daß er die für Konfirmation und Teilnahme am heiligen Abendmahl nötige Vorbildung sein eigen nennt, und wie mit dieser äußeren Entwicklung die innere gleichen Schritt gehalten hat. Was für eine Veränderung ist doch mit diesem armen Heiden vor sich gegangen! Ihr erinnert euch noch, wie wir ihn zum ersten Male trafen, wie die Zeit gar nicht so sehr weit zurückliegt, wo der Bode=Topf sein bester Freund, thörichte Zaubermittel sein Trost und seine Hilfe in der Not, seine höchsten Genüsse Fressen und Saufen waren. Wie anders jetzt! Jetzt ist das neue Testament sein steter Begleiter, seine Erholung zu Hause ist Lesen und Schreiben, seine Kinder, früher die ersten und letzten auf dem Tanzboden, werden die Tochter zu einer Lehrerin, der Sohn zum

Lehrer ausgebildet, die übrigen Kinder bleiben zur Stütze der Eltern zu Hause und erweisen sich ihnen unterthan und gehorsam. Die Wirtschaft des Prabhudas, früher vernachlässigt, blüht jetzt, statt 2, stehen 4 Ochsen im Stalle. Er sagt selbst, daß er von den Christen sein Geschäft habe zweckmäßiger betreiben gelernt, so daß es mehr abwirft denn früher; dazu kann er jetzt soviel zurücklegen, als ihm früher die kostspieligen Opfermahlzeiten und Trinkgelage gekostet haben. — Das sind doch gewaltige Veränderungen! Und fragen wir ihn, wem er das Alles zu verdanken habe, dann erwidert er uns freudestrahlend: Jisu Massih! dem Herrn Jesu! — Ja, Prabhudas steht in dem Strahlenkreise dessen, der das Licht der Welt ist. Wo Jesus ist, da ist es Licht in einem Menschen; wo er nicht ist, da tappt man im Finstern und vollbringt das Werk der Finsternis. Das weiß Prabhudas und hält nun unverbrüchlich fest an ihm.

Heute treten wir nun in einen neuen Lebensabschnitt des Prabhudas ein. Prabhudas bekommt eine Würde, die aber zugleich eine Bürde ist, denn sie ist mit Verantwortung verbunden; aber er übernimmt diese Bürde gerne, denn er trägt sie für die Brüder. Prabhudas wird Gemeindeältester. Der Gemeindeälteste in den christlichen Kolhsgemeinden hat nichts von politischer, weltlicher Gewalt. Das Gebiet, was ihm und dem Katechisten gemeinsam zugewiesen ist, ist die christliche Armen- und Krankenpflege, die Seelsorge, die Einführung und Aufrechterhaltung christlicher Ordnung und Sitte und die Handhabung der Kirchenzucht.

Wie ist es nun dazu gekommen, daß dem Prabhudas

dieses wichtige und schwierige Amt ist anvertraut worden? Das soll das heutige Missionsbild zeigen.

Es ist Regenzeit in Indien. Die Schleußen des Himmels und die Brunnen der Tiefe haben sich aufgethan und das dürstende Erdreich getränkt. Acht Monate lang hat die heiße Zeit gedauert; das Land ist entsetzlich dürr, alle Gewächse sind ausgedörrt, eine zollhohe Staubkruste lagert über der Erde, Bäche und Flüsse sind vertrocknet. Endlich ziehen die lang ersehnten Wolken herauf, unter Blitz und Donner bersten sie, und Gott läßt wieder einmal regnen über Gerechte und Ungerechte. Die Bäche rauschen wieder und die Flüsse wälzen ihre Wellen den großen Riesenströmen Indiens zu; das Leben in Feld und Flur erwacht, allenthalben sieht man die Pflüge im Gang und schon streut der Säemann den Samen in die Furchen. — Aber nicht lange währt die Freude. Der Regen will diesmal nicht wieder aufhören. Vier Monate lang hat es schon gegossen, und noch nimmt es kein Ende. In die nur aus Lehm leicht aufgeführten und nur mit Stroh gedeckten Hütten dringt der Regen, die Höfe werden zu Moräſten. Das naßkalte Wetter erzeugt böse Krankheiten; Fieber, Cholera und Ruhr halten ihren Einzug. — —

Es ist eine stürmische Septembernacht in Baraghar, so heißt der Wohnort des Prabhudas. Nur den Wind hört man pfeifen und den Regen auf den aufgeweichten Boden klatschen. Niemand ist auf der Straße, selbst die Hunde haben ihr heiseres Gebell eingestellt und liegen in der Hütte. Da tritt Prabhudas aus der Thür seines Hofes. In eine Decke gehüllt zum Schutze gegen den Regen arbeitet er sich durch Schmutz, Regen und Finsternis nach dem andern Ende des Dorfes. Endlich ist er

am Ziel. Es ist ein Christenhaus, vor dem er Halt macht. Der Laut einer Stimme tönt ihm entgegen, es klingt langsam und feierlich wie Gebet. Leise zieht er die Thür auf und tritt ein und steht nun still mit gefalteten Händen und wartet bis der Betende Amen sagt. Wir befinden uns mit Prabhudas in der Wohnung des Gemeindeältesten. Der liegt krank auf einem niederen Bettgestell und will sterben; sein Auge ist halbgebrochen, seine Hand kalt, sein Atem ist nur noch ein Röcheln. Das böse Fieber hat ihn vor 4 Wochen ergriffen; er achtete nicht darauf, sondern ging, so lang er konnte, seiner Arbeit nach, und als er nicht mehr aufstehen konnte, da war's zu spät. Die Gemeinde des Ortes gedachte täglich seiner in ihrem Gebet. Allein der Leidende fühlte, daß er abgerufen werden würde. Er bat den Padri, aus Rauchi zu kommen und ihm das heilige Abendmahl zu reichen. Unter Beisein der ganzen Gemeinde geschah das, zum Schluß sang man seine Lieblingslieder, dann reichte er allen die Hand zum Abschiede. Von da an wurde er sichtlich schwächer, und heute ist sein letzter Tag gekommen. Die Christen haben sich durch die Nacht und das tobende Unwetter nicht abhalten lassen, sich um ihn zu sammeln und haben in gemeinsamen Gebet seine Seele Gott befohlen. Nun erheben sie sich von ihren Knieen und warten schweigend auf sein Ende. Und nun öffnen sich zum letzten Male die Lippen des Sterbenden; mit den Worten „Jisu, Jisu, Hallelujah!" entschläft er. Nicht heulendes Klagegeschrei und Schlagen der Brust und Raufen der Haare wie bei den Heiden verkünden der Welt den Tod des Christen. Die Witwe weint um ihren Gatten, die Kinder weinen um den Vater, und in den Augen der Um-

stehenden, besonders des Prabhudas, der sein Freund und in der Gemeindepflege seine Hülfe gewesen, glänzt eine Thräne; aber sie trauern nicht, wie die, welche keine Hoffnung haben. „Der Herr hat ihn hingenommen,“ sagt Prabhudas zu Martha, der Frau des Verstorbenen, als er ihr beim Weggehen die Hand reicht. Sie antwortet nicht, aber Ergebung und Hoffnung lindern ihren Schmerz, denn sie glaubt an den, der zu ihrer Namensschwester, der Martha in Bethanien, einst gesagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. — Am Nachmittag des nächsten Tages finden wir über 100 Christen vor dem Trauerhaus versammelt. Die Leiche ist mit einem Stück weißen Zeuges bedeckt und wird, in eine Matte von Palmengras eingehüllt, auf eine Bahre gelegt. Der älteste Sohn des Hauses, zwei Brüder und Prabhudas heben dieselbe auf und tragen sie, gefolgt von der ganzen Gemeinde, nach dem kleinen Kirchhofe. Hier hält der Katechist die vorgeschriebene Begräbnisliturgie, die Träger senken die Leiche hinab, die Angehörigen lassen drei Hände voll Erde als letzten Gruß in das Grab fallen, es wird gefüllt, die Gemeinde singt: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär in Dir!“ Das Vaterunser, von allen laut gebetet, beschließt die ernste Feier.

Vier Wochen nach dem eben erzählten Ereignis teilt der Katechist nach der Abendandacht den Christen mit, daß der Padri eine Gemeindeversammlung zur Wahl eines neuen Gemeindeältesten angeordnet habe und daß dieselbe am anderen Tage abgehalten werde, wozu er die christlichen Hausväter des Dorfes einlade; in die benachbarten eingepfarrten Dörfer habe er auch schon geschickt.

ihm ihre Günstlinge vorzuschlagen. Er selbst, der Padri, kennt auch einen Mann, den er gern zum Ältesten in Baraghar hätte; aber nicht er, sondern die Gemeinde soll wählen; der Padri behält sich nur die letzte Entscheidung und die Bestätigung vor und vertröstet alle, die sich in dieser Angelegenheit an ihn wenden, auf die bevorstehende Gemeindeversammlung in Baraghar.

Wen wollt ihr zu eurem Ältesten haben? ruft nun, nach Verlesung des Briefes, der Katechist in die Versammlung hinein. Wir wünschen den Pathras aus Lendi, ruft einer und erhebt sich aus seiner Reihe. Der Katechist wiederholt den Vorschlag und fragt die Gemeinde: Seid ihr damit einverstanden? — Es wird hin und her gemurmelt. Endlich erhebt sich einer und sagt, er habe sonst gegen den Pathras nichts, aber zum Ältesten tauge er nicht; er halte keine Ordnung im Haus, zanke sich öfter mit seiner Frau, und letzthin habe er sie sogar geschlagen. Die Frau sei seine Verwandte und habe ihm selbst ihr Leid geklagt. Da fährt Pathras, der zugegen ist, auf und erwidert, er habe allerdings seine Frau gestraft und zwar deshalb, weil sie gegangen sei, um ein heidnisches Tanzfest anzusehen, und als er ihr das verboten, ihn geschimpft habe. Zu heidnischem Tanze gehen, sei heidnisch, und den Mann schimpfen, nicht christlich, und wenn er seine Frau wegen beidem gezüchtigt habe, so habe er gerade damit bewiesen, daß er in seinem Haus auf Ordnung halte. Da ruft eine Stimme aus dem Hintergrunde: Dann hält er uns am Ende als Ältester auch mit Prügeln in Ordnung! Über manches Gesicht fliegt ein Lächeln. Aber der Katechist bleibt ernst und warnt den vorlauten Sprecher. Die Angelegenheit des Pathras

Ziegen= und Hühneropfern verschwendete, oder zum Zauberer trug, das spart er als Christ, und wenngleich das Christentum auch Anforderungen an seinen Geldbeutel stellt, — denn der Katechist bekommt Gehalt, und die Schule wird von der Gemeinde erhalten — so stehen diese Summen doch in keinem Vergleich zu denen, die ihn sein heidnischer Aufwand kostete. — Seine Frau und die im Haus zurückgebliebenen beiden Kinder haben tüchtig gearbeitet, und trotzdem die Tochter sich verheiratet hat, haben sie bis jetzt fremder Hilfe nicht bedurft, denn der Bruder hat auch geheiratet und seinen Eltern in der Schwiegertochter den Ersatz für die Schwester gebracht. Die Kripa, die wir vor 5 Jahren in der Mädchen=Anstalt in Ranchi verließen, hat sich von dort aus, nachdem sie die Schule durchgemacht hatte und konfirmiert war, an einen Lehrer verheiratet, und der Paulus sitzt jetzt schon in der zweiten Klasse des Predigerseminars, und, will's Gott, so macht er in 3 Jahren sein Prediger=Examen. — Wie der Prabhudas nach innen gewachsen, ist freilich schwerer zu sagen. Aber daß er gewachsen, kann man an den Früchten erkennen, die er gebracht hat. Immer mehr hat er sich von den Nachwirkungen seines früheren Heidentums frei gemacht, sich in die christliche Lebensanschauung hineingelebt, christlich denken und empfinden gelernt, und damit ist seine Anteilnahme an der christlichen Thätigkeit in der Gemeinde Hand in Hand gegangen. Wenn die Leute seines Orts ihm bei der Wahl das Zeugnis gaben: Er liebt die Brüder, so war es die Erinnerung an die Liebesdienste, die ihnen Prabhudas erwiesen, die ihnen diesen Ausruf abrang. Und wenn an Prabhudas auch wohl noch manches zu entdecken sein möchte, was

predigen den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Öffnung, zu predigen ein gnädiges Jahr des Herrn und zu trösten alle Traurigen. — Ach, daß doch bald Dein Feuer brennte, O möcht' es bald in alle Lande gehn! Amen.

---

5. Promadeni.

Göttliches Heimsuchen.

Text: Psalm 86, V. 1, 5—10, 17.

Herr, neige deine Ohren, und erhöre mich; denn ich bin elend und arm. Denn du, HErr, bist gut und gnädig, von großer Güte, allen, die dich anrufen. Vernimm, HErr, mein Gebet, und merke auf die Stimme meines Flehens. In der Not rufe ich dich an; du wollest mich erhören. HErr, es ist dir keiner gleich unter den Göttern, und ist niemand, der thun kann, wie du. Alle Heiden, die du gemacht hast, werden kommen, und vor dir anbeten, HErr, und deinen Namen ehren, daß du so groß bist, und Wunder thust, und allein GOtt bist. Thue ein Zeichen an mir, daß mirs wohl gehe, daß es sehen, die mich hassen, und sich schämen müssen, daß du mir beistehest, Herr, und tröstest mich.

In derselben Art, wie wir es bisher gethan, wollen wir auch heute wieder ein Lebensbild aus der Heidenwelt uns vorhalten, verfolgen, wie der Herr ein einzelnes Menschenleben in der Heidenwelt herausgreift und es bald durch Leiden bald durch Freuden näher zu sich führt, daß es endlich ihm zu Füßen fällt und bekennt: Herr, du bist mir zu stark geworden, ich ergebe mich dir für Leben und Sterben, dein zu sein in Ewigkeit. Aber wie wir früher die Gnadenführungen Gottes in dem Leben

eines Mannes betrachtet haben, des Uraunchristen Prabhudas, so soll es nun das Lebensbild einer Frau sein, das ich euch vorlege.

Die Mission unter den Frauen Indiens ist mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Die indischen Frauen der höheren Stände werden eingeschlossen gehalten in dem engen Kreise ihrer Häuslichkeit. Dort verbringen sie in Abgeschlossenheit von der Außenwelt ihr Leben, allein die nächsten Verwandten haben Zutritt. Somit ist den Missionaren die Einwirkung auf die Frauen Indiens fast verschlossen. Erst in der neueren Zeit haben Eingeborne Indiens, die von der europäischen Kultur berührt worden sind und halb und halb nach europäischer Sitte leben, ihre Häuser dem Zutritt der Europäer geöffnet. Damit haben denn auch die Missionare hie und da Gelegenheit gefunden, auch auf den weiblichen Teil der Bevölkerung Indiens einzuwirken. Gerade dieser Zweig der Mission hat aber für die religiöse Zukunft Indiens hohe Bedeutung. Haben doch die Frauen, wie bei allen Völkern, so ganz besonders in Indien, auf das religiöse Leben innerhalb der Familie einen großen Einfluß. Wie der Vater und Großvater über die äußere Ordnung und Sicherheit der Familie, ebenso und wohl noch schärfer wacht die Mutter und Großmutter über das religiöse Leben und die strenge Beobachtung der religiösen Gebräuche in derselben. Die Missionsarbeit in den Familien wird daher da, wo sich dieselben endlich dem Europäer und Missionar geöffnet haben, mit besonderem Eifer getrieben, und zwar, wie sich das versteht, vornehmlich von den Frauen der Missionare. Eine Frucht solcher Frauen-Missionsthätigkeit treffen wir in nachfolgender Geschichte.

Es ist ein Krankenzimmer, in das wir treten. Eine junge erst wenige Jahre verheiratete Frau sitzt an dem Lager ihres kranken, einzigen Kindes. Es ist heiße Zeit in Indien, allenthalben herrscht das Fieber. Vor 3 Tagen hat es auch Kamran, ihren Sohn, ergriffen. In schwerer Sorge und Betrübnis sitzt Promadeni, so heißt die junge Frau, an dem Lager ihres Kindes. Die glühende Stirn und die heißen Händchen, die Unruhe und das Weinen des Kindes ängstigen das Mutterherz auf das höchste. Ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerinnen, in deren Hause sie mit ihrem Manne wohnt, haben ihr Rat gegeben, Arzneien sind angewandt worden, nichts hat geholfen. Der Gott Ganesch, in dessen besonderen Schutz der Knabe bei seiner Geburt gestellt ist, hat Geschenke empfangen, aber umsonst. Da hat Promadeni heute früh der Göttin Ganga gelobt, ihr ein Böcklein zu opfern, wenn das Kind gesund würde, wie auch den Pilgergang zu dem heiligen Strome nicht zu scheuen, um dort das heilige Opfer zu verrichten. Aber der heiße Mittag hat die Fieberglut des Kindes nur vermehrt, und obwohl jetzt der Abend kühlend sich herniedersenkt, will doch keine Labung für das arme Knäblein kommen. Immer brennender wird das Köpfchen, immer trockner die Lippen, immer unruhiger wirft es sich auf dem Lager hin und her und ballt zuweilen wie im Krampf die Hände. Wo da Trost und Beruhigung finden? Todesangst ergreift das arme Weib. In einer Ecke des Zimmers wirft sie sich nieder und bricht in ein krampfhaftes Weinen aus: Giebt es denn keinen Gott, der helfen kann? Da kommt ihre Schwiegermutter, eine ernste und strenge Frau, zu ihr in's Zimmer. Die redet ihr zu: Sei still,

Promadeni, und füge dich dem Willen der Götter! Weißt du nicht, daß, was sie beschließen, unabänderlich ist? Sagt nicht ein heiliger Spruch: Was nicht sein soll, geschieht auch nicht, was vorher bestimmt ist, muß geschehen und kann nicht geändert werden? Diese Lehre ist ein Arzneimittel gegen das Gift des Schmerzes. — Aber Promadeni bleibt die Antwort schuldig. Sie verbirgt ihr Gesicht in ihrer Hand, denn sie fürchtet sich davor, ihren Schmerz der Schwiegermutter zu zeigen, die hart gegen sie ist, deren Herz noch nie mit Wärme ihr entgegen geschlagen hat. Sie fühlt sich erst wieder erleichtert, als dieselbe weggegangen ist, nachdem sie sich vorher längere Zeit über das Kind gebeugt und unverständliche Formeln dabei gemurmelt hat. — Aber auch das Alleinsein mit dem kranken Kinde fängt an, Promadeni zu ängstigen. Wo nur ihr Mann bleibt, der am Morgen seinen Geschäften nachgegangen ist? und wenn er kommt, ob er ein wirksames Mittel mitbringt? Angstvoll lauscht sie. Endlich hört sie Schritte. Er ist es, sie eilt ihm entgegen. O Vater Kamrans, siehe hier dein Kind, wie krank es ist! Bringst du keine Hilfe? Ich habe Ganga heute früh ein Opfer gelobt, wenn er gesund würde; aber es ist nur schlimmer geworden; keine Arznei hilft, kein Gott erhört meine Gebete. Mohan, so heißt ihr Gatte, beugt sich über das Kind in stummem Schmerz, er weiß keinen Trost. Lange geht er dann mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab. Endlich bleibt er vor seinem Weibe stehen und sagt in gedämpftem Tone: Höre mir zu, aber erzähle niemand von dem, was ich dir jetzt sagen werde! Ich habe längst an der Macht unserer Götter gezweifelt, ich habe dann geforscht, ob kein anderer besserer Gott sei,

und bin gewiß geworden, daß der Christengott ein besserer, mächtigerer Gott ist als unsere Götter. Hat er nicht seinen Anhängern die Macht gegeben, Indien zu erobern? werden nicht unsere Götter mehr und mehr durch ihn verdrängt? breitet der Glaube an ihn sich nicht immer mehr aus, daß selbst Brahminen, unserer Volksgenossen Vornehmste und Gebildetste, für ihn gewonnen werden? — Promadeni schrak zusammen, als sie den Christengott nennen hörte. Von Jugend auf war ihr ein Vorurteil gegen die Lehre der Christen eingeflößt worden als eine schreckliche, ganz und gar verwerfliche. Dennoch überwand die Sorge um ihr Kind und der Wunsch, daß ihm möchte geholfen werden, die Furcht, und nach längerem Zaudern fragte sie leise: Weißt du, daß der Christengott helfen kann? Da schloß Mohan eine Kiste auf, die er bisher vor ihr immer verschlossen gehalten und nahm ein Buch heraus, in dem sie ihn des Nachts bisweilen hatte lesen gefunden, über das er ihr aber noch jedesmal die Auskunft verweigert hatte, und schlug es auf. Es war eine in das Hindu übersetzte Bibel. Nachdem er eine Weile darin geblättert, und endlich gefunden hatte, was er gesucht, las er mit gedämpfter Stimme, damit kein unberufener Zuhörer es hören möchte, folgende Worte: Herr, neige deine Ohren und erhöre mich, denn ich bin arm und elend. Aber du, Herr, bist gut und gnädig, von großer Güte allen, die dich anrufen. Vernimm, Herr, mein Gebet, und merke auf die Stimme meines Flehens. In der Not rufe ich dich an; du wollest mich erhören. Herr, es ist dir keiner gleich unter den Göttern, und ist niemand, der thun kann, wie du. Alle Heiden, die du gemacht hast, werden kommen und vor dir anbeten, Herr, und deinen Namen

ehren, daß du so groß bist und Wunder thust und allein Gott bist. Thue ein Zeichen an mir, daß mir's wohl gehe, daß es sehen alle, daß du mir beistehest, Herr, und tröstest mich. (Ps. 86.) — Wie drang das Promadeni in's Herz! Thue ein Zeichen an mir, daß es mir wohlgehe! O, daß doch auch sie so bitten dürfte wie der, der dieses Gebet geschrieben! Wenn der Christengott ein solches Zeichen, solches Wunder an ihr thäte, ihr Kind gesund machte, wie wollte sie ihn dann anbeten, wie ihm dienen von Herzen! Ein tiefer Gebetsseufzer, ähnlich dem des kananäischen Weibes, zu diesem ihr bisher unbekannten Gotte rang sich aus ihrer Seele empor. Sie traute ihm zu, daß er ihr Kind retten könnte, daß er selbst für *sie*, das arme Hinduweib, noch Hilfe und Liebe übrig hätte. — Unterdessen war Mohan, ihr Gatte, aufgestanden, hatte das Buch wieder fortgeschlossen und sich auf sein Lager gelegt. Promadeni aber blieb mit gefalteten Händen an dem Lager ihres Kindes noch lange sitzen. Sie betete zu dem Christengotte, daß er ihr hülfe, und ließ nicht ab die Worte zu wiederholen, welche Mohan ihr vorgelesen: In der Not rufe ich dich an, du wollest mich erhören; Herr, es ist dir niemand gleich unter den Göttern und ist niemand, der thun kann wie du. — Dazwischen lauschte sie auf ihr Kind. Sie wagte kaum zu denken, daß es besser mit ihm gehen könne. Und doch, es atmete ruhiger, das Köpfchen brannte nicht mehr so, das Kind war eingeschlafen, und ein wohlthätiger Schweiß linderte die Hitze. Gegen Morgen aber lag es in ruhigem Schlaf und aus Promadeni's Augen quollen Dankesthränen. Der Gott der Christen hat dein Gebet erhört, ja, der Herr ist gnädig und barmherzig und hilft gern den Elenden,

welche zu ihm schreien; es ist ihm niemand gleich unter den Göttern und ist niemand, der so thun kann wie er.

Von nun an erholte sich das Kind schnell, und große Freude war darüber in der Familie. Ganga hat dein Gelübde angenommen, sagte die Schwiegermutter zu Promadeni, du wirst an dein Opfer und an deinen Pilgergang denken müssen. Promadeni schwieg. Sie wußte besser, wer geholfen, und suchte der Verpflichtung gegen Ganga auszuweichen. Um so dringender aber wünschte sie, mehr von der christlichen Religion zu wissen, und bat ihren Mann heimlich um nähere Auskunft. Doch bei diesem war mit der Not auch das Bedürfnis nach dem Christentum gewichen. In seinem Beruf hatte er öfter Gelegenheit gehabt, mit christlichen Beamten über ihre Religion zu disputieren. Die meisten derselben waren in ihrem Glauben nur wenig gegründet, und er hatte mit seinen scharfsinnigen Erwiderungen oft den Sieg behalten. Um desto gründlicher ihnen entgegentreten zu können, hatte er sich jene in's Hindu übersetzte Bibel gekauft, aus der er Promadeni vorgelesen. Durch das Studium derselben hatte sich ihm die Ueberzeugung aufgedrängt, daß dieser Gott der Christen, wie seine Lehre, weit erhaben sei über die heidnischen Götter. Doch war diese Erkenntnis bei Mohan Verstandessache geblieben, sein Herz war nicht davon ergriffen; er wollte bleiben wie er war, seinen heidnischen Neigungen nachgehen und seine gegen das Christentum streitenden Sitten nicht aufgeben. Die flüchtige Rührung bei der Krankheit und Rettung seines Kindes war rasch wieder gewichen. Zudem fürchtete er, wenn die übrigen Familienmitglieder die Neigung seiner Frau für das Christentum bemerken würden, daß dann Unfriede

und Aergernis im Haus entstehen möchten. Deshalb verschloß er die Bibel ängstlich vor Promadeni und suchte ihr den Wunsch nach weiterer Kenntnis der christlichen Religion auszureden. Aber es sollte anders kommen, als er dachte und wünschte, und Mohan selbst sollte dazu helfen, daß Promadeni in ihrem Suchen weiterkäme. Mohan verkehrte mit einem Missionar. Derselbe war verheiratet. Seine Frau war eine gebildete englische Dame. Die diente der Mission, indem sie hin und her in den Häusern von vornehm und gering, soweit sie ihr zugänglich waren, Frauen und Mädchen Unterricht gab in weiblicher Handarbeit und im Lesen und Schreiben und passende Gelegenheiten wahrnahm, um christliche Lebensanschauungen zu verbreiten. Der Wunsch, Promadeni gleich einer europäischen Dame gebildet zu sehen, bewog Mohan, jene Dame zu bitten, auch bei seiner Frau Besuche zu machen. Er wußte wohl, daß dieselbe dadurch auch mit dem Christentum genauer bekannt werden würde, zweifelte aber nicht daran, daß Promadeni, die so folgsam und ihm ergeben war, mit Rücksicht auf ihre Familie und ihre eigene Religion, es bei einer bloß äußeren Kenntnis des Christentums bewenden lassen würde. Promadeni war sehr erfreut, als Mohan ihr die Europäerin zuführte. Mit Eifer wurde der Unterricht in den Wissenschaften angefangen; am meisten Interesse wandte Promadeni jedoch den religiösen Gesprächen zu. Lebte sie doch noch immer des Glaubens, daß der Christengott es gewesen, der sie in der größten Not getröstet und ihr Kind ihr erhalten hatte. Wie glücklich war sie, als die Missionarin ihr eines Tages eine in das Hindu übersetzte Bibel brachte. Sie erkannte darin dasselbe Buch, woraus Mohan ihr damals vorge-

lesen, und was er so sorgsam vor ihr verschlossen hielt. Noch glücklicher aber war sie darüber, daß ihr Mann ihr gestattete, das Buch zu behalten, sich jedoch vorbehielt, mit ihr öfter über das zu sprechen, was sie gelesen, um ihre Ansichten zu klären und zu berichtigen. Sie las in der Bibel mit inniger Begier und unter herzlichem Gebet zu dem Heiland, den sie so liebte und doch noch so wenig kannte. Vor ihrer Schwiegermutter und ihren Schwägerinnen mußte sie freilich solches Lesen geheim halten; ihr Mann bekämpfte sie öfters in den Ansichten, die sie sich aus diesem Buche und über dieses Buch gebildet hatte. Aber obgleich es ihm nicht gelingen wollte, sie zu überzeugen, so hinderte er sie doch nicht, weiter zu forschen und zu suchen, indem er die Hoffnung nicht aufgab, sie doch noch auf seine Seite zu ziehen. Blieb Promadeni doch nach wie vor sein sanftes, gehorsames Weib, die sonst in allen Stücken seinen Willen that, ihre Wirtschaft besorgte und seinem Kinde eine liebevolle Mutter war. Ja schien es doch, als ob unter dem Einfluß dieser Studien ihre geistigen Vorzüge sich erst recht entfalteten. Eine innere Freudigkeit breitete sich über ihr ganzes Wesen aus, der Adel ihres Geistes, die Sanftmut ihres Charakters trat immer mehr hervor, ihr Auge erschien glänzender, ihr Schritt leichter als je. Mohans häusliches Glück war im Wachsen, denn auch Kamran, sein Sohn, nahm unter der Pflege der Mutter an Leib und Seele zu und machte seinen Eltern durch sein kindlich zutrauliches, herzliches Wesen viel Freude. Promadeni aber spürte an sich den Frieden Gottes, der sich in den Herzen derer ausbreitet, die der Herr zu erleuchten anfängt.

Aber in dem gleichen Maße mit dem Wachstum

ihres inneren Lebens begann Promadeni eine Entfremdung zwischen sich und ihren Angehörigen zu spüren. Den letzteren konnte die Veränderung in Promadeni's Wesen und die Ursache davon auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Promadeni selbst aber konnte sich nicht verhehlen, daß es ihr je länger je weniger möglich sein würde, das neue Leben, das in ihr erwacht war, vor ihrem Manne wie vor den Ihrigen zu verbergen. Aber eine große Bangigkeit vor einem entscheidenden Schritte hielt sie immer noch gefangen. Denn sie wußte, daß eine offene Aussprache ihrerseits den Anfang vieler Leiden für sie und vielleicht heftiger Zerwürfnisse in der Familie sein würde. Und so sollte es auch bald kommen. Promadeni mußte erfahren, daß, Christ sein unter Nichtchristen, heißt: Vater und Mutter verlassen, die Liebe des Mannes und der Kinder verlieren und von den Verwandten verachtet und verstoßen werden. — Doch über diese Wendung in der Geschichte der Promadeni in der nächsten Stunde mehr.

Auf einen Punkt aus der heutigen Erzählung müssen wir jedoch noch einmal zurückkommen. Der Knabe Kamran war auf das Gebet seiner Mutter gesund geworden.

Wie ist es aber zu verstehen, wenn Gott das Gebet einer christlichen Mutter in der gleichen Lage nicht erhört? wenn es scheint, als seien ihre heißesten Gebete und ihre begründetsten Bitten ganz umsonst gewesen? — Darauf diene zur Antwort: Gott hat in allen Führungen, sei es, daß er Leiden über uns verhängt, sei es, daß er uns auf grünen Auen weidet, nur die eine Absicht, uns zu sich zu ziehen.

Bald mit Freuden bald mit Leiden
Kommst du, Herr, mein Gott, zu mir,
Nur mein Herze zu bereiten,
Sich ganz zu ergeben dir,
Daß mein gänzliches Verlangen
Möcht' an deinem Willen hangen.

Diese Heidin hat er zu gewinnen gesucht dadurch, daß er ihren Willen that, wie er das auch bei Christen in unzählichen Fällen thut. Und wenn er einer christlichen Mutter ihr Kind in einem ähnlichen Falle nimmt, so ist seine Absicht dieselbe, sie zu gewinnen. So handelte es sich bei den Wundern des Heilandes, als er in Galiläa, Judäa und Samaria umherzog, nie darum allein, daß eine leibliche, vorübergehende Hilfe gewährt, sondern daß geistliche Hilfe gefunden würde. Darüber dürfen wir aber gewiß sein, daß Gott unser Gebet hört; und wenn Gott nicht thut nach unserm Gebet, so dürfen wir doch gewiß sein, daß er thut über Bitten und Verstehn. Darum lernt ein Christ dem Heiland nachbeten: Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst, und lernt einsehen, daß sein Heil nicht darin liegt, daß sein Wille geschieht, sondern darin, daß der Wille Gottes geschieht; er lernt darum auch für das Schwere, in das er geführt wird, sprechen:

Tausend, tausend Mal sei dir,
Großer König, Dank dafür.

Wenn er dann am Ende seines Lebens steht und zurückschaut auf die verschlungenen Pfade seines Lebens und sieht, wie alles, was ihm geschickt war, doch dazu dienen mußte, ihn für den Himmel reif zu machen, dann lernt er Gott zu preisen für alles, alles, und nicht zum mindesten für die Thränen, die er hat weinen müssen und

lernt einstimmen in das Wort: der Herr hat alles, alles wohl gemacht, er hat mich zu sich gezogen durch lauter Güte, ihm sei die Ehre!

Ja, seine Ehre möge sich immer weiter ausbreiten, immer mehr Kniee mögen sich beugen in seinem Namen und bekennen, daß Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes des Vaters. Amen.

---

6. Promadeni.

Göttliches Prüfen.

Text: Apostelgeschichte 14, V. 22.

Paulus und Barnabas stärkten die Seelen der Jünger, und ermahneten sie, daß sie im Glauben blieben, und daß wir durch viele Trübsal müssen in das Reich Gottes gehen.

Es sind die Mühseligen und Beladenen, denen der Herr zuruft: Kommet her zu mir, ich will euch erquicken, bei mir sollt ihr Ruhe finden für eure Seelen. Und damit er uns zu Mühseligen und Beladenen macht, die zu ihm kommen, welche Lasten muß er uns oft auflegen, durch wie viel Trübsal uns hindurchgehen lassen! Denn das ist ja nicht seine Absicht im Auflegen von Schwerem, uns von sich zu stoßen, uns niederzudrücken, vielmehr uns emporzudrücken und zu sich zu ziehen; wenn wir durch viel Trübsal gehen müssen, so soll das der Weg in das Reich Gottes sein. Oft sind nicht die Glückstage sondern gerade die Trübsalstage die Segenstage für ein menschliches Leben. Hast du das schon erfahren? — Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen. Dazu ist die Frau eine Illustration, deren Leben wir in voriger Stunde uns vorzuhalten begonnen haben. Promadeni war ihr Name. Wir hatten sie am Krankenbette ihres Sohnes Kamran getroffen, in großer Angst und

größte, schlimmste Schimpfwort in Indien heißt „Witwe!“ In früherer Zeit war es so, daß die Witwen, um nicht dieses elende Leben auf sich zu nehmen, mit dem Leichnam ihres Mannes sich verbrennen ließen. Es ist festgestellt, daß noch in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts in Indien jährlich 10500 Witwen sich lebendig verbrennen ließen. Erst seit dem Jahre 1840 ist diese entsetzliche Sitte durch das gewaltsame Einschreiten der englischen Polizei in Abnahme gekommen. Aber bis auf den heutigen Tag ist es nicht gelungen, die Witwenverbrennung ganz zu verhindern. Im geheimen kommt doch noch hie und da ein Fall vor. Eine solche Witwenverbrennung aus dem 1. Viertel unseres Jahrhunderts beschreibt ein englischer Zuschauer folgendermaßen. Ein Holzstoß war aufgeschichtet, 4 Fuß hoch, von trockenem Material, so daß es leicht und schnell brennen konnte. Der Leichnam des Verstorbenen wurde darauf gelegt, und die Witwe um den Holzstoß geführt. Dann bestieg sie denselben und legte sich auf der linken Seite ihres Gatten nieder. Ihr kleines Kind wurde ihr einen Augenblick in die Arme gelegt und von ihr geküßt, dann zog sie ihr Tuch über ihren Kopf und lag nun ruhig. Man bedeckte sie mit Stroh und goß Oel und flüssige Butter über alle Teile des Holzes. Der älteste Sohn zündete dasselbe am äußersten Ende an. Der Wind hauchte in das Stroh. Dicker Rauch qualmte über die Ärmste dahin. Die Flamme tobte zuerst außen im Holzwerk. Bis jetzt war das unglückliche Weib stille geblieben. Aber als die Flamme sie berührte und mit grausamer Wut an ihren Gliedern fraß, da ertönten herzzerreißende Jammertöne aus der Glut. Nun vereinigt sie sich mit ihrem Gott, so riefen

die umherstehenden Braminen. Das Volk erhob ein Jubelgeschrei. Aber durch den Jubel hindurch drangen die Töne der Todesqual. Wilder und wilder ward das Feuer, schwächer und schwächer das Stöhnen, bis endlich die blaue Flamme und der dichtere Rauch die Verzehrung der irdischen Reste verkündigten. — So der Engländer, der das mit angesehen. Heidentum, Heidentum, Pforten der Hölle, die sich aufgethan! Im Jahre 1710 starb ein König, Ranganatha war sein Name. Die Braminen brachten 47 seiner Witwen dazu, sich mit dem Leichnam verbrennen zu lassen. Außerhalb der Stadt Ramnad ward ein breiter und tiefer Graben gemacht und mit Brennmaterial fast angefüllt. Darauf ward die wohlgeschmückte Leiche des Fürsten unter vielen Ceremonien auf den Holzstoß gesetzt, und derselbe von unten angezündet. Nun wurden die reich geschmückten Opfer, die 47 Witwen, herbeigeführt und in Prozession um den schon brennenden Scheiterhaufen geleitet. Darauf trat die älteste derselben vor, ließ sich die Juwelen abnehmen und redete den Thronfolger also an: Sieh hier die Waffe, mit welcher unser Fürst seine Feinde besiegte. Hüte dich, dies Schwert je anders zu gebrauchen, noch mit dem Blute deiner Unterthanen zu beflecken. Regiere sie, wie er sie regiert hat, als ein Vater, so wirst du, wie er, lange glücklich sein. Für mich ist nichts mehr übrig in dieser Welt, als ihm zu folgen. — Darauf reichte sie das Schwert dem neuen Fürsten, der keine Miene verzog Sie aber schrie laut auf: Siwa! Siwa! und sprang auf den Scheiterhaufen. Die zweite Witwe blieb ungerührt. Nachdem ihr die Juwelen abgenommen waren, blickte sie bald auf die umstehende Menge, bald auf den Scheiter-

haufen, plötzlich schrie auch sie: Siwa! Siwa! und sprang hinein. Eine nach der andern folgte, nachdem ihr die Juwelen abgenommen waren. Aber nicht alle hatten gleichen Mut, und viele waren offenbar nur dazu getrieben worden. Die eine Witwe ward von solchem Grausen ergriffen, daß sie zu einem dastehenden Soldaten hinlief, welcher ein Christ war, sich ihm in die Arme warf und flehentlich um Rettung bat. Der Soldat, welcher gegen obrigkeitliches Verbot da war, erschrak so sehr, daß er sie abschüttelte, worüber sie das Gleichgewicht verlor und in den Graben fiel. Der Soldat erzitterte an Leib und Seele, eilte in seine Hütte, ward von heftigem Fieber befallen nnd starb bald darauf. — Inzwischen hatte sich die Glut von unten herauf gearbeitet, und helle Flammen schlugen in die Höhe. Da sah man nun, wie der erkünstelte oder eingeredete Mut die armen Opfer verließ. Laut schreiend liefen sie durcheinander, fielen über einander her und suchten nach dem Rande des Grabens zu kommen, um sich zu retten. Aber sofort wurden Bunde dünner Reiser über ihre Köpfe geworfen, wodurch die Flammen, neu gereizt, hoch in die Höhe schlugen und das Feuergeprassel mit dem Wehgeschrei kämpfte, bis beides zusammen schwieg.

Das ist das Schicksal der Witwen in Indien gewesen. Heute ist das ja anders. Die Witwen-Verbrennungen haben aufgehört; aber verachtet und verstoßen, das sind sie immer noch die indischen Witwen. Und so ging es auch der Schwiegermutter Mohans, die Witwe geworden war. Fried- und freudlose Tage begannen für sie, aber auch für Promadeni. Du hättest das Unglück abwenden können, so hieß es jetzt von allen Seiten zu ihr; du hast

den Zorn der Götter auf uns herabbeschworen, aber du hast keine Liebe für uns, du bist falsch. Da kamen viele betrübte, bange Stunden für Promadeni; sie fühlte sich wie ausgestoßen von ihren Verwandten. Der Missionarin, die sie bisher besucht, wurde das Haus verboten. An ihrem Gemahl fand sie wenig Halt. Da galt es, an das Wort sich anzuklammern: Harre des Herrn, harre meine Seele. So harrete sie, und sollte nicht zu Schanden damit werden. Ihrem Manne wurde ein Amt in der fernen Stadt Akbarabad angeboten, und er nahm dasselbe um so lieber an, als die Feindseligkeit der Verwandten seiner Frau auch ihm das Leben verbittert hatte. So wurde zu Promadeni's Freude die ihr verleidete Heimat mit Akbarabad vertauscht. Ihr häusliches Glück schien dort von neuem aufzublühen. Ihr Mann fühlte sich wieder wohl in seiner Häuslichkeit, las wieder mit ihr und führte mit ihr wie früher religiöse Gespräche, wenn die Tagesarbeit gethan war. Ja, er gestattete ihr sogar den Besuch einer Missionarin wieder. Dazu hatte sie zu ihrem Sohne Kamran einen zweiten Knaben bekommen, der nun auch schon das 4. Jahr erreicht hatte. Er hieß Nabab und war durch sein sinniges, zutrauliches Wesen der Mutter Liebling geworden. Und wie im Äußeren ein großer Umschwung vorgegangen war, so schritt Promadeni auch innerlich fort. Die heilige Schrift war ihr Lieblingsstudium geworden; keine dunkle Stelle ließ sie unverstanden; sie ruhte nicht eher, als bis sie den Sinn derselben erfaßt hatte. Den Heiland, welchen sie einst in dunkler Sehnsucht gesucht, hatte sie gefunden, und immer völliger hatte sie sich ihm übergeben. Sie konnte nun mit Petrus sagen: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewi-

gen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Und mit der klareren Erkenntnis des Heilands erwachte auch der Trieb in ihr, sich mehr und mehr zu reinigen von den ihr anklebenden heidnischen Sitten und Gewohnheiten und sich mehr und mehr zu heiligen nach dem Vorbilde der heiligen Frauen der Schrift und ihres Heilandes. Und nun konnte sie ihr Christentum auch nicht mehr verborgen halten. Sie begehrte ernstlich nach der heiligen Taufe und nach der Gemeinschaft mit andern gläubigen Christen. Dazu aber bedurfte sie der Einwilligung ihres Mannes, und Promadeni wartete nur mit bangem Herzen und unter heißem Gebet auf eine passende Stunde, ihm ihren Glauben zu bekennen und ihr Verlangen nach der Taufe zu gestehen. Diese schien ihr heute gekommen zu sein. Mohan war von seinen Geschäften zurückgekommen, freundlicher denn je, und hatte mit ihr ein Gespräch über allerlei religiöse Fragen begonnen. Da faßte sie sich Mut und begann, unter einem heißen Gebetsseufzer zu Gott um das rechte Wort, ihm ihr Herz auszuschütten. Wie kann ein Weib, so unterbrach er sie endlich, über solche Dinge ein Urteil haben? Ein Weib hat als ein Kind das anzunehmen, was ihr der Gatte sagt. Ein Weib, das seinen eigenen Gedanken nachgeht, ist kein gutes Weib. Weißt du nicht, daß ihre Bestimmung ist, ihrem Mann zu gehorchen und ihm treulich zu dienen? — „Habe ich das nicht gethan? Kamran's Vater," entgegnete sie sanft und ruhig. Was giebt es lieberes für mich, als dir zu dienen? Aber besser als durch die Religion unserer Vorfahren lerne ich das durch die Religion der Christen. Viel schöner als in unsern Schriften ist es da ausge-

sprochen, daß das Weib ihrem Manne unterthan sein soll. — Und was willst du nun thun? fragte Mohan nach einer Weile finster. — Ich wünsche die heilige Taufe zu empfangen und Christin zu werden, erwiederte sie leise. — Da aber brach der Zorn ihres Mannes mit einer Heftigkeit los, die sie nie bei ihm für möglich gehalten hätte. Er überschüttete sie mit Drohungen und Vorwürfen, wenn sie diesen Schritt thäte, ja, er erhob seinen Arm gegen sie, seine Frau, zum Schlage. Er gebot ihr, ihre sämtlichen Bücher auszuliefern, zerriß sie in tausend Stücke und trat sie mit Füßen. Dann nahm er die beiden Knaben, die dem Auftritt zitternd und weinend beigewohnt hatten, an der Hand und verließ Zimmer und Haus. Dunkel war's draußen geworden, dunkel auch in ihr, ihre liebste Freude vernichtet, alle ihre Sehnsucht und Hoffnung geknickt; es war, als ob alle Freude für's Leben dahin wäre. Da gedachte sie an die Worte: Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichtes Hilfe und mein Gott ist. Und diese Worte fielen wie ein Licht- und Hoffnungsstrahl in ihre Seele.

Die Nacht verging. Am andern Tage schien der Zorn ihres Mannes besänftigt zu sein; ja am Abend setzte er sich wie gewöhnlich zu ihr und fing an, mit ihr noch einmal über den gestrigen Vorfall zu sprechen. Promadeni, sagte er, du bist ja eine kluge Frau, und so will ich mit dir sprechen, wie ich mit einem Freunde über abweichende Ansichten sprechen würde. Ich bin gestern zu heftig gewesen; ich will dich nicht zwingen, deine Ansichten aufzugeben, ohne dich von ihrer Grundlosigkeit

überzeugt zu haben. Wohlan! Ich habe viele Schriften von gelehrten Christen gelesen. Ein großer Teil ihrer weisen Männer stimmt darin überein, daß, wenn Jesus Christus auch der beste und weiseste Mensch gewesen ist, der je gelebt, er doch nicht ein Sohn Gottes, nicht Gott selbst gewesen sei. Diese Lehre ist nicht mit dem Verstand zu fassen und deshalb verwerflich. Weshalb willst du auf den Namen eines Menschen getauft sein? Was kann dir das helfen? — Jesus Christus, erwiderte Promadeni, hat doch selbst gesagt, daß er Gottes Sohn sei. Wenn er nun der weiseste und beste Mensch gewesen ist, wie du ja selbst zugestehst, so muß er doch damit die Wahrheit gesagt haben. — Du verstehst nicht die Sprache der Juden, entgegnete Mohan, die Sprache derselben ist bildreich. Wenn Jesus, der ein Jude war, sagt, er sei der Sohn Gottes, so ist das bildlich zu nehmen. Wie alle Menschen von Gott geschaffen und in diesem Sinne seine Kinder sind, so ist er es auch in demselben Sinne, nur daß er durch Güte und Tugend hervorragt. — Aber die Weissagungen der Propheten auf den Heiland Israels, war die Antwort Promadeni's, deuten doch alle auf einen Erlöser hin, der mehr ist als ein bloßer Mensch. Heißt es nicht bei Micha: Dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist? und sagt nicht Christus selbst: Verkläre mich, Vater, mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war, und: Von nun an wird es geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels? — Wenn er aber ein Gott war, wie soll er eines armen, sündigen Weibes, wie du bist, sich annehmen? so gab Mohan zurück. — Darauf Proma-

deni: Ich weiß wohl, daß ich ein armes, elendes, sündiges Weib bin; aber er ruft gerade die Mühseligen und Beladenen zu sich; er wird den glimmenden Docht nicht auslöschen und das zerstoßene Rohr nicht zerknicken. Zu ihm bete ich, daß er mich reinigen und heiligen wolle, daß ich ein Glied seiner Kirche werde, und daß er dich, meinen geliebten Mann, und unsere Kinder denselben Weg führe.

Mohan war ergriffen von dieser Unterredung mit seinem Weibe, ohne daß er sich es jedoch merken ließ. Jedoch erklärte er ihr, daß er ihr nichts mehr in den Weg legen wollte, sich taufen zu lassen. Aber mehr konnte sie von ihm nicht erlangen. Bei ihrer Taufe zugegen zu sein, das schlug er ihr rund und entschieden ab. Auch während der Zeit des Taufunterrichts, den sie nun erhielt, und der mehrere Wochen dauerte, verließ er mit beiden Kindern die Stadt. Das war ein bittrer Tropfen Wermut in die Freude auf die Taufe. Während der Zeit dieses Alleinseins nahm die Missionarin Promadeni in ihr Haus auf. Endlich brach der Tag an, den Promadeni so heiß ersehnt und erfleht. In weißem Taufgewand trat sie nach Beendigung der Predigt angesichts der versammelten Christengemeinde vor den Taufstein der Kapelle. „Ich entsage dem Teufel und allen heidnischen Sitten dieses Landes und übergebe mich dir, o dreieiniger Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, daß ich für dich lebe und für dich sterbe. Dazu helfe mir der Herr! Amen.“ So lautete ihr Gelübde, und nachdem sie mit der ganzen Gemeinde ihren Glauben bekannt hatte, wurde sie getauft auf den Namen des dreieinigen Gottes und aufgenommen in die Gemeinschaft der Gläubigen.

Nachdem Promadeni die Taufe empfangen hatte, dauerte es nicht lange, da kam ihr Gemahl wieder und holte sie zu sich. Aber in Akbarabad wollte er nicht länger bleiben. Daß eine vornehme Hindufrau ihren Glauben verleugnet und zum Christentum übergetreten war, das hatte viel Aufregung in der Stadt gemacht und ihm, Mohan, viele Schmähungen eingetragen. Daher wurde noch einmal der Wohnsitz verändert.

Promadeni ist nun im Aeußerlichen dieselbe geblieben. Still verrichtet sie ihre häusliche Arbeit, wie früher, und dient ihrem Manne in Niedrigkeit und Demut. Ihr Mann ist freundlich zu ihr und läßt sie ruhig gewähren, wenn sie sich durch Lesen der heiligen Schrift und durch den Umgang mit christlichen Frauen stärken will. Auch ihre Söhne lassen sich von dem Geiste ziehen, der durch ihre Mutter zu ihnen spricht. Ihr Hauptflehen und Hauptanliegen spricht sie in einem Briefe aus, den sie an eine deutsche Missionsfreundin geschrieben, worin sie sagt: Beten Sie für mich, daß ich bis zum Sterben treu auf Jesu Wegen bleibe, und, wenn ich sterbe, in Jesu Nähe komme, wo ich meinen Gott und Heiland mit meinen Augen sehen werde. Beten Sie, daß ich und alle, die mit mir verwandt sind, das ewige Leben empfangen und zu dem Herrn versammelt werden mögen.

Diese Bitte der Heidenchristin wollen auch wir uns gesagt sein lassen, wollen sie so aufnehmen, daß wir alle Seelen, die in Indien noch in der Finsternis gefangen liegen, in unser Gebet einschließen. Ihr habt schon von dem Instrument gehört, das neuerdings erfunden worden ist. Da kann man Worte und Töne, ganze Reden und Gesänge hineinrufen und hineinsingen, und das Instrument

behält sie und bewahrt sie auf. Aber später, noch nach langer Zeit, wenn man das Instrument öffnet, da kann man, wenn man's versteht, alle die Töne und Worte wieder heraus holen, die man hineingerufen hat. So hat Gott auch einen Ton ins Menschenherz gerufen, der ist darin verschlossen, bis Gott aufmacht, aber dann kommt auch das Sehnen nach Friede und Hoffnung heraus. Unser Herz ist unruhig und wird nicht ruhig, bis daß es ruht in Gott. Das gilt für jedes Herz, da draußen unter den 300 Millionen Heiden Indiens ebenso wie für uns. Darum laßt uns das Unsrige thun, um den Völkern drüben zu Hilfe zu kommen. Auf! und laßt uns das Reich Gottes in Indien bauen helfen. Ach, daß die Hilfe aus Zion käme, und der Herr sein gefangen Volk in Indien und der ganzen Welt erlöste, so würde Israel sich freuen und Jakob fröhlich sein. Amen.

---

7. Im Heidendorfe.

Text: Joh. 8, V. 12.

Da redete Jesus abermals zu ihnen, und sprach: Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.

Unter den Plagen, die der Herr über Egypten verhängte, war auch die Plage der Finsternis. Ganz Egypten war 3 Tage lang in dicke Finsternis gehüllt. Aber bei den Kindern Israel war es licht in den Wohnungen. So ist es zu allen Zeiten. Wer zu dem Volke Gottes gehört, bei dem ist es licht im Herzen, im Hause, in der Familie, in der Gemeinde; wo der Herr nichts gilt, wo das Wort Gottes in den Herzen nicht lebendig geworden ist, da mag es wohl einzelne Streifen Licht geben, aber die Sonne steht noch unter dem Horizont und der Tag ist noch nicht angebrochen über einem solchen Leben. Und das gilt von der Christenheit, so weit der Herr und des Herrn Wort in das Herz noch nicht aufgenommen ist, ebenso als von der Heidenwelt. Alles Licht in der Welt kommt *nur* von ihm; wer ihm nachfolgt, der wird nicht in Finsternis wandeln, sondern wird das Licht des Lebens haben; wer zu ihm nicht kommt, der ist in Finsternis, der ist nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde.

Dafür möchte ich heute einen Beleg geben, indem ich euch ein Bild von einem Heidendorfe in Indien entwerfe, wie es ist, ehe das Evangelium von Christo Einfluß auf das Leben seiner Bewohner gewonnen hat. Nicht, daß ich euch nun besondere Greuel vorführen wollte, nein, das Volk, zu dem ich euch führen will, ist von Natur mit manchen edlen Anlagen ausgestattet, in seinem Charakter finden sich Züge, die uns erfreuen und uns wohlthun. Die Kolhs in Indien sind ein sanftes, gutmütiges, gefühlvolles Volk, bieder und treu, wahrheitsliebend, offen und bescheiden, von leidenschaftlichen Auftritten, Zänkerei oder gar Totschlag hört man wenig; gegen ihre Kinder sind sie zärtlich. Kurz, es giebt in dem Volkscharakter der Kolhs manche Züge, die uns das Volk in einem guten Lichte erscheinen lassen, durch die sie sich vor manchen heidnischen Stämmen vorteilhaft auszeichnen und die sie uns Deutschen ganz besonders nahe bringen. Aber alle diese lobenswerten und liebenswürdigen Züge reichen nicht hin, um das Urteil zu verhindern: Finsternis, Finsternis! alle ihre Friedfertigkeit und sanftes Wesen hindert nicht, daß sie sich selbst nicht unglücklich fühlen und daß wir nicht soviel Elend und Jammer unter ihnen finden, daß wir nicht das innigste Mitleid mit ihnen empfinden müssen und den Drang, ihnen in ihrer Not zu helfen. Wohl hat das Christentum unter ihnen große Fortschritte gemacht. Ganze Gegenden sind bekehrt. Aber noch giebt es dunkle Stellen, wohin das Christentum noch nicht gedrungen ist. Suchen wir einmal solche heidnische Kolhs auf in ihrem Dörfchen.

Auf mühsamem, steilen Pfad, durch dichtes Gebüsch, haben wir uns den Berg hinaufgearbeitet. Zu unsern

Füßen zieht sich ein liebliches Thal hin, durchrauscht von einem stattlichen Fluß, der hier und da einen kleinen Nebenfluß aufnimmt. An der Mündung eines dieser Nebenflüsse liegt das Dorf, das wir aufsuchen wollen. Den Bergeshang zu ihm hinab ziehen sich grüne, wallende Reisfelder, dazwischen liegen grasbedeckte Raine, auf denen Ziegen und Schafe weiden, unten am Flusse sind die Weideplätze für das Rindvieh, das sich dort unter den schattigen Bäumen gelagert hat. Welch eine friedliche Stätte! so rufen wir aus, hier möchten wir wohnen, hier uns Hütten bauen. Ja, die Natur ist schön, aber sehen wir uns die Menschen und ihre Werke an, dann werden wir anderer Ansicht werden.

Schon der erste Anblick stört das schöne Bild, das wir uns von diesem Dorf gemacht haben. Von alle dem, was wir in unsern Dörfern in der Christenheit zu sehen gewöhnt sind, finden wir gar wenig. Keine Kirche, keinen zum Himmel weisenden Turm, keine Schule treffen wir hier; keine stattlichen Wohnhäuser, die auf den Wohlstand ihrer Besitzer schließen lassen, keinen in Ordnung gehaltenen Hofraum, keine wohl eingerichteten Wirtschaftsgebäude, keinen sorgsam gepflegten Garten, die Häuser nicht nach einem Plane geordnet, sondern ohne Regel durch einander gebaut. Und was für Häuser sind es! Ein Flechtwerk aus Rohr, mit Lehm verschmiert; bildet die Wände, die, leicht und dünn erbaut, durch die häufigen Regengüsse schief und krumm gezogen sind. Kein Fenster im Haus. Durch die Thüre und das Dach dringt der Rauch des Herdfeuers. Vor dem Hause eine Erhöhung aus festgestampfter Erde, überragt von dem vorspringenden Dach, das ist die Veranda. Im Innern der

Häuser ein einziger Raum, die gemeinsame Wohnung von Menschen und Kleinvieh, unordentlich, unsauber, ärmlich, mit einem einzigen Möbelstück ausgestattet, der Palang, dem Bettgestell.

Und nun die Menschen! Wild und düster die Augen, nichtssagend, träumerisch-blöde die Züge. Die Kleidung schmutzig und zerissen, bestehend aus einem Lendenschurz und dem Chadder, einem $^1/_2$ m. breiten 2 m. langen Stück Baumwollenzeug, das in vielfachen Falten um den Körper geschlungen ist. Schmuck findet sich an allen Teilen des Körpers, in den Ohren ein Stückchen Holz, so lang wie ein Finger, um den Hals Ketten aus Glasperlen oder Samenkörnern, an den Armen Spangen aus Eisen oder Messingdraht; das Haar am Hinterkopf in einen Zopf zusammen gebunden, der mit Kuhdünger eingeschmiert ist; dazu endlich ist der heidnische Kolh reichlich behaftet mit Ungeziefer aller Art. Kurz, Schmutz, Unordnung, Verkommenheit, wohin man blickt in dem Dorfe und an den Menschen, die vom Christentum noch nicht berührt sind. Woher kommt das?

Die Schuld liegt zuerst an den heidnischen Herren, die keine Menschenachtung haben und die von ihnen beherrschten Kolhs schlechter behandeln als das Vieh. Das Land hat früher den Kolhs gehört, aber Muhamedaner und Hindus sind eingedrungen, haben es ihnen abgenommen und herrschen nun darin. Der Eigentümer eines oder mehrerer Dörfer heißt Zemindar, diejenigen, welche ganze Dörfer in Pacht genommen haben, um ihrerseits wieder den auf den Grundstücken ruhenden Pachtzins einzunehmen, Tikadare. Diese alle sind Muhamedaner oder Hindus, die Kolhs sind überall nur Pächter ihres frühe-

ren Eigentums. Es geht nun in's Unglaubliche, was die Kolhs, besonders ehe die Engländer und mit ihnen eine christliche Regierung ins Land kam, unter diesen Zemindaren und Tikadaren zu leiden hatten. Denn nicht genug, daß sie für ihren ganzen Grundbesitz zinspflichtig gemacht wurden, das Schlimmste ist, daß sie ihren Bedrückern gegenüber völlig rechtlos dastanden und von denselben auf die willkürlichste Weise mit Abgaben belastet wurden. Dazu wurden und werden sie noch auf alle mögliche Weise übervorteilt und ausgesogen. Ein sehr beliebtes Mittel ist es, daß die Tikadare für den bezahlten Pachtzins keine Quittung geben, wodurch sie das Recht behalten, die Abgaben von drei verflossenen Jahren nachträglich noch einzuklagen. Hat der Kolh aber keine Quittung in Händen, so kann ihm das Gesetz nicht helfen. Und wenn er auch ein beschriebenes Papier als Quittung erhielte, der heidnische Kolh kann nicht lesen, was darauf geschrieben steht; und wäre die Quittung wirklich richtig ausgestellt und damit Aussicht vorhanden, den Proceß zu gewinnen, nach indischem Recht muß der Processierende erst eine Summe Geldes bei Gericht hinterlegen, ehe man nur seine Sache annimmt. Und wo soll der arme Kolh, der eben erst ausgeplündert ist, dasselbe hernehmen? Dazu sind die Gerichtsunterbeamten meist Muhamedaner und Hindus und stehen auf Seite ihrer Volks- und Glaubensgenossen, so daß für den Kolh eigentlich nirgend Recht zu finden ist. — Aber kann da die englische Regierung nicht helfen? Die hat gethan, was sie konnte, hat die Notstände der Kolh's möglichst zu hindern, namentlich der Willkürherrschaft der muhamedanischen Bedrücker zu steuern gesucht; aber wie viel oder wie we-

nig das ist, kann man sich vorstellen, wenn man hört, daß die englischen Beamten sich nicht bequemen mögen, die Sprache des Kolhs zu erlernen, so daß die Führung von Processen vor den englischen Gerichten doch immer in den Händen der Muhamedaner und Hindus bleibt. Nein, helfen, gründlich helfen kann die englische Regierung nicht; gründlich geholfen werden kann nur, wenn die Menschen anders werden, und das geschieht nur durch das Christentum. Ist die eine Quelle des Elends der heidnischen Kolhs die Bedrückung durch die heidnischen Herren, so liegt die andere in dem Heidentume der Kolhs selbst, in ihrer heidnischen Faulheit und in ihrem heidnischen Leichtsinn. Sehen nur uns doch einmal das Leben eines heidnischen Kolhs während eines Tageslaufes an.

Frühe, noch ehe die Sonne über den Berg herüberscheint, hat der Hahnenruf die Dorfbewohner geweckt. Aber es ist noch kein Leben auf der Straße, noch zeigen sich keine zur Arbeit gehenden Leute. Mit seiner Arbeit hat der heidnische Kolh nie Eile. Endlich tritt er aus der Hütte, aber nur um sich sofort auf seiner Veranda wieder nieder zu lassen. Ehe er sein Tagewerk beginnt, muß er etwas baithen, nämlich ruhig dasitzen oder mit dem Nachbar zusammen eine Sukull, das heißt selbstgemachte Cigarre rauchen und über das tagüber zu erwartende Wetter, die Ernteaussichten &c. plaudern. Darauf folgt das Frühstück. Hat sich der Kolh von diesen Anstrengungen erholt, so schickt er sich zur Arbeit an. In der Regenzeit geht er dann in den Hof, legt seinem Ochsen das Joch auf den Nacken und hängt daran den äußerst einfachen Pflug. Dieser ist nichts anderes als eine Stange, an der hinten senkrecht ein Querbalken angebracht

ist, dessen unterer, kürzerer, mit Eisenspitze versehener Teil die Pflugschar, dessen oberer, längerer Teil die Handhabe bildet. Hat der Kolh sein, aus einzelnen, kleinen Stücken von mehreren Quadratmetern bestehendes, Feld mit dem Pfluge bearbeitet, so gehts an das Säen. Zunächst wird der Reis ganz dick auf ein Stück gestreut. Dort keimt er unter dem Wasser, das 4 — 6 Zoll hoch darübergelassen wird. Nach einem Monat ist es soweit und der Reis zum Verpflanzen herangewachsen. Frauen raufen ihn nun aus und binden ihn, immer zwei Hände voll, zusammen. Den nächsten Tag wird er auf einem anderen, ebenfalls unter Wasser stehenden, 1 — 2 Fuß tiefer liegenden Feldstücke gepflanzt. Das geschieht im Juni, wenn der Regen kommt. In den darauf folgenden Monaten wird etwas gejätet, etwas gedämmt, daß dem Reis das Wasser nicht fehle; wenn's zuviel wird und das Feld zu verschlemmen droht, wird etwas Wasser abgelassen — das ist die ganze Arbeit. Im Oktober ist die Ernte. Nach der Ernte wird das Getreide von Ochsen ausgedroschen und in Strohgeflechte gethan. Dann kommt die heiße Zeit, wo das Feld austrocknet und steinhart wird. Da macht sich der Kolh zu Hause etwas zu schaffen, repariert sein Hausdach, zimmert sich Ackergerätschaften u. s. f., aber das ist alles nicht hoch zu rechnen, wenngleich es dem faulen Kolh gar sauer ankommt. — Länger als bis 11 oder 12 Uhr vormittags arbeitet der heidnische Kolh nie. Mehr thut er seinem Leibe und seinen Ochsen nicht zu leide. Langsam zieht er dann vom Felde nach Hause, um sein Mittagsmahl einzunehmen. Nach Tische läßt er sich dann einen zweistündigen Mittagsschlaf nicht rauben. Und dann wird Bogen und Pfeil von der

Wand geholt, und hinaus gehts auf die Jagd nach Rebhühnern, Pfauen und Rehen, zuweilen auch gegen Tiger, Bären und Panther. Kehrt der Kolh dann abends zurück, so wird wieder Essen aufgetragen und zwar jetzt, um 7 oder $^1/_2$ 8 Uhr, die Hauptmahlzeit. Die läßt sich der Kolh redlich schmecken, während seine Frau ihm aufwartet. Endlich hat er genug, und mit großem Wohlbehagen begiebt er sich nach der Veranda, um zu rauchen und zu verdauen.

Der Frau liegt tagüber die Hauswirtschaft ob. Sie füttert das Vieh, besorgt die Kinder und sorgt vor allem für die Mahlzeiten. Kommt der Mann nach Hause, steht alles bereit, und sie hat ihm bei Tische aufzuwarten; erst dann darf sie selbst und die Ihrigen mit ihr essen. Die Knaben sind tagüber auf der Viehweide oder treiben sich, in jüngerem Alter, im Dorfe umher; die Mädchen gehen der Mutter zur Hand. Schulen giebt es nicht. So kommt der Abend heran, und die letzte Mahlzeit ist vorbei. Da horch! ein Lärm! Trommeln und Pfeifen lassen sich hören. Man ruft zum Tanz. Schon hat sich der weibliche Teil der Hausgenossen mit frischen Blumen geschmückt, es zieht sie zur Akra, zum Tanzplatz; sie lassen dem Manne, dem Vater keine Ruhe, er muß mit, und nun erhebt er sich, und die Familie macht sich auf. Auf dem Tanzplatz setzen sich die älteren Männer zusammen, ebenso die älteren Frauen, das jüngere Volk beginnt den Tanz. Anfangs geht es noch anständig zu, der Tanz ist gemessen; aber allmählich übt der Bode, der Reisbranntwein, der da massenweise getrunken wird, seine Wirkung. Die Gesichter glühen, die Gespräche der Sitzenden werden lauter und aufgeregter, die Bewegungen der Tanzenden wilder, die

Gesänge und Reden schmutziger; hier und da hat sich bei Männern und Frauen das zusammengebundene Haar aufgelöst und flattert wild in der Nachtluft; die Jünglinge jauchzen, die Mädchen kreischen, die Haltung wird zügelloser — fort, fort von der Akra! Heidentum, Finsternis!

Das ist der Tageslauf eines heidnischen Kolhs. Wie es in sittlicher Beziehung bei dem heidnischen Teile dieses Volkes aussieht, braucht nicht erst ausführlich geschildert zu werden. Trunksucht und Unzucht gehen stark im Schwange. Das ist aber auch deshalb nicht zu verwundern, weil die Götzen, welche die Kolhs verehren, selbst nur Muster und Vorbilder in aller Schlechtigkeit sind. Die Götzenfeste, es sind ihrer 7 — 9 jährlich, sind Höhepunkte des zügellosesten Lasterlebens; allen Leidenschaften ist dabei freier Lauf gelassen, jede Ordnung ist aufgelöst, alle Bande der Zucht und Sitte, besonders auch bei den Frauen, sind verschwunden. Was man sich unter Heidenlärm und Heidengreueln nur vorstellen kann, hier ist's zu finden: ein Leben nach dem Fleisch, ein Wandel in Finsternis!

Wer nun aber glaubt, daß die Kolhs sich dabei glücklich fühlen, der ist im Irrtum. Das ganze Leben des heidnischen Kolhs ist ein Leben in fortgesetzter Angst und Sorge. Vor wem? Vor den Bongas. Das sind die bösen Geister, die sie verehren. Die Bongas, so glauben sie, sind einzig und allein darauf bedacht, den Menschen zu schaden, ihr Leben und Eigentum zu verderben. Ueberall, wo ein Blatt rauscht, wo ein Stein rollt, wo der Wind heult, da ist ein Bonga; überall glaubt der Kolh sich von den Bongas verfolgt, und die Furcht vor den Bongas raubt ihm allen Mut und alle Kraft. Der heidnische Tagelöhner eines Missionars wurde einst krank.

Was thut er? Er verläßt schleunigst sein bisheriges Haus und zieht in ein anderes. Warum? In seinem bisherigen hat ein großer Teufel seine Wohnung, seine Frau hat ihn gesehen, eine große, schreckliche Gestalt. — In Tokadu soll ein Haus gebaut werden. Zuerst laufen die Ziegelstreicher davon, dann die Dachdecker. Warum? Der Teufel ist da gewesen in der Gestalt einer großen Schlange, hat ihnen zuerst alle Ziegel zerbrochen und dann ein Kind getötet. Sie sind um keinen Preis zu bewegen, die Arbeit fortzusetzen, und der Bau muß unterbleiben. — Mit diesem Bonga-Aberglauben hängt zusammen der Glaube an Zauberei und Hexen. Ist eine Krankheit ausgebrochen und kann man das Uebel nicht gleich erklären, so hat ein Zauberer oder eine Hexe die Schuld, und diese müssen nun aufgesucht werden. Wehe aber, wer dem Verdacht der Zauberei oder Hexerei verfällt, er wird geschlagen, gepeitscht, aus dem Dorfe vertrieben, wenn nicht gar getötet. — Liegt nach der Erklärung des Pahan, des Dorfpriesters, keine Zauberei vor, sondern der Zorn eines der Bongas, so muß der versöhnt werden; das geschieht durch Opfer. Das kostet dann Schafe, Ziegen, ja auch Ochsen und nicht selten das ganze Vermögen eines armen Kolh, der dadurch ruiniert wird. Wohl kennen die Kolhs auch einen Singbonga, einen guten Geist. Aber sie verehren ihn nicht, er hat keinen Einfluß auf ihr Leben. Denn, sagen sie, was sollen wir Singbonga anbeten? Der ist ja gut und thut uns nichts Böses; aber die Bongas, die müssen wir anbeten, die trachten uns nach dem Leben, senden Krankheiten, verderben uns die Früchte u. s. f. Das ist der glückliche Zustand des natürlichen Menschen! Ein tiefer Schmerz über den Druck,

dem sie unterliegen, über die Verkommenheit ihres Lebens zieht durch ihre Lieder. Hören wir ein dichterisches Zwiegespräch zwischeu Mann und Frau, das in herzbewegender Weise die Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes ausspricht. Die Frau sagt zum Manne:

O du, in grasbedeckter Hütte,
Im Holzhaus mein Genosse!
Wie die Blume bist du vertrocknet
Wie die rote Blume bist du verwelkt.
Ist es der Erde Hitze, mein Gatte,
Oder von des Himmels Glut,
Daß du wie die Blume vertrocknet,
Daß mein Gatte wie die rote Blume verwelkt?

Darauf antwortet der Mann:

Nicht kommts von der Erde Hitze,
Nicht kommts von des Himmels Glut.
Die Zeit geht hin, meine Gattin,
Das Alter steigt auf.
Wie in einem dummen, dumpfen Hochlande, o Gattin,
Sind wir schwach geworden, o Gattin,
Wie in wirrer, wüster Tiefebene, o Gattin,
Sind wir wirr geworden.

Solch ein wehmütiger Ton geht durch ihre Lieder. Es ist die Klage der armen, fürs Ewige geschaffenen, hungernden Seele. Dazu preßt ihnen die Bedrückung ihrer Dränger, der Tikadare und Zemindare, wahre Angstschreie nach Hilfe aus; und die Furcht vor den bösen Geistern erregt in ihnen die Sehnsucht nach Einem, der dem Teufel die Macht nehmen kann. In dieser Sehnsucht haben sich viele auf das Suchen begeben. Die einen suchen Hilfe bei dem Götzendienst der unter ihnen wohnenden Hindus. Aber getäuscht von dem, was sie da fanden,

haben sich viele wieder zurückgezogen. Andere haben Sekten gebildet, die blos beten, ohne Götzen zu verehren. Kolhs, die des Lesens kundig waren, unterließen auch nicht, in den heiligen Büchern der Hindus nach Wahrheit zu forschen; andere lernten zu diesem Zweck das Lesen. Doch wie konnte Siwa, wie Jagannath, wie der andere Troß der indischen Götzen die befriedigen, in deren Brust ein so tiefes Sehnen wohnt? Das Menschenherz, das der Kolhs so gut wie das der Deutschen, so gut wie das meine und das deine, ist unruhig, bis es ruht in Gott und in seiner Gnade. Wohl haben Tausende von Kolhs sich schon zum Christentum gewendet und haben in der Gemeinschaft mit ihren christlichen Stammesgenossen nicht nur Schutz und Deckung gegen Unterdrückung der Tikadare, sondern auch mehr und mehr Freiheit von ihrem früheren Wandel nach dem Fleisch gefunden, und viele sind in die Gnade unseres Herrn Jesu Christi hineingewachsen und haben Friede mit Gott erlangt, so daß man von ihnen sagen kann: Die Nacht ist vergangen, und der Tag ist angebrochen in ihren Herzen; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. Aber Tausende von Kolhs stehen noch außer dem Lichtreich des Sohnes Gottes und suchen, und sehnen sich noch vergeblich. Die Mission thut, was sie kann, um die Thüren des Reiches Gottes weit zu öffnen, aber die Ernte ist groß und der Arbeiter sind wenige. Haben wir da nicht den Wunsch, noch mehr zu thun als wir schon gethan haben, um diesen armen Kolhs zu helfen? Es giebt Christengemeinden in Deutschland, die eine einzelne Missionsstation unter den Kolhs in's Auge gefaßt haben und nun für diese ganz besonders sorgen und sich um deren Ergehen ganz

besonders bekümmern. Und es giebt einzelne Christen, die haben unter den Kolhs=Kindern, die auf einer Missionsstation erzogen werden, eines ganz besonders sich nennen lassen und ins Auge gefaßt, und vertreten nun gleichsam Patenstelle an diesem Kinde, um für dasselbe insbesondere mitzusorgen und mitzubeten. Wäre so etwas nicht auch unter uns möglich?

O daß doch der Notschrei dieser armen Kolhs bei uns die Antwort fände, wie einst der Ruf des Mannes aus Macedonien bei Paulus: „Komm herüber und hilf uns! daß er doch bei uns ein helles Echo fände, die wir von Gott mit seinem Wort und mit äußeren Mitteln so begnadigt sind! daß er uns doch in unsern Herzen so erfaßte, daß wir immer noch mehr thäten, um das Evangelium von Christo ausbreiten zu helfen! Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan, sagt der Heiland; so wollen wir es glauben, so es halten und darnach thun! Amen.

---

8. Im Christendorfe.

Text: Philipper 3, V. 12 — 14.

Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin. Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist; und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu.

In der letzten Missionsstunde haben wir ein heidnisches Dorf in seinen heidnischen Sitten und Eigentümlichkeiten kennen gelernt.

Heute möchte ich euch einen Blick thun lassen in das Leben einer Christengemeinde unter den Kolhs in Indien.

Was werden wir da sehen? Ist es wirklich etwas mit den Erfolgen, von denen die Mission redet? Oder läuft viel Selbsttäuschung mit unter? Nun, wir werden ja sehen! Von vornherein werden wir jedoch erwarten müssen, daß manches mangelhaft sein wird. Muß doch schon Paulus von sich sagen: „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei," wieelmehr vi

wird das von jenen Christen unter den Kolhs gelten müssen! Aber Paulus weiß auch wieder, daß er auf dem Wege ist: „Ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin.“ Jesus Christus ist seine Hoffnung und seine Zukunft; von ihm erwartet er alle Förderung; er ist gewiß, daß, der in ihm angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden. Das ist auch die Hoffnung und die Zuversicht der Christen unter den Kolhs. „Jisu sahai, Jesus hilft,“ das ist ihr Lieblingsgruß. Jesus hilft dem der sich einmal von ihm hat ergreifen lassen, Jesus hilft von einer Stufe zur andern, von einer Vollkommenheit zur andern, wenn nur wir uns helfen lassen. Und das thun jene Christen unter den Kolhs; sie sind treu, darinnen sie berufen sind; sie jagen nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, was vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu. Und so wird es sich auch an ihnen erfüllen, was gesagt ist: Er wird es auch vollenden bis an den Tag Jesu Christi.

Dort liegt ihr Dörfchen. So unter den Bäumen lag es auch vor 10 Jahren, ehe sie Christen waren. Aber drinnen hat sich doch manches geändert. Die Hütten sind zu kleinen Häusern geworden; Schmutz und Unordnung sind verschwunden; der Wohlstand der Leute hat sich gemehrt. Dort sitzt ein alter Mann auf der Veranda seines Hauses. Wir gehen hin und fangen ein Gespräch mit ihm an. Er kann uns nicht genug davon erzählen, wie seine 10 Ochsen sich auf 20 vermehrt haben, seitdem er dem Bodetrinken entsagt und sich mit Reiswasser begnügt hat. Hat er doch auch nicht mehr nötig, dem Shaytan kostspielige Opfer zu bringen und

den übrigen Dorfbewohnern große Trinkgelage zu veranstalten. Er selbst sieht reinlich und ordentlich aus; aus seinen Gesichtszügen ist der wilde, düstere Ausdruck gewichen, der den Heiden eigentümlich ist. Sonst sitzt er gerade noch so da mit untergeschlagenen Beinen wie sein Vater und Großvater und hat, wie sie, sein Chadder (ein $1^1/_2$ m. breites und 2 — $2^1/_2$ m. langes Stück Baumwollenzeug) um Schulter und Hüfte. Ehe er sich auf seinem Lieblingsplatze niederließ, hat er seinen Mittagsreis in dem Hause genossen. Wie früher hat ihm dabei seine Frau Wasser über die Hände gegossen, die von der Feldarbeit schmutzig waren, und dann bei Tische aufgewartet. Aber ehe er zulangte, war das Tischgebet nicht vergessen worden und ebenso wenig nach dem Essen der Dank.

Seine Frau und Tochter sind einfach, aber anständig und nett gekleidet. Die Tochter hat die Kleidungsstücke selbst genäht, als sie bei der Missionarsfrau 1 Jahr in die Schule ging. — Der Mann lädt uns nun ein, in sein Haus einzutreten; und wir folgen; denn so ein Uraun-Haus müssen wir uns doch einmal ansehen. Die Töpfe zum Bode-Brauen, die in der heidnischen Zeit noch hier auf dem Gesims standen, ebenso die Amulette und Zaubermittel sind verschwunden. Dafür stehen einige Bücher oben; und die Bewohner des Hauses verstehen auch, diese Bücher zu lesen oder, wie sie sich ausdrücken, sprechen zu lassen. Mit vieler Mühe und Geduld haben sie diese Kunst bei dem Katechisten des Orts erlernt; besser noch als die Eltern verstehen es die Kinder, die Bücher reden zu lassen; die lesen ihnen täglich die herrlichen Geschichten vor, die darin stehen. Aber dort in der Ecke, das ist ihr Heiligtum. Dort beugen sie täglich ihre

Kniee, morgens, sobald sie aufgewacht sind, abends, ehe sie sich niederlegen, und manchmal auch am Tage noch; dort rufen sie zu ihrem **Jisu Massih** (Herrn Jesus), tragen ihm alle ihre Sorgen vor und haben oft Trost und Erquickung sich erbetet.

Inzwischen ist es Abend geworden. Im Christendorfe ist es ganz still; aber drüben, jenseits des Flusses, da liegt das heidnische Nachbardorf, und von da dringt durch die stille Luft das Trommeln und Singen einer wüsten Tanzgesellschaft und zwischendurch das Geschrei trunkener Männer. Aber horch! da läßt sich noch etwas Anderes hören, das nach dem heidnischen Toben klingt wie die Hirtenflöte nach dem Gewitter. Zur Abendandacht in der Kapelle ruft die Glocke die Christen. Mit unsern Wirten gehen wir dorthin. Alles ist schon versammelt, und der Gesang hat bereits begonnen. Der Gemeindeälteste, der von den Christen selbst gewählt und vom Padri bestätigt ist, sagt das Abendlied vor. Wir kennen es an der Melodie: „Müde bin ich, geh zur Ruh." Der Padri hat es in die Kolh-Sprache übersetzt, und da lautet der erste Vers so:

> **Kami te hokatanaing**
> **Giti te sinotanaing**
> **He Apu am sirmare**
> **Nida re horoleme.**

Fremdartig klingen uns diese Worte in die Ohren, aber die Melodie ist dieselbe, und rasch fühlen wir uns mit den Singenden in einem Glauben verbunden. Nach dem Gesang werden Glaube, Vaterunser und Gebote aufgesagt, und dann fahren die Leute in dem Lernen des Katechismus fort, wo sie gestern stehen geblieben sind.

Am Schluß der Andacht wird der Gemeinde noch mitgeteilt, daß andern Tages, Sonnabend, der Padri ankommen werde, um sonntags selbst Gottesdienst zu halten; eine Nachricht, die überall Freude auf den Gesichtern hervorruft. Darauf folgt ein Gebet, und unter dem Wunsche **Jisu sahai**, und sich die Hände schüttelnd, trennt sich die Schaar und sucht still ihre Hütten.

Am Sonnabend kommt richtig der Padri Saheb an. Es ist ein ordentlicher Zug. Voran, unter Führung einiger Katechisten, die Schulmädchen von Ranchi, die teils Ferien bekommen haben, teils ganz aus der Schule entlassen sind. Wie freuen sie sich, nach langer Abwesenheit die Ihrigen wieder zu sehen und in ihren stillen heimatlichen Dörfern von all den Herrlichkeiten erzählen zu dürfen, die sie auf der Missionsstation in Ranchi gesehen und gelernt haben! Hinter ihnen folgen einige Träger mit dem zusammengelegten Reisezelt. Dann kommt der Missionar mit seiner Frau, die ihn ausnahmsweise einmal begleitet, und mit ihnen einige Christen, die von dem letzten Dorfe her ihnen das Geleite gegeben haben.

Schon mehrere Tage war der Zug von Ranchi her unterwegs gewesen, weil der Padri in vielen Dörfern, die am Wege lagen, zu thun hatte. Teilweise hatte man ihn auch aufgehalten. So hatte er sich einmal vor einem Hause unter einem auf 4 Säulen ruhenden Strohdache niedergelassen. Dort hatte er eine Bibel und ein Gesangbuch erblickt. Auf die Frage an den Besitzer, warum er diese Bibel nicht in seiner Wohnung habe, gab derselbe die Antwort: In der Mittagszeit, wenn es zum Arbeiten zu heiß ist, setzen wir uns hieher und lesen uns aus derselben vor. — Zur Abendandacht hatten sich dann

die Christen des Orts, etwa 30, vor einem Hause versammelt, wo 2 andere Christen krank lagen, damit auch diese von ihren Bettstellen aus daran teil nehmen konnten. Da hatten sie sich unter freiem Himmel mit dem Padri aus Gottes Wort erbaut. Und ob das Licht ausgegangen war, weil der Wind zu stark wehte, und die Schrift, so gut wie's ging, bei dem hellen Mondschein gelesen werden mußte, das machte nichts, sie merkten doch daß der unter ihnen war, der gesagt hat: Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

In einem anderen Dorfe war ein Christ zum Padri gekommen und hatte ihn gebeten, sich doch in sein Haus zu bemühen und einmal seine alte Mutter zu besuchen, die schon dem Tode nahe sei. Gleich war der Padri dem Rufe gefolgt. Eine alte, ungetaufte Frau lag da, die blind und halb taub war. Nicht gerade voll fröhlicher Hoffnung war er zu ihr getreten. Aber siehe, als ihr zugerufen wurde, der Padri sei da, kam Leben in die alte Frau; da sagte sie freudestrahlenden Antlitzes und unter heißen Thränen: „O Padri, mein Ende ist nahe; ich habe keinen Trost in der Welt. Viel habe ich gesündigt; aber ein Trost ist mir im Herzen: **Jisu Massih** ist auch für mich am Kreuz gestorben. Zu ihm will ich gehen, wenn ich sterbe.“ Tief ergriffen hatte er ihr nun noch mehr von **Jisu Massih** erzählt und war erstaunt gewesen über die große Begierde, mit der sie alles aufgenommen hatte. Er taufte sie, gab ihr den Namen Elisabeth, d. i. Gott ist meine Ruhe, und setzte seinen Weg fort mit neuem Mut und neuer Freudigkeit zu seinem mühseligen Amte.

Die Frau des Padri hatte unterwegs bei den Frauen Besuche gemacht, überall freundliche und ermahnende Worte zugerufen, und sicher blieb auch ihr Besuch in gutem Andenken. Sie schrieb von ihrer Reise nach Hause in ihre deutsche Heimat: Wie gewinnt man doch die Leute ganz anders lieb, wenn man sie in ihren Häusern besucht und unter ihren Kindern sieht! Meine Teilnahme ist eine ganz andere geworden; die Gesichter stehen mir so lebhaft vor der Seele, wenn ich auch nicht alle Namen weiß. Ich freue mich sehr, daß ich die Reise mitgemacht habe.

So war denn die Reisegesellschaft endlich auf mancherlei Umwegen in dem obenerwähnten Dorfe angekommen. Unter einem schattigen Baume wurde das Zelt aufgeschlagen und eingerichtet. Die Schulmädchen aus dem Orte gingen zu ihren Eltern, die übrigen aus den benachbarten Orten setzten ihren Weg fort. Kaum waren die Reisenden angelangt, als auch schon die Dorfbewohner in großer Anzahl zu ihnen herausströmten. Das gab ein Händedrücken und ein Jisu sahay=Rufen von allen Seiten. Besonders wurde die Mem Saheb, die Frau des Missionars, von den Frauen angestaunt. Alles an ihr wurde besehen und bewundert. Von allen Seiten wurden die Reisenden eingeladen, jedes in seinem Hause zu besuchen. Eine Frau hatte nicht eher Ruhe, bis die Mem Saheb ihr folgte. „Komm, Schwester, ich will dir mein Haus zeigen," hatte sie, immer wieder am Kleide ziehend, gerufen. Da blieb denn nichts übrig, als sofort in das Dorf zu gehen und womöglich ein jedes in seinem Hause zu besuchen. Sehr befriedigt von diesem Gange kehrte der Padri mit seiner Frau nach dem Zelte zurück.

Des Abends kamen aus der Umgegend verschiedene Züge von Eingebornen nach dem Dorfe. Es waren die Christen der benachbarten eingepfarrten Dörfer. Auch mehrere Heiden waren darunter. Während jene zur Predigt, Taufe und Abendmahl kamen, wollten diese sich entweder zur Aufnahme in die Liste der Enquirer melden oder wenigstens mit eigenen Augen einmal sehen und mit eigenen Ohren einmal hören, was denn dort in der Kapelle vorging. Nach der Abendandacht, die der Padri selbst hielt, zerstreuten sich die Gäste in die Hütten ihrer Gastfreunde. Nicht lange aber, da öffneten sich die Häuser wieder. Die Anwesenheit des Padri mußte gründlich ausgebeutet werden. Die Frauen zogen vor das Zelt und setzten sich um die Mem Saheb, die Männer waren von dem Missionar nach ihrem Lieblingsplatze, dort unter die hohen Tamarindenbäume vor dem Hause des Munda, des Ortsschulzen, bestellt worden. Da saßen sie nun im Kreise herum um ihren lieben Padri, und der zeigte ihnen, daß man auch ohne Bode und Tanz recht von Herzen fröhlich sein könne. Da gab's denn vor allem eine gemütliche Unterhaltung über dieses und jenes; auch etwas Trinkbares gab es und zwar ganz Wohlschmeckendes, nämlich abgekochtes Reiswasser, das, gerade wie früher der abscheuliche Bode, aus Blätterbechern getrunken wurde. Das Schönste aber waren die Lieder, die man sang. Das waren nicht die fremden aus Deutschland gekommenen Choralmelodien, das waren heimische Gesänge, Bhajans. Uns freilich würden die eintönigen, in einem langgezogenen Tone endenden Lieder nicht sonderlich gefallen, aber für die Kolhs sind sie das Schönste, was es giebt. — Auch drüben unter den Frauen wurde lebhaft

geplaudert über allerlei Häusliches; besonders viel mußte die Mem Saheb erzählen von ihrer merkwürdigen Heimat, wo in der kalten Jahreszeit das Wasser in den Flüssen so fest wird, daß man darüber hinweggehen kann. Die Mem Saheb wird gar nicht fertig, alle die Fragen zu beantworten. Doch finden auch sie Zeit zu einem fröhlichen Gesange. Das lassen schon die Schulmädchen nicht anders zu, denen das Singen Lebensbedingung ist. — Wie mögen die Heiden drüben im Nachbardorfe sich über das viele Singen gewundert haben, das abwechselnd, bald von der Seite der Männer, bald von der der Frauen über den Fluß herüberklang. Da mag wohl der eine oder der andere von ihnen bei sich gedacht haben: Es muß doch schön sein bei den Christen, du solltest doch auch Christ werden!

Am andern Morgen war der Padri früh auf. Er ging von Haus zu Haus, um doch einmal zu sehen, was seine Christen am Sonntag Morgen trieben. In einigen Häusern waren die Frauen noch mit Reinmachen beschäftigt, sie entschuldigten sich damit, es sei gestern zu spät geworden; es sei das erste Mal. Es wurde ihnen geglaubt, denn sie waren ernste Frauen. In anderen Häusern saßen die Familien bereits über dem neuen Testament. Nur ein Christ war ein offenbarer Uebertreter des 3. Gebots. Laut klagten Katechist und Gemeinde-Ältester darüber. Mit seiner Wirtschaft gings aber auch immer mehr zurück. Sein Feld war liederlich bestellt, das schlechteste in der ganzen Flur.

Noch 2 Stunden war es bis zum Gottesdienste. Da sah man wieder viele Fremde dem Dorfe zuwandern. Sie hatten tags zuvor nicht abkommen können, heute

waren sie dafür um so früher aufgebrochen, um den Padri noch vor dem Gottesdienste sprechen zu können. Da gab es denn für diesen keine Zeit, sich die Predigt noch einmal anzusehen. Viele Klagen, viele Wünsche, viele Mitteilungen mußten angehört werden, und wer nicht so etwas auf dem Herzen hatte, der wollte dem Padri wenigstens **Jisu sahay** sagen und ihm die Hand drücken.

Endlich läutete es zur Kirche. Im Umsehen hatte sich die Kapelle gefüllt. Doch ach, der Raum ist viel zu klein, mehr als die Hälfte steht noch draußen. Es bleibt nichts übrig, als hinaus zu ziehen und im Freien vor den Zelten unter den rauschenden Bäumen am kühlen Flusse die Gemeinde sich lagern zu lassen. Rasch ist alles hergerichtet. Rechts sitzen die Männner, links die Frauen, und mancher Heide, der sich nicht herantraut, lauscht von ferne hinter einem schützenden Baum. Nun beginnt der Gottesdienst. Ein Lied, das Vers für Vers vorgesagt wird, macht den Anfang. Die Kolhs singen für ihr Leben gern; darum wird viel gesungen im Gottesdienst. Nach dem Gesang tritt der Padri vor den Altar. Die Liturgie ist fast dieselbe wie bei uns; nur die Teilnahme der Gemeinde ist ganz anders. Sündenbekenntnis, Glaube und Vaterunser spricht sie mit, und tiefergreifend hört sich's an, wenn die ganze Versammlung jedes Amen, das in der Liturgie vorkommt, im vollen Chore mitspricht. Nun noch ein Lied, dann kommt die Predigt. Den zweiten Teil des Gottesdienstes bildet die Taufe einer Anzahl von Enquirer, die schon früher in Ranchi waren geprüft worden. Man sah es allen an den Augen an, daß die Taufe eine große Sache für sie war. Sie entsagten wirklich im Herzen der Welt und

gelobten sich Jisu **Massih** zum unverbrüchlichen Eigentum. Nachmittags war Gemeindeversammlung. Da sollte über den Zustand der einzelnen Gemeinden berichtet und über mancherlei Einrichtungen beraten werden. Was die Ältesten mitzuteilen hatten, war meist recht erfreulich: In den Dörfern umher herrsche eine tiefgehende Bewegung, nur eine Frage der Zeit sei es, ob sie alle Christen werden würden. Aber freilich auch betrübende Erfahrungen waren gemacht worden. Hier und da war bei Christen das alte heidnische Wesen wieder hervorgebrochen, dort war ein Christ sogar ganz ins Heidentum wieder zurückgesunken. Für alle diese Fälle bekamen die Ältesten Verhaltungsmaßregeln vom Padri. Dann kam auch zur Sprache, was der Padri selbst beobachtet hatte. Wie gehts doch zu, fragte er, daß der einzige Mann des Ortes, der den Sonntag nicht heiligt, so gar nicht vorwärts kommt? Gerade daher, lautete die einstimmige Antwort, weil er den Sonntag nicht heiligt und so den Segen, der in der Ruhe und in der Heiligung liegt, verliert. Weitläufig wird auch die Frage besprochen, welche Summe der Gemeinde als Beitrag zur Besoldung des Katechisten und zur Erhaltung der Schule zugemutet werden könne. Mit Gebet wird die Versammlung geschlossen.

Da heute der erste Sonntag nach Vollmond war, so fand nach der eingeführten Sitte das heilige Abendmahl statt. Nachmittags war die Beichte, abends das Abendmahl. Die Heiden, die Enquirer und die Neugetauften waren heimgezogen und blos noch die Abendmahlsgemeinde gegenwärtig. So konnte die Feier wieder in der Kapelle stattfinden. Sie war tief ergreifend, der Höhepunkt des ganzen festlichen Tages. Auf sie durfte

nichts Weiteres folgen. Die Ortsbewohner gingen still in ihre Häuser, die Fremden nach ihren Dörfern, der Padri in sein Zelt. Dort weilte er noch eine Zeit lang im stillen Dank gegen Gott, daß er auch den Heiden solche Gnade gegeben, an ihn zu glauben.

Die Nacht war hereingebrochen, aber hell beschien der Mond die Gegend. Da wurden die Sachen gepackt und das Zelt aufgeladen, denn es sollte sogleich die Rückreise angetreten und dazu die kühle Mondscheinnacht benutzt werden. Der Zug setzte sich in Bewegung, voran, zur Seite und am Ende Fackeln trotz des Mondscheins, der wilden Tiere und der dunkeln Waldpfade wegen. An den letzten Häusern des Dorfs, aus denen noch manches Jisu sahay gerufen wird, vorbei gehts langsam den Berg hinan. Ehe der dichte Wald die Reisenden aufnimmt, wendet der Missionar noch einmal sich um. Wie still und friedlich liegt das Dörfchen da unten! Weiße Nebel ziehen vom Fluß herauf und werden bald das Thal eingehüllt haben. Darüber leuchtet der Mond am klaren Himmel. Was ist's, das die Lippen des Missionars leise bewegt, als er so dahinab blickt? Es ist das Segenswort: Der Herr hülle dich in seine Gnade, der Herr sei dein Licht und dein Heil!

Und weiter geht die Reise. Die Nacht ist so still und so traulich, nichts stört die Reisenden. Da gehts nicht anders, das Bild der Christengemeinde, die er besucht hat, zieht noch einmal vor den Augen des Missionars vorüber. Ist auch noch lange nicht alles vollkommen, es ist doch eine gewaltige Wendung zum Bessern im Vergleich zu den heidnischen Zuständen eingetreten. Die groben Sünden sind verschwunden, Trunksucht und

Unzucht, beide früher in entsetzlichem Maße vorhanden, finden sich selten, und wo sie einmal wieder auftauchen, da wird schonungslose Zucht angewendet. Die Herzen sind befreit vom Götzenglauben und heidnischer Sitte. Dagegen findet sich eine staunenswerte Liebe zu Gottes Wort, eine feste Zuversicht zu der Hilfe des Heilands, ein Geist des Gebets, Beweise der neuen Lebenskraft in Gehorsam und Selbstverleugnung. Kurz, hier ist ein Werk des Herrn wie nicht viele in der Mission. Und nun schickt er seinen Blick weiter hinaus, er schaut über die einzelne Gemeinde hinaus auf das ganze Kolhs-Volk. Es ist eine tiefgehende Bewegung vorhanden. Giebt es auch noch Tausende von Heiden unter den Kolhs, so ist kein Zweifel, daß eine christliche Zukunft kommt für das ganze Volk. Wie lange ist's denn her, daß man die Hand anlegte an die Verkündigung des Evangeliums? Eben erst 30 Jahre! Hat's wohl in Deutschland auch schon so ausgesehen, als das Evangelium erst 30 Jahre in seinen Gauen gepredigt war? Und wie siehts jetzt in Deutschland aus, nachdem 800 Jahre das Evangelium gepredigt ist? Ist denn da etwa schon alles Heidentum ausgerottet? Und hier unter den Kolhs gehts mit Macht vorwärts, in die Weite und in die Tiefe. Ein halbes Jahr ist's her, daß unser Missionar seine Gemeinde nicht besucht hatte. Wie anders hat er's diesmal gefunden als das letzte Mal! Wie viele waren zur Gemeinde hinzugekommen! Wie viel ernster und gereifter waren ihm seine Christen erschienen! Wohlan denn, so ruft er sich zu, Mut und Vertrauen! Ich will nicht müde und matt werden in der mir anvertrauten Arbeit. Der treue Gott und Herr, der da angefangen hat das gute Werk, der

wird es auch vollenden zu seines Namens Ehre. — Nun, so möge auch uns das Werk der Mission an den Kolhs und an den Heiden überhaupt immer mehr am Herzen liegen und immer teurer werden. Laßt es uns aber so treiben, daß wir durch die Pflicht der Sorge um das Heil Anderer uns hinweisen lassen auf die Sorge um uns selbst; wir wollen uns durch die äußere Mission immer mehr zu der Frage führen lassen: Wie steht es mit dir? Ist deine Thätigkeit keine heuchlerische oder blos äußerliche? ist deine Gabe eine Gabe der dankbaren Liebe zu deinem Heiland? O daß all unser Thun und Helfen immer mehr darauf zurückginge, daß wir immer mehr nur darum handelten und thätig wären, weil wir singen müssen:

Nun nimm mein Herz
Und alles was ich bin
Von mir zu dir, herzliebster Jesu hin!
Ich will nur dein
Mit Leib und Seele sein,
Mein Denken, Thun und Dichten
Nach deinem Willen richten. Amen.

---

9. Die Goßnersche Mission.

A. Die Gangesmission.

Text: Römer 16, V. 21 — 27.

Es grüßen euch Timotheus, mein Gehilfe, und Lucius und Jason und Sosipater, meine Gefreundete. Ich, Tertius, grüße euch, der ich diesen Brief geschrieben habe, in dem Herrn. Es grüßt euch Gajus, mein und der ganzen Gemeinde Wirt. Es grüßt euch Erastus, der Stadt Rentmeister, und Quartus, der Bruder. Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch Allen! Amen. Dem aber, der euch stärken kann, laut meines Evangelii und Predigt von Jesu Christo, durch welche das Geheimnis geoffenbaret ist, das von der Welt her verschwiegen gewesen ist; nun aber geoffenbaret, auch kund gemacht durch der Propheten Schriften, aus Befehl des ewigen Gottes, den Gehorsam des Glaubens aufzurichten unter allen Heiden: demselbigen Gott, der allein weise ist, sei Ehre durch Jesum Christum, in Ewigkeit. Amen.

Die verlesenen Verse gehören zu dem Schlußkapitel des Römerbriefes. Das Schlußkapitel ist zugleich ein Grußkapitel. Der Apostel verwendet viel Fleiß auf die Grüße am Anfang und am Ende seiner Briefe, er übergeht niemand, der einen Gruß von ihm erwarten kann. Denn der Apostel weiß, wie wohl es einem menschlichen Herzen thut, wenn es auch in der Ferne an die Liebe

der Seinigen glauben darf. Wie werden sich die einzelnen Christen gefreut haben über die Grüße, die sie von der treuen Paulushand und dem treuen Paulusherzen erhielten! Und so ein apostolischer Gruß ist doch auch noch mehr als ein bloßer Wunsch; er ist ein wirklicher Segen, in den Gott göttliche Segenskräfte gelegt hat.

Auch an euch ergeht heute ein Gruß, den ich zu überbringen habe von dem Manne, der heute vor 5 Wochen auf dieser Kanzel gestanden hat und mit uns geredet von den Friedensgedanken Gottes über uns: welches sie sind und wie wir ihnen begegnen, und der dann des Nachmittags uns die Missionsfestpredigt gehalten hat. Denselben Mann habe ich kürzlich wieder getroffen, und er läßt euch zurufen: Der Herr sei euer Licht und euer Heil! seine Gnade, seine Barmherzigkeit und sein Friede sei mit euch allen! Und wir wollen dazu sagen: Amen, Amen. Und mit diesem Gruß kommt noch ein anderer Gruß. Er ist ein vieltausendstimmiger und kommt aus weiter Ferne, in fremder Sprache, von Unbekannten und doch Bekannten; er heißt? Jisu sahay! Jesus helfe!

So grüßen sich die Kolhs-Christen unter einander, mit diesem Gruß ging dem Prabhudas ein neues Leben auf. Jisu sahay, das war der Promadeni Licht und Heil. Jisu sahay, so rufen uns heute die Christen der Goßnerschen Mission in Indien zu. Ja, Jisu sahay, Jesus helfe, er helfe uns daheim und ihnen draußen!

Von der Goßnerschen Mission in Indien habt ihr schon manchmal gehört. Heute vor 5 Wochen, da wir unser Missionsfest feierten, da hat der Missionsinspektor Plath uns von dieser Mission erzählt. Und die Lebensbilder des Prabhudas und der Promadeni waren

gleichfalls dieser Mission entnommen. Aber es waren doch immer nur vereinzelte Züge und Bilder: Nun möchte ich euch einmal ein Gesamtbild von der Goßnerschen Mission zeichnen, das uns das ganze Werk mit einem Male in allen seinen Zweigen schauen läßt.

Das Paradies, so erzählt die heilige Schrift, wurde bewässert und getränkt von vier Strömen, die nach allen vier Himmelsrichtungen sich ausbreiteten. So wird auch die Heidenwelt getränkt von vielen Strömen, die derselben Wasser des Lebens zuführen. Das sind die verschiedenen Missionsgesellschaften. Das Paradies, in dem sie entspringen, ist die christliche Kirche. Ein solcher Strom entspringt in Basel, ein anderer in Barmen, ein dritter in Bremen u. s. f., ein solcher endlich auch in Berlin. Die Goßnersche Mission ist ein solcher Strom.

Will man einen Strom kennen lernen, so muß man bei der Quelle anfangen. Also da heißt es nun bei uns: Auf nach Berlin! an die Quelle des Stromes der Goßnerschen Mission!

Wer von uns schon einmal in Berlin gewesen ist, der weiß, daß, wenn man aus dem Potsdamer Bahnhof heraustritt, man auf den großen Potsdamer Platz kommt; über diesen geht man nach links hinweg und gelangt so in die Potsdamer Straße, an deren Ende das Haus der Goßnerschen Mission liegt. Es trägt die Nummer 31. Tausende von Menschen wandern täglich da vorüber, aber selten mag in dem Menschenstrom einer sein, der an den Segensstrom denkt, der von diesem Hause in die Welt ausgegangen ist und noch ausgeht. Wir wissen es und lieben es deshalb und wollen das Haus noch näher kennen lernen, um es noch mehr zu lieben.

So treten wir denn ein und wenden uns zuerst nach dem Erdgeschoß; da ist die Wohnung des Missionsinspektors. Der empfängt uns freundlich und ist gern bereit, uns alles zu zeigen und zu erklären. Wir gehen zunächst auf den Flur des Hauses. Neben uns führt eine Treppe in die Höhe, uns gegenüber an der Wand auf einem Untersatze ruht eine Büste. Wer ist das? Das ist der selige Vater Goßner, der Begründer dieser Mission! Er war ursprünglich Katholik und zwar ein Priester. Aber sein Suchen in der Schrift und sein Bedürfnis nach Versöhnung mit Gott trieb ihn auf den Weg der protestantischen Kirche. Später wurde er Prediger an der Bethlehemskirche in Berlin. Er war sehr thätig auf dem Gebiete der evangelischen Liebesarbeit, begründete das Elisabethkrankenhaus, mehrere Sonntagsschulen und den Verein, aus dem die heutige Goßnersche Missionsgesellschaft hervorgegangen ist. Das gegenwärtige Missionshaus hat er nicht mehr gesehen. Dasselbe ist nach seinem Tode von Freunden seiner Mission zu seinem Andenken erbaut worden. Auf dem Kirchhof ganz in der Nähe ist sein Grab. Die Stätte wird bedeckt von einem einfachen Stein. Darauf steht sein Name: Johannes Evangelista Goßner; dann die Worte: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit; darunter sein Geburtstag: 15. Dec. 1773, und der Tag seines Heimgangs: 30. März 1858; sonst nichts von diesem großen Manne. Aber seine Werke reden desto lauter. — Dessen Büste grüßt uns also hier im Flur; und nun gehen wir die Treppe hinauf. Da gelangen wir zur Wohnung des zweiten Inspektors. Ist die Mission Goßners so umfangreich, daß sie die Kräfte

von 2 Inspektoren erfordert? Ja, es giebt viel zu thun. Da ist zuerst ein bedeutendes Rechnungswesen. Betragen doch die Einnahmen jährlich ca. 150,000 M. und ebensoviel die Ausgaben! Dann ist eine ausgebreitete Correspondenz zu führen mit den Freunden und Helfern der Mission, die nicht blos in Deutschland, sondern durch fast ganz Europa zerstreut sind; dazu mit den 19 Missionaren in Indien. Wieviele Anfragen kommen da, die beantwortet werden müssen, um das Werk daheim und draußen immer im richtigen Gange zu erhalten! Dann wollen auch die Missionszöglinge, die im Haus für den Missionsdienst vorgebildet werden, Unterricht erhalten; dann eine Menge Missionspredigten und Vorträge auf den Missionsfesten gehalten sein, bald im Osten unseres Vaterlandes, bald im Westen, bald im Süden, bald an der Küste der Nordsee. Das kostet Zeit und Kraft; und dann wollen doch auch die 3 Missionszeitungen geschrieben sein, die im Verlage der Goßnerschen Mission erscheinen — das giebt zusammen eine gewaltige Arbeitslast, die manch zweie von uns nicht auf sich nehmen würden. — Aber wir gehen weiter zu den Räumen der Missionszöglinge. Gegenwärtig sind 8 Zöglinge im Hause. Die Vorbildung derselben für ihren Beruf währt 4 Jahre. Der Unterricht erstreckt sich hauptsächlich auf Bibelkunde und sprachliche Fertigkeit — die Zöglinge müssen außer dem Deutschen und Englischen auch das Griechische, die Sprache des neuen Testaments, und das Indische erlernen —, dazu kommt noch Geschichte und Geographie, Rechnen und Singen, Arzneikunde und Erziehungswissenschaft. In dem dritten Stockwerk befindet sich außer den Schlafräumen für die Zögliuge auch die Buchhandlung der Goß-

nerschen Mission, in der vor allem die sämtlichen Schriften Goßners verlegt werden. Unter diesen ist euch gewiß das „Schatzkästlein", ein Erbauungsbuch für alle Tage des Jahres, bekannt und lieb, und von des Inspektor Plath Schriften, die auch da zu haben sind, haben ja manche von euch die „Reise nach Indien" gelesen.

Endlich ist da oben noch eine Lagerkammer, in der die Sachen, welche von den Freundinnen der Mission durch ihre Handarbeit gefertigt werden, bis zur Absendung nach Indien aufgestapelt liegen. — Wer steht nun an der Spitze dieser Mission? Wer hat die Leitung des ganzen Werkes? Zunächst allerdings der Missionsinspektor. Aber der ist verantwortlich einer Gesellschaft von sieben Männern, Theologen und Nicht-Theologen, bei deren Versammlungen der Generalsuperintendent der Kurmark, Büchsel, den Vorsitz führt.

Das ist also die Quelle des Flusses der Goßnerschen Mission. Verfolgen wir nun weiter diesen Fluß in seinem weiteren Laufe! Das Gebiet der Großnerschen Missiou liegt in Indien, und **bloß** da. Andere Missionsgesellschaften haben ihre Arbeiter auch in anderen Weltteilen, die Goßnersche Mission treibt ihr Werk nur in Indien und zwar in Vorderindien; das ist jenes Land, welches sich im Süden an den Rumpf Asiens anschließt und die Gestalt eines mit der Spitze nach unten gekehrten Dreiecks hat.

Nun auf nach Indien! Wir reisen mit dem Missionsinspektor Plath, der Indien vor einigen Jahren besucht und über seine Reise mehrfache Berichte geschrieben hat. Als Zeit der Reise wählen wir unsern Herbst und Winter, das ist dort für den Europäer die erträglichste Zeit. Unsere Reise geht über Leipzig und München zunächst an

die Alpen. Diese bekommen wir bald hinter München zu Gesicht; lange gehts im Innthale aufwärts, mächtige Berge zur Seite. Bei Innsbruck verlassen wir das Innthal und fahren nun über den Brennerpaß, 5000 Fuß hoch mit der Eisenbahn, an steilen Berghängen hin, oft in schwindelnder Höhe, in vielen Windungen, durch viele Tunnels, endlich gehts wieder hinab, Italien zu, an dem berühmten Kurort Botzen vorüber, und nach 48stündiger Eisenbahnfahrt sind wir in Genua am adriatischen Meer. Dort ruhen wir uns aus und erfreuen uns an der wunderschönen Stadt. Genua hat den Beinamen Superba, die herrliche! Endlich heißt's: Ade, Festland! Wir besteigen unser stolzes, mächtiges Dampfschiff, Arabia ist sein Name; die Anker werden gelichtet und hinaus gehts auf das Meer. Bald ist das Land verschwunden und wir sind mit unserm Schiff und unserm Gott allein auf dem Wasser. Wir sehen unterwegs Neapel mit seinem rauchenden Vesuv, Messina mit seinen Apfelsinen; und nun gehts durch das Mittelmeer, das auch der Apostel Paulus einst durchschifft hat, nach Alexandria; dann durch den Suezkanal und durch das rote Meer; dort erinnern wir uns an die Kinder Israel, die einst da durchgezogen, und endlich nach vierwöchentlichem Schwanken auf dem unsicheren Wasser landet unser Schiff in Bombay. Wir sind in Indien.

In der Stadt Bombay müssen wir einen kurzen Aufenthalt nehmen, um da mancherlei für die weitere Reise zu besorgen. Nur eines nenne ich euch, der Wunderlichkeit wegen: es muß hier ein neuer Hut gekauft werden. Mit unsern schmalkrempigen europäischen Hüten kommen wir hier nicht weit. Sie sind für die

hiesige Hitze zu schwer und für den grellen Sonnenschein zu klein. Wollten wir sie behalten, so würden wir krank werden. So wirds uns gesagt und wir merkens auch gleich selbst. So heiß ist es doch bei uns auch im heißesten Sommer nicht! Also weg mit unseren Hüten in die Koffer und indische Hüte angeschafft! Die sehen aber merkwürdig genug aus: weiß, groß, breitkrempig, so daß sie die Augen, den Nacken, die Schläfe und den ganzen Kopf gut schützen. Anfangs lachen wir uns gegenseitig aus in unseren Hüten; aber es geht nicht anders; wollen wir hier in Indien gesund bleiben, müssen wir solch ein merkwürdiges Gestell von Hut aufsetzen.

Hier in Bombay lernen wir auch gleich kennen, was Heidentum ist. Wir Christen betten unsere Toten in den Schoß der Erde und sind des Glaubens, daß wir da ein Samenkorn aussäen, das zwar verweslich gesäet, aber unverweslich auferstehen wird. Aber hier in Bombay sehen wir eine heidnische Weise der Totenbestattung, die wahrhaft grausig ist. Vor der Stadt gehen wir einen Hügel hinan. Eine herrliche Aussicht eröffnet sich uns. Links der tiefblaue indische Ocean mit seinen Buchten, auf denen sich zahlreiche Schiffe wiegen; rechts die mächtige Stadt Bombay mit ihrem Häusermeere; zwischen ihr und dem Hügel, auf dem wir stehen, ein herrlicher Wald von schwankenden, sich wiegenden Palmen. Wie schön und prächtig ist diese Welt! so schön, daß wir ausrufen möchten: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! Aber wie entsetzlich, wenn wir die Menschen hier betrachten und was sie thun! Inmitten dieser Herrlichkeit stehen wir plötzlich vor 5 Türmen, rund, kolossal, 3 Stock hoch, oben offen, weiß getüncht. Was ist das? Das sind die

„Türme des Schweigens," die Begräbnißstätte der heidnischen Parsi. Aber näher hinzuzutreten ist nicht erlaubt. Wir sind Europäer, unsere Nähe würde die heilige Stätte in den Augen der Parsi verunreinigen. Aber beschrieben wird uns die innere Einrichtung der „Türme des Schweigens". In jeden führt eine große, eiserne Thür. Wer durch sie eintritt, sieht einen eisernen Rost vor sich. Der teilt wie ein Gitter den Turm in einen unteren und einen oberen Teil, über dem der blaue Himmel ist. Kommt nun ein Leichenzug, so macht das Gefolge eine gute Strecke von der eisernen Thür Halt, die Träger mit der Leiche schreiten weiter. Die Thür thut sich auf, die Leiche wird in das Innere getragen und auf den Rost hingelegt. Endlich wenden sich die Träger zur Thür, gehen hinaus, schließen zu und gehen von dannen. Auf diesen Augenblick warten 60, 80 — — Adler, Geier und andere fleischfressende Vögel, die bis dahin oben auf dem Rande des Turmes gesessen haben. Sie stürzen sich mit Gier auf den Leichnam und fressen sein Fleisch. In einer Stunde ist ihr Werk gethan. Die Gebeine und der Schädel fallen durch die Zwischenräume des Rostes in die Tiefe des Turmes des Schweigens. Dies ist die Bestattungsweise der Parsi. Man fragt erschrocken: Warum so? Die Sache ist erstaunlich einfach. Dem Parsi ist die Erde heilig. Wollte man Tote in ihr begraben, würde sie verunreinigt werden. Deshalb ist das unmöglich. Aber auch das Feuer ist ihnen heilig. Jede Leichenverbrennung würde das Feuer entheiligen. Darum kann auch davon nicht die Rede sein. Nun hat sich da die Sitte wie von selbst gemacht, das Fleisch der Gestorbenen den Vögeln zur Speise hinzulegen. Finsternis! Heidentum!

Wie werden wir nun unsere Reise zu den Stationen der Goßner-Mission einrichten? Das bedarf der Ueberlegung. An 2 Plätzen oder Distrikten arbeitet sie. Der eine Distrikt liegt am Gangesflusse, der das nördliche Vorderindien durchzieht. Der andere Distrikt liegt mehrere Tagereisen südlich davon, in einem Gebirgsland, auf einem Flächenraum so groß wie das Königreich Sachsen. Das ist die Kolhs-Mission. Die Gangesmission ist älter als die Mission unter den Kolhs; erstere ist 1840 gegründet, letztere 1845. Die Gangesmission liegt uns, die wir in Bombay sind, näher als die Kolhsmission. Also zuerst zum Ganges! An diesem Flusse liegen die 3 Missions-Stationen, die zur Gangesmission gehören. Ihre Namen sind der Reihe nach: Ghazipur, Muzafferpur, Chupra (sprich: Ghasipur, Muschafferpur, Tschapra.

Zunächst reisen wir ein Stück mit der Eisenbahn, die von Bombay nach der Landeshauptstadt Calcutta quer durch das Land geht. 27 Stunden müssen wir auf der Eisenbahn zubringen, dann steigen wir aus, haben dann noch eine Fahrt von 2 Stunden im Wagen und stehen nun erst noch vor dem Gangesflusse.

Drüben zieht sich die Stadt Ghazipur am Ufer entlang, in beträchtlicher Ausdehnung, wohl mehr als $^1/_2$ deutsche Meile, rechts die Häuser und Tempel der Eingebornen, in der Mitte die stattlichen Gebäude der Opiumfabrik, links die sogenannte „Station", d. h. die Grundstücke und Gebäude, welche die Europäer bewohnen. Den Botsleuten, die sich uns zum Hinüberfahren anbieten, rufen wir die beiden Worte zu: Padre Saheb! Herr Missionar, das verstehen sie und rudern uns hinüber.

Noch 10 Minuten Gehens und wir sind auf dem Grundstück der Goßnerschen Mission. Unsere Ankunft war vorher nicht angemeldet worden. Das giebt also eine vollständige Ueberraschung. Einige von den in der Waisenanstalt aufgenommenen Kindern, die sich zufällig in der Nähe befinden, bemerken die weißen Sahebs zuerst. „Weiße Sahebs kommen!“ so rufen sie und laufen mit der Nachricht in's Missionshaus. Und nun wird es rasch lebendig. Da kommen sie alle hervor; die Missionare Beyer und Ziemann an der Spitze, eilen sie herbei und begrüßen die deutschen Gäste. — In der Mitte des Platzes, der der Mission gehört, steht das geräumige Wohnhaus, um dasselbe herum die übrigen Gebäude. Da fehlt weder eine große luftige Kirche, noch eine Reihe von Wohnungen für eingeborne Christen; da ist ein Haus für Waisenknaben und ein solches für Waisenmädchen, da haben der Lehrer und der Katechist ihre Räume, und die Wirtschaftsräume der verschiedensten Art sind gleichfalls da — fürwahr ein stattliches Missionsgehöft! — Und das alles beschafft durch die unermüdliche Thätigkeit des greisen Missionar Ziemann, der alljährlich auf großen in der kalten Jahreszeit ausgeführten Reisen durch Kollekten bei den Freunden der Mission in Indien die dazu nötigen Summen zusammengebracht hat. An den folgenden Tagen lernen wir nun alle Arbeitszweige innerlicher und äußerlicher Art, die zu dem Missionsbetrieb gehören, kennen. Wir besuchen die Mädchenschule, die Knabenschule, die monatliche Missionsstunde, die Katechisation in der Kirche, wir hören die Predigt der Missionare in der Kirche, beobachten die Missionare in ihrem Verkehre mit den Gemeindegliedern und lernen die Führung der

Kirchenbücher und das Rechnungswesen der Station kennen, und finden, daß alles nach deutschem Muster betrieben und gehandhabt wird.

Nicht anders ist auch das, was wir auf der nächsten, einige Meilen entfernten Station Muzafferpur treffen. Aber dort erleben wir das interessante und eigentümliche Schauspiel einer Straßenpredigt. Mit den beiden Missionaren der Station, Lorbeer und Pohlenz, und einem Katechisten begeben wir uns eines Morgens in das Innere der Stadt, fassen unter einem schattigen, großen Baume, da, wo fünf Straßen zusammen kommen, Posto, und nun soll gepredigt werden, hier mitten auf der Straße in der Heidenstadt. Der Anfang wird damit gemacht, daß der Katechist eine Stelle aus der Bibel vorliest. Es dauert nicht lange und wir Christen sind von einem Haufen Heiden umgeben, die dem zuhören, was der Katechist, ihr Landsmann, liest und redet. Da sind zuerst 2 eingeborne Polizisten, Leute mit roten Turbanen und schwarzen Stäben, die hier zu Lande jeden anständigen Europäer ehrerbietig grüßen und jetzt herzukommen, um etwaige Störungen der Predigt zu verhindern. Da sind Arbeiter, die des Weges kommen, Lastträger, die sich eine Weile ausruhen, aber auch vornehme Leute, an den feineren Kleidern kenntlich, Heiden und Muhamedaner. Da sind neben den Erwachsenen auch Kinder und zwar in nicht geringer Anzahl, unter ihnen auch ein blindes, das mit seinen erloschenen Augen an der Hand eines Mannes dasteht und ruhig zuhört. Schon während der Katechist las und dann sprach, umkreiste den Menschenknäuel ein junger, feiner Mann, ein Brahmine, bald zuhörend bald den Zuhörern in seiner Nähe ein spöttisches Wort zuru-

fend; nun aber drängt er sich in die vorderste Reihe vor, unterbricht den Vortrag und beginnt einen Wortwechsel mit dem Katechisten. Eine Weile läßt der Missionar den Katechisten mit ihm disputieren, dann aber mischt er sich selbst ein und giebt im Anschluß an das, was bereits geredet ist, einen kurzen Abriß der christlichen Lehre. Dann folgt noch eine längere Zwiesprache zwischen ihm und dem jungen Brahminen, in welcher der letztere schließlich klein beigiebt. Es ist eine ganz belebte Scene geworden, der Menschenhaufe hat sich durch immer neue Zuhörer vermehrt, und es ist daher sehr bedauerlich, daß die weitere Predigt wegen der immer größer werdenden Hitze aufgegeben werden muß. Und so gehen wir mit den Missionaren weg. Aber wir haben die wehmütige Frage im Herzen: Was wird nun mit solchem Samen des Wortes Gottes, der so aufs Geratewohl unter das Volk gestreut worden ist? Die Antwort darauf sollen wir bald bekommen. Etwa 6 Stunden später, als der Tag kühler geworden ist, da erscheinen an der Thür des Missionshauses 2 anständig gekleidete Eingeborne. Der Ältere von ihnen führt das Wort und stellt sich als einen Lehrer an der Regierungsschule in Muzafferpur vor — natürlich ein Heide, und seinen Begleiter als einen seiner Schüler. Er erzählt, sie hätten uns diesen Morgen auf der Straße in der Stadt mit den Heiden verkehren gesehen und kämen nun, um mit uns über christliche Dinge zu sprechen. Natürlich werden sie freundlich willkommen geheißen und zum Sitzen auf der Veranda aufgefordert. Die Unterredung wird in englischer Sprache geführt. Der Lehrer ist schon früher in Berührung mit Missionaren gekommen, hat wohl auch die Bibel schon gelesen

und hat nun einige Fragen auf dem Herzen, die er gerne beantwortet wünscht. Erstlich: Wie kann Gott leiden? Wenn Jesus Christus Gott sein soll, wie kann er dem Leiden unterworfen sein? Dann: Kann man nicht im Herzen Christ sein, ohne daß man es offen vor den Leuten bekennt? Muß man sich denn unbedingt taufen lassen? Drittens? War Christus nicht der beste Lehrer und der unschuldigste Mensch? und ist es nicht genug, das zu glauben? — Da wird denn eine biblische Kraftstelle nach der andern vorgeholt und ausgelegt. Vom Götzenwesen wollte der Mann nichts mehr wissen. Mahadeo — ein indischer Götze — ist nie gewesen, das ist sein Bekenntnis. Er scheint einer von den vielen in Indien zu sein, die sich ein gewisses Maß europäischer Bildung angeeignet, das Alte weg geworfen haben, nun etwas Besseres suchen und dem Reiche Gottes nicht ferne stehen. — Nach längerer Unterredung wird er eingeladen, bald einmal wieder zu kommen, was er auch verspricht. Als die beiden nun Abschied genommen haben, da wissen wir, daß wir in der Frühe nicht vergebens zur Straßenpredigt hinausgegangen sind.

Nun haben wir in der Gangesmission noch eine Station: Chupra. Auf der !sieht's im wesentlichen ebenso aus wie in Ghazipur und Muzafferpur. Daher wollen wir nns da nicht weiter aufhalten. Aber auf der Reise dahin erleben wir noch etwas Merkwürdiges, das uns wieder ein recht deutliches Bild von dem giebt, was Heidentum ist. Am Einfluß des Gandack in den Ganges liegt das elende Dörfchen Sonepur, das aber wegen seiner Lage an 2 heiligen Strömen in sonderlichem Rufe steht. Im November jedes Jahres strömt dort wohl

eine halbe Million Menschen zusammen, um von der Heiligkeit des Orts zu profitieren. Das ist die Sonepur Mela. Zwei Schauspiele zeigen da, was Heidentum heißt. Das eine kann man des Morgens, das andere des Abends sehen. In den frühen Morgenstunden, da eilen ungezählte Scharen von Menschen der Stelle zu, wo die Flüsse sich mischen. Welch ein Anblick, wenn man hinkommt! Tausende und abertausende entweder fast ganz nackter oder in weiße, tücherartige Gewänder gehüllte Gestalten stehen im Fluß oder bedecken die Hügel und die Flußränder, um hernach in den Fluß hernieder zu steigen. Haben sie gebadet, dann machen sie dem Götzen Mahadeo auf der Heimkehr einen Besuch in seinem Tempel und begießen sein Bild mit Wasser, das aus dem Flusse mitgebracht wird. Allein wie sollen die Zehntausende zu dem kleinen Gebäude mit seinem schmalen Thore eingehen? Das giebt dann ein unbeschreibliches Gedränge; ein unendliches Geschrei, Getobe und Gebrülle erfüllt die Luft. Dazwischen stehen Polizisten mit kurzen, handfesten Stöcken und bearbeiten mit ihrer Waffe unbarmherzig die Köpfe derer, welche am meisten drängen. Das ist der Schluß des Mahadeo-Opfers. Das ist ein Stück indischen Heidentums.

Des Abends führen die Fakire, die Büßer, ihre Tänze auf. Das sind heimatlos wandernde Menschen, Kerle mit nie geschorenen und nie gekämmten Bärten, mit langen zu Zöpfen aufgebundenen Haaren, vielfach mit Erde oder Asche von oben bis unten beschmiert, die es zu einem Gottesdienst machen, in diesem Zustande von einem Götzenfest zum anderen zu ziehen. Solcher sind hier 500 auf einem Platze zusammen. Nun fangen sie

an. Wir wollen unserm Gotte ein Liedchen singen, so heißt es, und nun beginnt eine Musik, die Steine erweichen und Menschen rasend machen kann. Am widerwärtigsten aber wird es, wenn nun der Tanz beginnt. Es ist dunkler Abend, einige Oellampen erhellen kümmerlich die Scene, Hunderte von Heiden schauen zu. In der Mitte bewegen sich 4 bis 9 Tänzer. Jeder tanzt für sich allein; bald laufen sie mit kleinen Schritten auf den Altar zu, dann wieder weg, bald drehen sie sich wie ein Kreisel, bald hüpfen sie in großen oder kleinen Sprüngen, bald laufen sie wie toll durcheinander, werfen Arme und Beine in unschöner, unregelmäßiger Weise hin und her, jetzt werfen sie sich nieder und küssen den Boden. Es ist wie ein Haufe von rasenden Wahnsinnigen. Dazu denke man sich nun die tollste Musik; und man geht davon, hält sich den Kopf und fragt, ob man nur geträumt oder das alles mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hat. Aber das ist heidnischer Götzendienst! Vieles mehr ließe sich von der Sonepur-Mela erzählen, es zeigen sich da Pestbeulen, an denen das heidnische Leben Indiens krankt. Aber vorüber, vorüber!

Wenn man so ein Götzenfest besucht und sieht da, was eigentlich der Götzendienst ist, sieht, wie gerade die schändlichsten Dinge als ein Gottesdienst ausgeführt werden, sieht, wie Hunderttausende daran teilnehmen, da muß man freilich sich sagen, es scheint nicht so, als ob das Christentum schon irgend eine Bresche in die Burg des Heidentums in Indien geschossen hätte. Dennoch hat das Christentum auf das ganze indische Volksleben Einfluß gewonnen, und alles dieses, was man auf

solch einem Götzenfeste sehen kann, hat im Laufe der letzten Jahrzehnte einen milderen Ton angenommen, die größten Scheußlichkeiten und Ungeheuerlichkeiten sind doch nach und nach unter europäischem Einfluß unmöglich geworden. Das sehen die Heiden auch ein, daß das Christentum eine Macht ist, die das Alte über kurz oder lang stürzen wird. Ein vornehmer Hindu unterhielt sich mit einem Christen über das Christentum in Indien und äußerte sich in diesem Gespräch folgendermaßen: Das weiß ich ganz gewiß, daß ich kein Christ werde; das andere kann ich nicht bestimmt sagen, ob mein Sohn ein Christ werde; aber eines weiß ich wieder ganz bestimmt, daß mein Enkel ein Christ sein wird. — So sprach der vornehme Heide. O daß er wahr geredet hätte! daß das schöne, große Land vom Himalaya bis zum Kap Komorin bald vom christlichen Geiste beherrscht würde! Möchten doch auch wir dazu helfen! Möchten wir, so oft wir im Vaterunser bitten: Dein Reich komme! nicht blos an uns selbst und an unsern Ort denken, sondern das ganze Indien, das ganze Heidenmissionsgebiet mit einschließen! Amen!

---

10. Die Goßnersche Mission.

B. Die Mission unter den Kolhs.

Text: 2. Corinther 3, V. 2 — 4.

Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen. Die ihr offenbar geworden seid, daß ihr ein Brief Christi seid, durch unser Predigtamt zubereitet, und durch uns geschrieben, nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht in steinerne Tafeln des Herzens. Ein solches Vertrauen aber haben wir durch Christum zu Gott.

Es ist eine schöne Sache für einen Reisenden, die Tasche voll Empfehlungsbriefe, hinauszuwandern in die Welt. Wie gebahnt sind da die Wege, wie viel Häuser erschlossen, da er sonst nicht Gelegenheit gehabt hätte sanzukommen. Und doch, wie mancher, der nicht selbst sein eigener Empfehlungsbrief war, hat sich bald wieder verabschieden müssen — auf Nimmerwiedersehen. Das machte: Dem Empfehlungsbrief fehlte das Siegel, das er hätte selbst darunter drücken müssen. Denn das Beste an einem Empfehlungsbrief ist, daß der Überbringer selbst empfehlens w e r t ist.

Auch für die Mission werden heutzutage manche Empfehlungsschreiben verfaßt, um Vorurteile bei den Gegnern zu zerstreuen, ihnen die Sache bekannt zu machen

und ans Herz zu legen. Aber das Beste an einem solchen Empfehlungsbrief ist auch hier wieder, daß der Empfohlene, also hier die Mission selbst, das Siegel darunter drückt und damit das Gesagte beglaubigt. Und welches ist dieses Siegel der Mission? Es zeigt in der Mitte den Herrn Christus, wie er auf dem Ölberge steht und seinen letzten Willen den Jüngern kund giebt, wie er zu lesen ist Matthäi 28: Gehet hin in alle Welt u. s. f. Und als Umschrift stehen auf dem Siegel die Worte: Gehet hin und saget denen, die euch geschickt haben, wieder, was ihr sehet und höret: Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, der sich nicht an mir ärgert.

Ein solches Siegel unter den Empfehlungsbrief der Mission hat nun gedrückt unter anderen auch die Goßner'sche Mission in Indien. Wir haben in der vorigen Missionsstunde einen Überblick über dieselbe begonnen. Dieselbe hat zwei Zweige: die Mission am Gangesflusse und die Mission unter den Kolhs. Den ersten Zweig haben wir in der vorigen Missionsstunde kennen gelernt und dabei recht Erfreuliches vernommen. Heute aber lernen wir in der Mission unter den Kolhs eine Perle unter den Missionen kennen, einen Empfehlungsbrief, der wert ist von aller Welt gelesen zu werden, wert, daß namentlich wir ihn recht tief in unsere Herzen fassen.

Die gewöhnliche Bezeichnung dieser Mission: Kolhs-Mission, ist nicht genau. Besser würde man sagen: „Deutsche lutherische Mission in Chota Nag-

pore." „In Chota Nagpore" deshalb, weil diese Mission nicht allein unter den Kolhs, sondern auch unter andern Stämmen in der Provinz Chota Nagpore, unter Mundaris, Santalen, Urauns, Larkas u. s. f. arbeitet. Und: „deutsche lutherische" Mission, weil es neben dieser noch eine englische, hochkirchliche Mission auf demselben Gebiete giebt. Doch ist der Name Kolhs-Mission einmal eingebürgert, und da nach der eben gehörten Erklärung eine Verwechselung unmöglich ist, wollen wir auch weiterhin kurz von der „Mission unter den Kolhs" reden.

Dieses zweite Gebiet der Goßner'schen Mission liegt einige Tagereisen südlich von der Gangesmission, jene in einem Berglande, während diese im Flußgebiete des Ganges liegt. Die Mission am Ganges wurde 1840 begonnen, die unter den Kolhs 1845. Trotzdem hat letztere die erstere überflügelt. Die Gangesmission hat nur 3 Bezirke: Ghazipur, Muzafferpur und Chupra, die Kolhsmission deren 7: Purulia, Randhi, Lohardagga, Burju, Chaibasa, St. Matthäuspur und Goßnerpur. Diese 7 Bezirke haben ihre Namen von den 7 Hauptstationen, um welche sie herum liegen. Der zur Station Burju gehörige Bezirk ist der größte, er umfaßt nicht weniger denn 383 Dörfer mit 39 Kirchen und Kapellen und 27 Schulen; auf Burju folgt der Größe nach Goßnerpur mit 307 Dörfern, dann Randhi mit 147 Dörfern u. s. f. Im Ganzen gehören zur Kolhsmission 1072 Dörfer mit 5500 Christenfamilien, die zusammen einige 30000 Seelen zählen. Wie werden diese alle geistlich versorgt? Auf den 7 Hauptstationen sind im ganzen 12 deutsche Missionare stationiert; auf den über 1000 dazu gehörigen Christendörfern wohnen verteilt und wirken 6 eingeborne

Geistliche, 11 Kandidaten, 88 Katechisten, 71 Dorflehrer und 4 Kolporteure oder Bücherverbreiter, im ganzen 180 Männer im Solde der Mission, ohne die 12 Missionare und ohne die 137 Gemeindeältesten, die in jeder Parochie auf christliche Ordnung und Sitte zu sehen haben.

Kirchen und Kapellen giebt es im ganzen 116. Darunter einige recht ansehnliche Gebäude. So ist die Kirche in Ranchi, der Hauptstadt von Chota Nagpore, ein stattlicher Backsteinbau, der Turm freilich ohne Spitze, aber mit schönem Geläute, die Kirche hoch, luftig und geräumig, — ca. 2000 Personen haben Platz, — ohne Emporen, aber doch mit einem Orgelchore versehen, auf dem freilich noch keine Orgel, sondern nur ein schon recht schlecht gewordenes Harmonium steht. (Da giebt es etwas für die Missionsfreunde zu thun!) Auch die Station Chaibasa hat eine schöne Kirche. Zur Glocke ist eine französische Kanone von Kaiser Wilhelm geschenkt worden. Das Innere ist hell und freundlich, der Altarraum ist mit farbigen Glasfenstern versehen, der schöne Taufstein ist das Geschenk eines englischen Beamten. Die Kapellen zu Piring und Diangkel fassen eine jede gegen 1000 Personen. Eines der größten kirchlichen Gebäude in Chota Nagpore ist die Kapelle in Goßnerpur, die ca. 2000 Personen faßt.

Schulen besitzt die Kolhsmission 75 mit 1600 Schülern. Darunter sind 71 Elementarschulen mit 1400 Kindern; die übrigen 4 Schulen sind 1 Mittelschule, in Purulia, mit 5 Klassen und 74 Kindern, und 3 Schulen in Ranchi, nämlich eine große 9klassige Schule, in deren oberen Klassen auch Englisch und Griechisch, (die Sprache

des neuen Testaments) getrieben wird, besucht von 150 bis 160 meist auswärtigen Schülern, dazu ein Lehrerseminar mit 53 Seminaristen und eine Predigeranstalt mit 15 Studenten, wenn man so sagen kann.

Was leisten diese Schulen, z. B. in Ranchi? Um ein richtiges Urteil über dieselben zu gewinnen, müssen wir in Anschlag bringen, daß die allerwenigsten Knaben, die die Schule in Ranchi besuchen, diejenige Sprache, in welcher sie unterrichtet werden, von Jugend an gesprochen haben. In der Schule sowohl wie im Verkehr mit den Erwachsenen wird Hindi gesprochen, unter einander bedienen sie sich wohl noch ihrer Muttersprache. Es ist ein ähnliches Verhältnis wie mit dem Platt- und Hochdeutschen, nur daß die Verschiedenheit des Mundari und Kolh vom Hindi weit größer ist als die des Platt- vom Hochdeutschen. Bringt man nun diese Sprachschwierigkeit in Anrechnung, so muß man in der That anerkennen, daß die Schule in Ranchi Erfreuliches leistet. Mit dem Rechnen freilich ist's nicht glänzend bestellt, das ist die schwache Seite der Begabung des Volks. Wohl können die Knaben einfache Exempel mit ganzen Zahlen im großen Zahlenraume und mit Brüchen im Kopfe lösen, namentlich wenn sie aus dem Kreise ihrer tagtäglichen Lebensanschauung genommen werden; aber darüber hinaus versagt die Kraft, und es wird wohl noch länger dauern, ehe es darin besser wird. Dagegen haben die Knaben viel Sinn für geschichtliche Dinge. Biblische Geschichte, Kirchen- und Weltgeschichte gehören bei den Prüfungen zu den Glanzpunkten. Auch für fremde Sprachen sind sie begabt; sowohl im Griechischen als im Englischen bestanden bei der vom Missionsinspektor Plath

angestellten Prüfung die Mitglieder der ersten Klasse sehr gut. Am höchsten steht die Begabung des Volks für Musik. Die Schüler von Ranchi singen so rein und so so sicher wie man es gar nicht erwartet. Das große Halleluja von Händel, der 23. Psalm von Klein, der Lobgesang von Bortniansky sind hervorragende Stücke ihres musikalischen Programms. Und das alles singen sie aus dem Gedächtnisse, ohne hörbare Fehler.

Im Lehrerseminar soll ein Doppeltes erreicht werden. Erstlich müssen die künftigen Lehrer mit demjenigen, was sie später den Dorfkindern beibringen sollen, selbst möglichst gründlich bekannt gemacht werden, und dann sollen sie doch noch etwas mehr wissen, als sie zu lehren haben. Zweitens: Viele Lehrer auf den Dörfern müssen des Sonntags auch Gottesdienst halten, deshalb sind in den Unterrichtsplan des Seminars auch Predigtübungen mit aufgenommen. Das Seminar besteht aus 2 Klassen. Alle Seminaristen, meist Leute reiferen Alters, zeichnen sich durch einen sehr löblichen Lerneifer aus. Mit den Leistungen konnte der prüfende Missionsinspektor im ganzen zufrieden sein. An allen Seminaristen war deutlich zu erkennen, wie sie durch den Unterricht, durch die an sie gewandte Erziehung und durch das Leben auf der Missionsstation entschieden geistig viel gewonnen und sich vor denen, die das alles nicht gehabt hatten, vorteilhaft auszeichneten.

Die wohlthuendsten Eindrücke empfängt man, so erzählt der Missionsinspektor Plath, von dem Predigerseminar, d. h. der Anstalt, aus der die eingebornen Geistlichen hervorgehen sollen. Sie ist darauf berechnet, daß die Knaben, welche die neunklassige Vorschule durchgemacht

haben, unmittelbar von derselben herübergenommen werden können. Da erhalten sie nun noch einen 4jährigen Unterricht, der sie für's geistliche Amt ausbildet. Alsdann müssen sie ein Examen machen. Bestehen sie es, so werden sie Kandidaten und finden entweder in der Schule oder in der Gemeinde irgend eine Anstellung, bis sie die Ordination und ein geistliches Amt erhalten. Die Versuche im Katechisieren, welche in der Anwesenheit des Missionsinspektors vorgenommen wurden, fielen nicht übel aus; so auch die Versuche im Predigen. Mit großer Ruhe und Sicherheit traten die jungen Leute vor die große Versammlung, unter der doch auch Europäer waren, und hielten ihre Predigt, ohne zu stocken und herauszukommen. Freilich berichtete der Rektor des Seminars, der Inhalt der Predigten sei oft recht schwach; manche fingen von Adam und Eva an, würden breit, gäben zu wenig Auslegung des Textes u. s. f. Aber wie könnte das auch anders sein! Werden diese Zöglinge erst reifer und bekommen sie im Leben christliche Erfahrung, dann besitzen sie auch die Fähigkeit, tüchtige Prediger ihrer Gemeinden zu werden. Darüber berichtet uns der Missionsinspektor Plath, der auf seinen Reisen genügend Gelegenheit hatte, das zu beobachten, Folgendes. Ein früherer Zögling des Predigerseminars ist in Piring stationiert. Nathanael Tuyu ist sein Name. Er macht den Eindruck einer kräftigen fröhlichen Natur. Die Katechisation, die er mit seiner Gemeinde hielt, war frisch und faßlich. Seine Bücher und Rechnungen fanden sich in Ordnung. Mehrere der christlichen Gesänge, die unter den Kolhs nun von Mund zu Mund gehen, sogenannte Bhajans, sind von ihm gedichtet und in Musik gesetzt. In seiner

Gemeinde und im weiteren Umkreise ist er beliebt, aber auch unter den Heiden weit und breit bekannt. Dabei ist seine ganze Erscheinung die eines bescheidenen Mannes.

Der begabteste unter den 6 eingebornen Pastoren ist Hanukh Lakra Dato. Er ist nicht allein Pastor der Gemeinde Tapkara, sondern auch noch einer zweiten, eine Meile entfernten, Gemeinde zu Diangkel, so daß zusammen 2—3000 Seelen von ihm mit dem Worte Gottes und den Sakramenten zu bedienen sind. Er spricht 3 Sprachen: Uraun, Mundari, Hindi fließend und ist des Englischen so weit mächtig, daß er versteht, was man zu ihm sagt. Die Schulen seiner Parochie stehen etwas höher, als die an anderen Orten. Seine Katechisation, so bezeugt der Missionsinspektor Plath, fiel sehr zur Zufriedenheit aus und weckte durch die Frische des Prüfenden, sowie durch die Munterkeit der antwortenden Männer und Frauen die herzlichste Freude. An demselben Tage hielt auch der Aelteste der Gemeinde zu Diangkel eine Katechisation, welche so lebendig und für alle so fesselnd war, daß die Europäer, die zugegen waren, mit freudigem Erstaunen daneben saßen. Mit 1000 Christen, Männern und Frauen katechisierte er, und das ging alles so Schlag auf Schlag und war solch ein Zug in dem Ganzen, solch ein frisches Leben, daß man deutlich sah, die Leute haben etwas von dem Lehren ihres Landmannes. — Von Zinzendorf wird erzählt, daß auf einer Visitationsreise durch die Missionen der Brüdergemeinde das, was er dort bemerkte an lebendigem, echten Christentum, ihn so im Innersten ergriff, daß er Thränen der Freude weinte. Wenn man so etwas liest, wie das eben Erzählte, so hat man auch Mühe, seiner inneren Bewegung Herr zu werden.

Aber wie steht's nun mit den Früchten dieser Missionsarbeit? Man darf sich die sittlichen und religiösen Zustände unter den Kolhs nicht allzu hoch und fleckenlos vorstellen. Gut Ding will Weile haben; ehe ein Volk vom Geiste des Christentums ganz durchdrungen ist, bedarf es einer Arbeit, die durch mehrere Geschlechter geht. Aber man darf von den Erfolgen der Mission unter den Kolhs auch wieder keine zu geringe Meinung haben. Es lassen sich 5 Entwickelungsstufen deutlich unterscheiden. Die Heiden lassen sich erkennen an ihren schmutzigen, meist zerissenen Gewändern, ihrem mannigfaltigen Schmucke an allen Teilen des Leibes, an dem ausdruckslosen Gesicht und den nichtssagenden oder blöden Augen. Blickt man auf die Enquirer, diejenigen Leute, welche noch nicht in die christliche Gemeinde aufgenommen sind, aber zur Taufe vorbereitet werden, so ist schon ein Fortschritt zu bemerken. Der heidnische Schmuck ist fort, die Kleider sind rein und ganz. Die dritte Stufe wird durch die Täuflinge dargestellt. Sie sind genauer unterwiesen, haben längere Zeit am Gottesdienste wie an den täglichen Morgen- und Abendandachten teilgenommen, sie bekennen jetzt ihren Glauben, das Antlitz ist klarer, das Auge heller, das ganze Auftreten gehobener. Dann kommen die Confirmanden, jüngere und ältere Christen, Jahr und Tag, wenn nicht schon Jahre lang dem Heidentum entwöhnt und in das christliche Gemeindeleben hineingewachsen, noch frischer, lichter und ausdrucksvoller. Endlich die Abendmahlsgemeinde. Da empfängt man den Eindruck: so ist es auch in den meisten Ländern der Christenheit. Solche Augen, Mienen und Geberden kann man leuchtender und erbaulicher auch daheim in

Deutschland beim Abendmahl nicht sehen. Dieses Gesetz des stufenmäßigen Sichentwickelns, dem alles unterworfen ist, wird bei den Gegnern der Mission so oft übersehen; und so kommt es leicht zu ungerechten Urteilen. Um nicht voreilig zu sein, muß man immer fragen: Wie lange arbeitet die Mission auf dieser Station, die ich da gerade im Auge habe? Wie lange steht dieser Mensch, den ich da gerade vor mir habe, schon unter dem Einflusse des christlichen Geistes? und — wie hat ihn die Mission vorgefunden, ehe sie an ihm zu arbeiten begann?

Wodurch sich nun aber alle Kolhs-Christen gemeinsam von den Heiden unterscheiden, das sind 4 Merkmale. Erstens halten die Christen mit Ausnahme weniger Rückfälliger das Gelübde, welches sie bei der Aufnahme in die Gemeinde ablegen: Sie trinken keinen Bode, jenen berauschenden Reisbranntwein. Zweitens sind sie fleißige Besucher der Gottesdienste. Auf seiner Reise durch die Kolhs-Christen fand der Missionsinspektor Plath die Kirchen und Kapellen sowohl dann gefüllt, wenn die europäischen Missionare predigten, als wenn die eingeborenen Helfer, Geistliche, Katechisten oder Kandidaten predigten oder katechisierten. Drittens beten die Kolhschristen viel in ihren Häusern, namentlich wenn schwere Erkrankungen und Sterbefälle vorkommen. Viertens bewähren sie ihr Christentum durch einen eingezogenen stillen Wandel, durch Fleiß und Treue in der Arbeit, durch Sparsamkeit mit dem Erworbenen, durch Wahrheitsliebe und Biederkeit unter einander.

Einige Beispiele aus dem Leben der Kolhschristen mögen das Bild dieser Mission unter den Kolhs mit bestimmteren Zügen versehen. Wir wollen uns das Leben

schildern lassen wie es ist, ohne Schminke und Verschönerungsmittel. Da fehlt es nicht an Lichtbildern, aber auch nicht an Schatten. Es ist wie bei uns. Lassen wir die dunkleren Gestalten zuerst an uns vorübergehen, alsdann die helleren.

Da kommt eines Morgens in Ranchi der Missionar Onasch, von einigen Eingeborenen begleitet, zum Missionsinspektor Plath und sagt: Nun sollen Sie auch ein Stück von Bosheit kennen lernen! Sehen Sie diesen Mann und seinen 15jährigen Sohn! Sie haben sich in der St. Matthäuspur-Gemeinde gemeldet, Christen zu werden und werden nun auf die Taufe vorbereitet. Heute sind sie hier, um gegen den Gutsbesitzer ihres Ortes gerichtlich klagbar zu werden. Sie sagen, derselbe habe sie überfallen und den Sohn gemißhandelt. Hier auf der Brust des Knaben die Narben von den fürchterlichen Wunden, welche er ihm beigebracht hat, wie der Vater sagt. So der Missionar. Und der Zuhörer, Inspektor Plath, hebt schon seine Hände zum Zeichen seines Entsetzens auf und der Mund will rufen: Armes, armes Volk, wie wirst du gepeinigt von deinen Drängern! — da fährt der Missionar fort: Das alles aber ist erlogen! Die Wunden hat der Vater dem Sohne selbst beigebracht, um von dem Gutsbesitzer ein Stück Land zu erpressen. Das alles ist soeben in unserer Verhandlung herausgekommen. Und der Mann war wirklich deß alles geständig, auch gegen den Missionsinspektor. Was sollte nun mit ihm gemacht werden? Nur nicht vom Christwerden ausgeschlossen werden, flehte er die beiden Männer an; jede andere Strafe, nur diese nicht! Aber das konnte ihm doch nicht so ohne weiteres zugestanden werden.

Es wurde ihm daher aufgegeben, wenn der Missionsinspektor auf seiner weiteren Reise nach St. Matthäuspur käme, in der dann anzuberaumenden Gemeindeversammlung zu erscheinen; da sollte das weitere über ihn beschlossen werden. — Ein noch schlimmerer Fall war folgender. In Ranchi befindet sich ein englisches Gefängnis. Leider befanden sich auch Christen unter den Gefangenen, ihrer 5 an der Zahl. Der eine hatte gestohlen und war zu einer Haft von einigen Monaten verurteilt worden; drei andere büßten kürzere Strafen ab; der fünfte aber war ein Vatermörder, ein noch junger Mensch; durch Jähzorn hatte er sich zu der furchtbaren That hinreißen lassen. Auch er gehörte noch nicht zur eigentlichen Gemeinde; er hatte sich nur zur Aufnahme gemeldet und wurde zur Taufe vorbereitet. Seiner That war er bis dahin noch nicht geständig gewesen, obwohl er durch Zeugen überführt und zu einer 5jährigen Haft verurteilt war. Auf freundliches und ernstes Zureden des Missions-Inspektors aber wurde der arme Mensch weich, warf sich auf sein Angesicht und wollte nicht eher wieder aufstehen, als bis ihm versichert war, er sollte vom Christwerden nicht ausgeschlossen sein. Auch über ihn sollte in St. Matthäuspur verhandelt werden. Mehrere Wochen später geschah das. Der Gemeinde wurde die Sache vorgetragen mitgeteilt, daß der Katechumen seiner Unthat geständig, daß sie ihm leid sei und daß er den Wunsch hege, getauft und nach Verbüßung seiner 5jährigen Haft in die St. Matthäuspur-Gemeinde aufgenommen zu werden. Was denn nun zu machen sei? Ob sie ihn wollten von sich stoßen, da er denn ohne Halt und Stütze dem sittlichen Untergang preisgegeben sei? oder ob sie ihn auf-

nehmen, ihn tragen, ihm zu seiner Besserung behilflich sein wollteu, zu der er den ernsten Willen zeige? Die Antwort lautete: Ja! wir wollen ihn aufnehmen und ihn tragen, wenn er kommen wird. Und nun kam auch die andere Angelegenheit zur Sprache, daß jener Katechumen seinen Sohn verstümmelt habe, um ein falsches Zeugnis gegen seinen Gutsherrn vorzubringen. Auf Befragen, ob der Mann, wie ihm vor 7 Wochen aufgegeben, sich gestellt habe, erhob er sich im Hintergrunde und bekannte noch einmal vor allen seinen Mitchristen seine Schuld. Auch über ihn wurde der Gemeinde dieselbe Frage vorgelegt wie vorhin, und alle waren dafür, ihn, da er reuig, aufzunehmen, und alle versprachen, ihn mit Geduld zu tragen und mit Liebe zurechtzuhelfen. — Es erhellt, wie bei den Kolhs-Christen sowenig wie bei uns deutschen Christen alles ist, wie es sein sollte, wie aber die Gemeinde mit großem und heiligem Ernste auf die sittliche Führung ihrer Mitglieder dringt. Wo findet man das bei uns in dieser Weise? Aber solche Fälle, wie die eben erwähnten, sind verhältnismäßig selten. Betrafen doch auch diese beiden Beispiele nur solche, die noch nicht eigentlich in die christliche Gemeinde aufgenommen waren, sondern erst darauf vorbereitet wurden. Solchen dunklen Bildern lassen sich aber ungleich mehr Lichtbilder an die Seite stellen.

Es war in Ulihatu, einem zu Burju gehörigen Dörflein. Es war schon spät in der Nacht, als der Missionsinspektor und der Missionar zusammen im Zelte saßen und lasen und schrieben. Ringsum war alles still, kein Gesang der Menschen erschallte mehr in der Ferne, auch das Vieh in den Ställen war ruhig, desgleichen

erhoben die wilden Tiere des Waldes noch nicht ihre Stimmen. Da drang von rechts herüber ein Klang, als ob ein Mensch laut und langsam etwas sagte. Ob er sprach, ob er las, ob er betete, war nicht zu erkennen. Was sollte das wohl sein? Keiner von beiden Männern konnte sich's erklären. Da schlagen sie denn die Zeltthür zurück, treten hinaus in die Mondscheinnacht und gelangen, dem Schalle nachgehend, an eine Hütte, aus der der Schall kommt. Sie treten ein, und was finden sie? Der 22jährige Sohn des Gemeinde-Ältesten, ein junger Witwer, lernt hier in der Stille der Nacht aus dem Katechismus das fünfte Hauptstück, da er sich zur Konfirmation und zum ersten Genusse des heiligen Abendmahles vorbereitet. Neben ihm liegt noch ein Mensch, ein Heide und — schläft. Der junge Christ lag auch da, lang hingestreckt, aber mit dem Antlitz dem Lichte der Lampe zugekehrt, hart an derselben ein Buch, den Katechismus, aufgeschlagen haltend, und aus ihm las er mit Bedacht, was wir vom Sakrament des Altars bekennen. So etwas mitten im Heidenlande zu erleben, thut wohl. In der St. Matthäuspur-Gemeinde trug sich Folgendes zu. Ein Blinder hatte sich herführen lassen, um konfirmiert zu werden und zum ersten Male am heiligen Abendmahle teilzunehmen. Seine Lebensgeschichte war einfach. Nicht blindgeboren war er, sondern in seiner Jugend beim Spielen um sein Augenlicht gekommen durch giftigen Pflanzensaft. Nun lebte er bei seiner Mutter. Sein Bruder, ein Katechist, hatte ihn soweit gefördert, daß er getauft werden und nun weiter zur Konfirmation sich melden konnte. Der Missionsinspektor unterredete sich mit ihm, und es entspann sich folgendes Gespräch.

Bist du fröhlich, daß du die Taufe empfangen hast? — Ja, sehr! — Hast du jetzt auch mancherlei zu leiden? — O ja! — Durch Menschenhand oder Menschenmund? — Nein, meist nur durch Krankheiten. — Betest du auch fleißig? — Ja, das thue ich. — Was betest du denn? — Alles was ich höre! — sollte heißen: Alles, was mir im Gottesdienste oder durch Vorlesen oder bei dem Verkehr mit den Christen an mein Ohr kommt, erwäge ich vor Gott, dem Herrn, und verflechte es in mein Gebet. — Wie betest du denn? — In Jesu Namen! — u. s. f. Ein solches Gespräch in einem Heidenlande mit einem früheren Heiden führen zu können, — wie erfreulich!

Aber das erfreulichste und seligste Schauspiel war doch das, welches der Missionsinspektor Plath in der Gemeinde Burju erlebte. Es sollte am Sonntag Gottesdienst mit sich daranschließender Taufe und am Nachmittage folgendem Abendmahle gehalten werden. Schon am Sonnabend Abend strömten die Christen der Umgegend herbei, die zu entfernt wohnten, um am Sonntag früh noch rechtzeitig zum Gottesdienste kommen zu können; von allen Seiten kamen sie rings durch die Reisfelder auf schmalen Rainen, sich auf die Station als Mittelpunkt zu bewegend, in ihren weißen Umwürfen, ein malerischer Anblick. Am Sonntag war die Menge so groß, daß die Kirche sie nicht faßte, 4—5000; draußen auf dem großen Felsen mußte der Gottesdienst gehalten werden. Die ganze Fläche des Felsens füllte sich allmählich; Schulter an Schulter saßen sie auf den Matten, rechts die Männer, links die Frauen mit den Kindern; der äußerste Rand umsäumt von neugierigen, vielleicht wißbegierigen oder sehnsüchtigen Heiden. Den Anfang der

Feier macht ein Bhajan, ein von einem Kolhschristen gedichtetes und in Musik gesetztes Lied. Die Liturgie hält der Missionar. Ein zweiter Bhajan folgt. Darauf die Predigt des Missionsinspektors über den Text: Der Herr hat alles wohl gemacht. Sie wird so gehalten, daß immer ein Satz erst von dem Prediger deutsch und dann von dem Missionar in der Landessprache gesagt wird. Nach dem Amen von neuem ein Bhajan. Und jetzt treten die Täuflinge hervor, eine große Zahl von Familien, 145 Personen. Sie alle legen das Gelübde ab, dem Teufel und den heidnischen Sitten des Landes zu entsagen und sich dem dreieinigen Gotte zu ergeben. Darauf wird ihnen die Taufe erteilt. Gruppenweise treten sie heran, empfangen den neuen, christlichen, Namen, neigen nun das Haupt und werden getauft. Haben mehrere Gruppen die Taufe erhalten, so empfangen sie das Zeichen des Keuzes über sich, alsdann den Segen und gehen endlich auf ihre Plätze zurück. Es war eine feierliche und wichtige Stunde, diese Stunde auf dem Felsen zu Burju. Warum? Es war ein Schritt weiter auf dem Wege, in den Sumpf des Heidentums dieses Landes feste Steine des Fundaments für die christliche Kirche zu legen. Wenige Stunden nach dem Schlusse dieses Hauptgottesdienstes, als die Taufgemeinde wieder auf dem Wege in ihre Heimat war, versammelte sich auf demselben Felsen die Abendmahlsgemeinde. Es mochten, so erzählt der Missionsinspektor Plath, 17 — 1800 Kommunikanten sein, mehr Männer als Frauen und Mädchen. Die Beichte hielt der Missionar, bei dem Austeilen des Sakraments halfen ihm 4 eingeborne Geistliche und der Missionsinspektor. Es geschah so, daß immer

ca. 90 in einem großen Halbkreise vor den Altar niederknieten; dann spendeten je 3 Geistliche das Brot, die anderen 3 den Kelch. Hatte der letzte das Sakrament empfangen, so beugten sie alle nach der Landessitte das Angesicht zu Boden, der Missionar aber erhob seine Hände und sprach den Segen über die 90, welche sich nun erhoben, um auf ihre Plätze zurückzukehren. Lange dauerte die Feier, fast bis Sonnenuntergang. Aber alle schieden mit dem Eindrucke, große, unvergeßliche Stunden verlebt zu haben.

Dankerfüllt und freudig wollen nun auch wir scheiden von der Betrachtung der Mission unter den Kolhs. Fürwahr, es ist nichts Kleines, für die Geschichte der Welt Gleichgültiges, das uns diese Stunden gezeigt haben. Das ist ein großer, ein herrlicher Umschwung, wenn ein Volk, wie diese armen Kolhs, sich wie früher zu seinem abscheulichen Teufelsdienst, seinem heidnischen Schmuck, seinem berauschenden Reisbranntwein, so nun drängt zum Hören des Wortes Gottes, sich beugt unter seine Zucht der Hände und der Herzen, wenn es seine Kinder zur Schule schickt, wenn es zu dem Gotte Himmels und der Erde und zu Jesu Christo betet und an seine Hilfe glaubt; das ist ein Umschwung, für den nicht bloß jeder gläubige Christ, sondern jeder, für den noch etwas Hohes und Ideales in der Welt besteht, jeder, der weiß, was Heidentum bedeutet, und der ein Herz hat auch für seine Brüder, die nicht seine Farbe tragen, Gott dafür auf den Knieen danken und loben sollte. Nur das Eine bleibt als Wunsch noch: Daß doch bald das ganze indische Volk in die Bewegung, die in einzelnen seiner Stämme im Gange ist, möchte hineingezogen werden! Aber wie weit

entfernt scheint noch die Erfüllung dieses Wunsches! Nach den jüngsten Angaben rechnet man $1^1/_4$ Million Christen als Frucht der neueren christlichen Missionsthätigkeit Was will das aber sagen gegen die 300 Millionen Heiden und Muhamedaner dieses Landes! Bis die einmal vom Christentum erfaßt sind, mag es wohl noch lange dauern. Daß es freilich einmal ein Ende nehmen werde mit ihrem Aberglauben, das wissen und fühlen die Hindus selbst. Ein berühmter indischer Sektenstifter, ein Mann, auf den heutzutage die Augen von Millionen gerichtet sind, schloß neulich eine öffentliche Rede in der Landeshauptstadt Calcutta mit dem Bekenntnis: Unsere Herzen sind berührt, erobert, überwunden durch eine höhere Macht. Und diese Macht ist — Christus. Christus beherrscht Indien, nicht die englische Regierung. Niemand als Christus hat das köstliche Diadem der indischen Krone verdient. Und er wird es haben. — Als der Mann dieses Wort aussprach, hat er wohl selbst nicht geahnt, wie prophetisch es ist. Ja, Christus hat das köstliche Diadem der indischen Krone erworben, gewonnen mit seinem Blute, schon 1800 Jahre vor Keschub Chander Sen, und die Zeit kommt, wo er von seinem Eigentum vom Himalaya bis zum Kap Comorin Besitz ergreifen wird. Wann das geschehen wird, das weiß Gott allein. Wir wollen es nicht versuchen, an dem Vorhange, welchen Er darüber gezogen hat, zu rühren. Wir wollen alles in seine Hand legen, von dem wir singen und sagen:

Du, Herr, hast ja in Händen,
Die ganze, weite Welt,
Kannst Menschenherzen lenken,
So wie es dir gefällt.

Von dem Gebirge der Alpen erzählen die Naturkundigen, daß, wenn dort eine Lawine zum Fallen reif ist, dann der Ton einer Glocke, welche auf dem Turme einer Kapelle geläutet wird, genügt, um die Lawine in's Rollen zu bringen, und die rollt und rollt und schwillt auf ihrem Wege immer mehr an, und sie vergrößert sich in's ungeheure und reißt alles mit fort, was auf ihrem Wege liegt. So ist es nach den Berichten, in Indien. Die Lawine ist reif zum Fallen. Daß doch die Mission unter den Kolhs es zu einem solchen hellen Glockenton bringen möchte, der in Indien das Signal zu einer großen, allgemeinen, alles mit fortreißenden christlichen Bewegung würde! Das walte Gott! Amen.

---

11. Stanley.

Text: Matth. 6, V. 9.

Darum sollt ihr also beten: Unser Vater in dem Himmel, dein Name werde geheiligt!

Wenn wir die Welt ansehen, so preist alles den Namen Gottes. Vom Stern des Himmels bis hinab zu dem Wurm im Staube ist alles ein Lob und Ruhm seines heiligen Namens. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre."

Nur ein Geschöpf auf Erden giebt es, das den Namen Gottes nicht heiligt nnd seinen Willen nicht thut. Das ist der Mensch mit seiner großen Sündenlast und seiner Gottentfremdung. „Gottes Name ist zwar an ihm selbst heilig; aber wir bitten in diesem Gebet, daß er auch bei uns heilig werde." So weit der Name Gottes nicht geheiligt wird, ist die Menschenwelt verloren; und soll ihr geholfen, gründlich geholfen werden, so muß jene große Bitte erfüllt werden: „Geheiligt werde dein Name!"

Aber daß das geschieht, dazu muß die Menschenwelt selbst mithelfen. Und wie geschieht das? Antwort: „Wo das Wort Gottes lauter und rein gelehret wird, und

wir auch heilig, als die Kinder Gottes, darnach leben. Das hilf uns, lieber Vater im Himmel! Wer aber anders lehret und lebet, denn das Wort Gottes lehret, der entheiliget unter uns den Namen Gottes. Davor behüte uns, lieber himmlischer Vater!" Das ist nun die große Aufgabe der Mission, mit zu helfen, daß diese große Bitte erfüllt werde, daß das „Geheiligt werde dein Name!" sich immer weiter ausbreite. Von diesem großen Unternehmen, das im Dienste der Erfüllung dieser Bitte steht, wollen wir auch heute weiter reden.

In den bisherigen Missionsstunden hatten wir uns an ein ganz bestimmtes Gebiet der Missionsarbeit gehalten, an die Arbeit der Goßnerschen Mission in Indien.

Nun verlassen wir dieses Gebiet und wenden uns einem andern Weltteil zu. Wir wollen sehen, was in Afrika in den letzten Jahren für die Mission geschehen ist.

Der erste Vortrag soll uns nun dazu helfen, mit dem Erdteile, den wir besuchen wollen, bekannt zu werden.

Afrika, das ist der Weltteil, aus dessen Herzen nach dem Nordostrand der Nil fließt, der Strom, an dessen Ufern das Volk Israel unter der gewaltigen Hand seiner ägyptischen Dränger seufzte, der Strom, auf dem einst das Kästlein mit dem Moseskind schwamm, das von der Mirjam bewacht und von der Pharaonentochter entdeckt wurde. Afrika ist das Land, von dem einst der Kämmerer der Königin Candace hinaufzog gen Jerusalem, um da anzubeten, das Land, an dessen Nordküsten das Christentum einst so große Eroberungen gemacht hatte, wo ein Augustinus lebte, dessen Einfluß sich bis in die deutsche Kirchenreformation erstreckte. Afrika, das ist das Land, dessen nördlicher Teil von der Wüste Sahára eingenom=

men wird, dessen südliche Teile von den Kaffern, Hottentotten, Betschuanen und anderen Nachkommen Hams bewohnt werden, das Land, in dem der entsetzlichste Sklavenhandel getrieben wurde und zum teil noch getrieben wird und der schreckliche Fetischdienst tief eingewurzelt ist.

Dies Afrika hat bisher zu den uns am wenigsten bekannten Ländern gehört, ist aber nun durch glückliche Forschungsreisende unserer Kenntnis mit einem Male viel näher gerückt worden.

Vor allem ist es Livingstone, der große Missionar und Reisende, gewesen, der große Teile für unsere Bekanntschaft gleichsam erobert hat. Nach ihm ist es der Engländer Stanley gewesen, der das Werk seines Vorgängers aufgenommen und vollendet hat. Livingstone und Stanley, beide arbeiten durch ihre Entdeckungen mit an der Erfüllung der Bitte: „Geheiligt werde dein Name!“

Wir wollen nun heute hören, was uns der jüngere der genannten beiden großen Reisenden, Henri Morton Stanley, von seiner Reise durch den dunkeln Weltteil erzählt.

Der Aufbruch geschah am 17. November 1874 von Sansibar, einer kleinen Insel dicht am Ostrande Afrikas. Eine Karawane von ca. 350 schwarzen Dienern und 3 Europäern, die sich ihm angeschlossen hatten, begleiteten Stanley auf seiner Reise. Anfangs führte der Weg durch bekannte Gegenden. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, die Leute zusammenzuhalten, Verschwörungen zu ersticken, Streitigkeiten zu schlichten, und es bedurfte der ganzen Festigkeit Stanleys, um den zusammengewürfelten Menschenhaufen in Ordnung zu halten. Nach 40 tägigem Marsch, Ende December, begann die Regenzeit; es fehlte

an Lebensmitteln; Krankheiten aller Art brachen aus; der eine der mitreisenden Europäer starb; mitten in der Wildnis ward ihm das Grab gegraben. Ein Ueberfall von Wilden war auszuhalten. 2 Tage stand die Karawane in Gefahr, von den Wilden niedergemetzelt zu werden. Endlich gelang es, die Angreifer zu verjagen.

Nun wurde es besser. Man kam in eine wildreiche, fruchtbare Gegend mit volkreichen Dörfern und friedlichen Einwohnern, und Ende Februar 1875, nach einer dreimonatlichen Reise, erblickte man die weite, silberglänzende Fläche des Sees Victoria Nyanza, der die schwarzen Begleiter zu einem Triumphgesange begeisterte.

Die nächste Zeit wurde dazu benutzt, um die Ufer des Sees, der über 1000 Quadratmeilen faßt, genau aufzunehmen, namentlich die ein- und ausfließenden Flüsse festzustellen. Aber das für uns Interessanteste ist ein Besuch, der in dieser Zeit am Hofe des Kaisers Mtesa von Uganda gemacht wurde. Mtesa steht an der Spitze eines blühenden, mächtigen Reiches; er ist Herr und Gebieter über ein Heer von 150,000 Mann, und der begabteste und gewaltigste Mann in Mittelafrika. Wir müssen ihn näher kennen lernen, weil er in der nächsten Zeit für Afrika eine Rolle spielt.

Wenige Jahre vor Stanley hatte der Engländer Speke den Hof Mtesas besucht. Speke hatte den Kaiser als einen jungen, eitlen Mann geschildert, der sich an Massenhinrichtungen ergötze und im Blute der Erschlagenen sich wälze. Anders fand ihn jetzt Stanley: vom höflichsten Entgegenkommen, in seinem Reiche Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Woher dieser Umschwung? Ein Sklavenhändler aus Egypten war bei dem Kaiser gewesen,

und dem war es gelungen, Mtesa zum Muhamedanismus zu bekehren. Da sagte sich Stanley: Ist dem Sklavenhändler das gelungen, und besitzt Mtesa die Fähigkeit, sich höheren Einflüssen hinzugeben, warum sollte es nicht möglich sein, ihn von Muhamed zu Christo zu bekehren? Gedacht, versucht. In seinen zahlreichen Zusammenkünften mit Mtesa war Stanley beständig bemüht, das Gespräch auf religiöse Fragen zu lenken. Einen unerwarteten Bundesgenossen erhielt Stanley, als ein zweiter Europäer, ein französischer Oberst, der im Dienste eines den Sklavenhandel verfolgenden englischen Generals stand, am Hofe von Uganda eintraf. Der neue Gast Mtesas war gleichfalls evangelischer Christ und beantwortete deshalb die Fragen des Kaisers ganz in derselben Weise wie Stanley. Die merkwürdige Thatsache, daß zwei Weiße, die einander zuvor nie gesehen, von denen der eine von Süden, der andere von Norden her gekommen war, genau dasselbe über die religiösen Fragen aussagten, wirkte wie ein Zauber auf die Meinung des Hofes.

Zwei Monate war Stanley am Hofe von Uganda, da verließ er auf einige Zeit den kaiserlichen Hof, um seine am andern Ufer des großen Sees zurückgelassene Mannschaft herüber zu holen. Dort war inzwischen der zweite seiner europäischen Reisebegleiter gestorben und auch mehrere brave Schwarze dem Fieber erlegen. Als Stanley mit seinen Leuten ankam, war Mtesa zu einem Kriegszuge aufgebrochen gegen die Wavuma. Aber die Feinde hatten sich auf eine Insel zurückgezogen, und Mtesa konnte ihnen nichts anhaben. So war nun Zeit zur Fortsetzung der religiösen Gespräche. Denselben wurde jetzt die Bibel zugrunde gelegt, welche das Interesse des Kaisers auf's

höchste erregte. Sie wurde mit Hilfe eines in der afrikanischen Mission an der Küste auferzogenen Waisenknaben, der die Sprache von Uganda verstand, großenteils übersetzt und für Mtesa in ein Buch mit leeren, weißen Blättern aufgeschrieben, so daß Mtesa alle Hauptthatsachen der heiligen Schrift von der Schöpfung an aufgezeichnet besaß. Eines Tages berief der Kaiser seine Großen in seinen Palast und richtete an sie eine feierliche Ansprache. Früher sei er ein Heide gewesen und habe sein Wohlgefallen am Blutvergießen gehabt. Seitdem ihn aber ein arabischer Kaufmann in der Lehre Muhameds unterrichtet, seien die Hinrichtungen seltener geworden, und niemand könne behaupten, daß er ihn betrunken gesehen habe. Nun aber sei ein weißer Mann gekommen mit einem Buch, das älter sei als das Buch Muhameds. Und, auf den Waisenknaben zeigend, der ihm zur Seite stand, fuhr er fort: Dieser Knabe hat mir alles übersetzt, was Stanley aus diesem Buch vorgelesen, und ich finde, daß es weit besser ist, als das Buch Muhameds. Nun verlange ich von euch, meine Häuptlinge und Krieger, daß ihr mir sagt, was ich thun soll. Sollen wir an Moses und Jesus glauben oder an Muhamed? — Da antwortete einer: Laßt uns das annehmen, was das Beste ist! — Der erste Minister entgegnete: Wie können wir wissen, wer die Wahrheit sagt? — Andere stimmten dem bei. Da lächelte der Kaiser nnd sagte: Ihr fragt: Wie können wir die Wahrheit erkennen? Höret mir zu! Die Araber kamen früher, und wir haben gesehen, daß sie Männer von ihrer eigenen Farbe als Sklaven kauften und in Ketten legten. Wenn man dagegen den weißen Männern Sklaven anbietet, so sagen sie: Sollen wir unsere Brü-

der zu Sklaven machen? Nein, wir sind alle Kinder eines Gottes! Und wenn ich bedenke, daß die Araber und die Weißen so handeln, wie es ihnen in ihrem Buche gelehrt ist, so behaupte ich, das Buch der Weißen muß besser sein als das Buch Muhameds. Nun frage ich euch: Sollen wir das Buch Stanleys annehmen oder das Buch Muhameds? — Weil ihnen nun deutlich war, was der Kaiser wünschte, antworteten sie alle: Wir wollen das Buch des Weißen annehmen! — Als der Kaiser diese Antwort hörte, leuchtete sein Antlitz vor Freude. Er erklärte, daß er alles thun wolle, was ihm möglich sei, um die Ausbreitung christlicher Gesinnung in seinem Volke zu fördern. Als erstes Werk bestimmte er, daß eine Kirche gebaut würde. Und am Schlusse dieser denkwürdigen Verhandlung sagte er zu Stanley: „Stamlih, schreibe den Weißen, daß ich einem Menschen gleiche, der blind geboren ist, und daß ich nur den einen Wunsch habe, daß man mich sehen lehre, und ich werde ein Christ bleiben, so lange ich lebe.“

Die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung sollte bald auf eine ernste Probe gestellt werden. Es war gelungen, einen der vornehmsten Häuptlinge der Feinde gefangen zu nehmen. Der Kaiser befahl, ihn öffentlich zu verbrennen. — „Aber, Mtesa“, sagte Stanley, „haben Sie die Worte des guten Buches vergessen: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen?“ — „Hast du Webba vergessen, meinen Lieblingssklaven, den er verräterisch getötet hat? Soll ich nicht Blut für Webba haben?“ — „Nein, Mtesa!“ — „Aber ich will es haben, Stanley, ich will diesen Mann zu Asche verbrennen, ich will jeden Feind verbrennen, den ich fange, ich will Blut haben, Blut, das

Blut aller meiner Feind ein Uvuma!" — „Nein, Mtesa! Sie müssen von dieser wilden, heidnischen Gesinnung ablassen! Es ist nur der Heidenknabe-Mtesa, der jetzt spricht, es ist nicht der Mann Mtesa, es ist nicht Mtesa, der Christ, es ist ein Wilder." — Unmutig wandte sich der Kaiser zu den Henkern: „Worauf wartet ihr noch? Thut eure Schuldigkeit!" — Augenblicklich wurde der Mann gefesselt. Da stand Stanley auf und sagte: „Hören Sie noch ein Wort! Wenn Sie jenen armen, alten Mann töten, so verlasse ich Sie noch heute und werde es jedem Araber von Sansibar bis Kairo erzählen, was Sie für ein blutgieriges Tier sind. Durch alle Länder der Weißen werde ich es verkündigen, welche gottlose That ich Mtesa verrichten sah. Leben Sie wohl, mögen Sie den Wavuma-Häuptling töten, aber ich gehe fort und werde es nicht sehen." — In des Kaisers Angesicht spiegelte sich der gewaltige Kampf, der sein Inneres durchtobte. Zuletzt stürzte er fort. Eine Stunde später ließ er Stanley rufen und sagte zu ihm: „Stamlih soll nicht sagen, daß Mtesa ein schlechter Mensch ist. Er hat dem Wawuma-Häuptling vergeben und wird ihm kein Haar krümmen. Wird Stamlih nun sagen, daß Mtesa gut ist?" Stanley drückte ihm herzlich die Hand nnd sagte: „Mtesa ist sehr gut!"

Aber nun trieb es Stanley, seine Reise fortzusetzen. Er entdeckte den Alexandra-Nil, den eigentlichen Quellstrom des Nil, nach dem die Welt 2000 Jahre gesucht hatte, und befuhr den Tanjanjika-See, den schon Livingstone besucht hatte, und nahm seine Ufer, seine Ab- und Zuflüsse genau auf.

Aber nun ging er erst noch an seine Hauptaufgabe. Es giebt in jenen Ländern Afrikas einen großen Strom,

der unter verschiedenen Namen dahinfließt, und man hatte nicht gewußt, wo denn dieser Strom sein Ende findet, ob man in weiterem Verfolg seines Laufes nach Norden zur Nilmündung oder nach Westen an die Kongomündung gelangen würde. Stanley beschloß, noch dieses Rätsel zu lösen, es koste, was es wolle. Nachdem er an das Ufer des geheimnisvollen Stromes gelangt war, begann er mit 150 Mann (soweit war seine Karawane zusammengeschmolzen) den Marsch längs des Stromes. Das war am 5. November 1876.

Zuerst führte der Weg durch Urwälder, wo jeder Schritt erst mit dem Beil gebahnt werden mußte. Nach 14 Tagen waren erst 10 Meilen Wegs zurückgelegt. Da entschloß sich Stanley, die weitere Reise zu Schiff auf dem Strome zu machen. Sein geräumiges, zerlegbares Boot, das er aus England mitgebracht und das sich auf dem Victoria Nyanza und dem Tanjanjika bereits bewährt hatte, setzte er auf dem Strome wieder zusammen, kaufte noch eine Anzahl von Kähnen dazu, und am 28. December 1876 ging die Fahrt los. Aber welche Mühseligkeiten waren da durchzumachen! Noch nie waren Fremde in diesen Teil des Landes gekommen. Tagtäglich hatte Stanley mit den Bewohnern der Ufer zu kämpfen, täglich ertönten die Kriegshörner und die Speere flogen, Kähne stellten sich in den Weg und das Geschrei erscholl: Fleisch wollen wir! Euer Fleisch! heute werden wir Fleisch in Menge haben! — Da mußte auf Tod und Leben gekämpft werden. Und inmitten dieser Kämpfe mit den Eingebornen neue Hindernisse, die der Strom bereitet! Eine Reihe großer Wasserfälle, die nicht passiert, nur umgangen werden konnten, indem auf eine Strecke von $2\frac{1}{2}$

deutschen Meilen ein Weg durch den dichten Urwald gehauen und die Fahrzeuge auf den Schultern fort geschleppt wurden. Und als diese Mühsal eben überwunden, welch gräßliche, neue Gefahr! Eine Flotte riesig großer Kanoes kommt angefahren, an Größe und Zahl alles übertreffend, was sich bisher in den Weg gestellt hat. Stanley läßt seine Kähne eine Schlachtreihe bilden. Die Schilder werden als Brustwehr aufgestellt. Die feindlichen Kanoes waren 54; ein sehr großes, von 80 Ruderern getrieben, fährt an der Spitze; auf dem Vorderteil stehen 10 auserwählte junge Männer, das Haupt prachtvoll geschmückt mit roten und grauen Papageienfedern. Alle Ruder haben am oberen Ende Elfenbeinkugeln, an jedem Arme glänzen Elfenbeinringe, 100 Elfenbeinhörner schmettern, Trommeln wirbeln, 1000 Menschenkehlen übertönen sie mit furchtbarem Geschrei. So beginnt der Kampf. Stanley läßt Gewehrsalven 5 Minuten lang abgeben; da zieht sich der Feind zurück. Sofort fährt Stanley auf das Ufer los, besetzt das nächste Dorf und jagt die Kanibalen hinaus. Das war der 28ste, verzweifelte Kampf mit den Wilden. In den Herzen der Leute Stanleys war ein Gefühl, wie es ein atemloser, verfolgter Hirsch haben mag, der immer aufs neue den Hunden entkommt, aber endlich, ermattet, das Geheul der Meute dicht hinter sich hört. Und noch war man erst in der Mitte Afrikas und hatte noch weite Strecken vor sich. Doch fiel in diese Mühsale eine große Freude, die Stanley für alles Ausgestandene reichlich entschädigte. Noch immer war der Strom, den er befuhr, mit fremden, immer wechselnden Namen von den Eingebornen ihm genannt worden. Da endlich sagte ihm eines Tags ein Häuptling auf seine

Frage, wie der Strom hier hieße: Er heißt Lualaba Kongo. Da war also das Rätsel gelöst und eine Wasserstraße entdeckt, die vom Westen Afrikas über 700 Meilen weit in das Land hineinführte, und damit der Weg zu einem ungeheuer reichen Productions- und Absatzgebiet erschlossen.

Doch noch waren nicht alle Hindernisse überwunden. Hatten Stanley beim Anfange der Stromfahrt 7 Wasserfälle große Not gemacht, so kam nun noch eine Reihe, da die Kraft der Leute schon aufs äußerste erschöpft war, und diese Fälle waren weit schlimmer und zahlreicher als die ersten. Hätten sie vorhergewußt, daß sie 32 Fälle zu überwinden hätten, der Mut wäre ihnen entfallen. Und nun kam noch der Tod des letzten der 3 weißen Begleiter Stanleys, des treuen und mutigen Frank Pocock, der in einem der Wasserfälle umkam; es gingen die Tauschmittel zu Ende und die Lebensmittel zur Neige, und der Hunger kam gezogen, und die Mannschaft war zum Tode erschöpft. Und schon schien die Expedition ein Opfer ihrer Kühnheit werden zu sollen. Da, in der letzten äußersten Not hört Stanley, daß 2 Tagereisen flußabwärts weiße Menschen leben. Er schickt Boten, die ihre letzte Kraft aufbieten, und nach 3 Tagen vollständigen Hungerns der Zurückgebliebenen kommt endlich die ersehnte Hilfe, vollständige Hilfe. Zwei holländische und portugiesische Kaufleute schickten Speise und Trank und stellten sich mit allen ihren Mitteln Stanley zur Verfügung. Es ist rührend, die Schilderung zu lesen von dem Eindruck, den die Nachricht davon auf die Reisenden machte. Die Leute sangen, tanzten und sprangen; Stanley aber eilte in sein Zelt, um die Thränen zu verbergen und Gott zu danken. Das

war am 6. August 1877. 3 Tage darauf kam die Expedition an der Mündung des Kongo und somit an der Westküste Afrikas an.

Noch hielt es Stanley für seine Ehrenpflicht, seine treuen Begleiter in ihre Heimat zu geleiten. Auf einem Dampfschiff gings um die Südspitze Afrikas herum, und am 26. November 1877, 3 Jahre nach dem Ausmarsch, wurde Sansibar erreicht. Dort verabschiedete er sich von seinen Leuten, deren Herzen er durch seine Treue und Fürsorge ganz gewonnen hatte, und die ihm ihre Dankbarkeit bis in den Tod versicherten.

Was ist nun durch diese Entdeckungsreise gewonnen? Zuerst: Dem dunkeln Erdteile ist der Schleier, der sein Inneres Jahrtausende lang der Wissenschaft verhüllte, endlich abgezogen worden. Dann aber: Ein Gebiet ist der Civilisation erschlossen worden, so groß wie das deutsche Reich, Österreich, Frankreich, Belgien und Italien zusammen genommen, ein Gebiet, reich ausgestattet mit den kostbarsten Schätzen, die dem ersten, der die Hand darnach ausstreckt, zufallen; stark bevölkert, mit großen, stadtähnlichen Dörfern, von großen Wasserstraßen durchzogen, die von Schiffen jeder Größe befahren werden können.

Aber das ist nicht genug. Dieses Gebiet ist nicht nur dem Kaufmann, nicht dem Handelsschiff allein erschlossen. Auch der Mission hat sich eine offene Thür aufgethan, wie sie eine solche seit dem Beginn ihrer Arbeit in Afrika noch nicht gefunden. Und bereits seit 3 Jahren arbeitet an verschiedenen Orten, die Stanley auf dieser Reise berührt hat, die Mission. Ueber diese neuesten Missionsunternehmungen wollen wir uns in der nächsten Stunde unterrichten und heute mit dem Danke schließen,

daß doch auch dieses große Entdeckungswerk hat der großen Bitte dienen müssen: Geheiligt werde dein Name! und mit dem Gebetswunsch, daß doch in diesem dunkeln Erdteil das Licht des Wortes Gottes je länger desto weiter und heller leuchten möge, und mehr und mehr der Name Gottes geheiligt werde zum Heil dieser Völker. Amen!

---

12. Mission am Victoria-Nyanza-See.

Text: Matth. 28, V. 18—20.

Und Jesus trat zu ihnen, redete mit ihnen, und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin, und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes, und des heiligen Geistes; und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.

Mission zu treiben ist keine Privatsache des einzelnen Christen, ist nicht in das Belieben des Einzelnen gestellt. Wenn sie es wäre, dann würde längst nicht mehr Mission getrieben. Wer Mission treibt, der sagt sich nicht: Das gehört dem Gebiete der christlichen Freiheit an, du kannst das thun oder lassen, jenachdem es dir behagt. Nein! daß Mission getrieben wird, beruht auf einem Befehl des Herrn, ist des Herrn letzter Wille, ein heiliges Vermächtnis. Wenn wir so glücklich sind, Vater und Mutter noch zu haben, wohl uns, wenn das Feuer der Liebe zu ihnen uns treibt, allen ihren Willen zu befolgen! Aber wem sie bereits genommen sind, an wen sie bereits die letzten Worte gerichtet haben, wie sind dem diese letzten Worte so teuer und heilig, wie ist dem jedes einzelne Wort ein kostbares Andenken, das ihm immer neu und

lieb bleibt, das er nicht oft genug sich vorhalten kann! Da wird der letzte Wille dem Kind mehr als ein Befehl; er wird in ihm zum Drange. Der Herr hat als letzten Willen den Seinen hinterlassen, daß sie seinen Namen hinaustrügen in alle Welt, und wer von denen, die sein waren, hätte nicht gerne alles daran setzen mögen? Wer den Herrn wirklich einmal in seinem Leben erfahren hat, wer es sagen kann als Wahrheit, die ihn im Innersten beglückt: Ich bin dein, du bist mein, niemand kann uns scheiden! der kann auch gar nicht anders, der muß helfen, daß der Herr auch denen verkündigt werde, die ihn noch nicht ihr Eigen nennen. Und es ist kein Hindernis so stark, daß Christen, die ihren Herrn in's Herz gefaßt und seinen letzten Willen vernommen haben, davor zurückschreckten; es gehe durch's Feuer oder durch's Wasser, des Herrn Wille muß ausgeführt werden. So ist die Mission schon lange nach allen Erdteilen hinausgegangen und durchgedrungen und feiert dort Sieg auf Sieg; so arbeitet sie schon lange an den Küsten Afrikas. Von einer Mission im Innern Afrikas ist freilich noch nicht die Rede gewesen. Aber nun ist es durch Gottes Hilfe doch auch dahin gekommen, daß wir auch von einer innerafrikanischen Mission reden können. Und von dieser möcht' ich heute erzählen.

Wir haben in der vorigen Stunde den kühnen Reisenden Stanley durch Afrika begleitet, sind mit ihm am Hofe von Uganda gewesen und haben gesehen, mit welchem Erfolg er auf den Kaiser Mtesa eingewirkt hat. Seitdem sind dem kühnen Forschungsreisenden Missionare gefolgt und haben sein an Mtesas Hofe begonnenes Werk fortgesetzt.

Die erste Anregung zu dieser Mission gab Stanley selbst, indem er noch von Uganda aus einen Aufruf an die Christen in England richtete. Er beschrieb in diesem Aufrufe, welcher Anfang von ihm selbst bereits gemacht worden sei, wie Mtesa für seinen täglichen Gebrauch die 10 Gebote sich habe auf eine Tafel schreiben lassen, dazu das Vaterunser und das goldene Gebot des Herrn: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst! und wie unter dem Einfluß dieser Lehren der Charakter des Mtesa sich bereits entschieden geändert habe. Wenn nun jetzt, so schloß sein Aufruf, eine christliche Mission nachkäme, so könne es nicht fehlen, die Bekehrung Mtesas und seines Hofes müsse dann bald vollendet sein.

Das schlug ein. Kaum war dieser Aufruf Stanleys in England bekannt geworden, so wurde auch schon eine Summe von 100 000 Mark der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft von einem Unbekannten zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt. Die Anweisung dieser großen Summe war von einem Briefe begleitet, der also lautete: „Der Aufruf Stanleys an die christliche Kirche scheint mir anzuzeigen, daß die Zeit für die Streiter des Kreuzes gekommen ist, einen Schritt vorwärts in's Innere von Afrika zu thun. Falls der Vorstand der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in der Lage sein sollte, sogleich und mit Nachdruck eine Mission in Mtesas Reiche zu errichten, so würde ich mich außerordentlich freuen, hiermit die Summe von 100000 Mark zu Ihrer Verfügung zu stellen. — — Ich bin nicht so leichtgläubig, daß ich so überraschend schnelle Erfolge erwarte, wie Herr Stanley sie in Aussicht stellt; aber vorausgesetzt, daß die Mission in einfältigem, demütigem Vertrauen auf den

Herrn der Ernte unternommen wird, so braucht man ja gewiß keine unübersteigbaren Hindernisse zu erwarten, sondern darf auf Gottes Segen und seine Gegenwart rechnen, wenn man im Gehorsam gegen die Andeutungen Gottes und den klaren Befehl seines Wortes vorwärts geht." — Als Unterschrift stehen die Worte: „Ich wünsche von Ihnen nicht anders genannt zu werden als: Ein unnützer Knecht." (Luc. 17,10.)

In einer Vorstandssitzung der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft wurde dieser Brief zur Vorlesung gebracht, und es wurde beschlossen, die Gabe anzunehmen und eine Mission in Kaiser Mtesas Gebiet zu errichten. Am 23. November 1875 wurde dieser Beschluß gefaßt, und bereits im Juni 1876 landeten die ersten Sendboten der Gesellschaft an der Ostküste Afrikas, um von da die Reise in das Innere anzutreten. Der Juli und August wurde hauptsächlich von dem mühsamen Geschäft der Anwerbung von Trägern, der Verteilung des Gepäcks an diese und der Einrichtung der ganzen Karawane in Anspruch genommen. Ueber 800 Träger waren endlich zusammengebracht und dazu noch 90 Arbeiter, teils Handwerker, teils Dolmetscher, teils Wegweiser. Das ist eine große Zahl von Menschen; aber sie ist nötig, weil man in Afrika gezwungen ist, statt Geld, welches da nicht gilt, ein ganzes Warenlager von Zeug, Glasperlen, Messingdraht, eisernen Werkzeugen, Spiegeln und anderen Tauschartikeln mit sich zu nehmen, teils um damit Nahrungsmittel zu kaufen, teils um den üblichen Durchgangszoll an die zahlreichen Häuptlinge und Könige zu entrichten, durch deren Gebiet man kommt, teils um die Träger, Dolmetscher, Handwerker x. selbst zu lohnen.

In 4 Abteilungen, die nach einander aufbrachen,

ordnete sich die ganze Expedition. Die erste trat Mitte Juli, die letzte Mitte September die Reise an. An der Spitze der ganzen Expedition standen zwei Brüder Schmidt, deren einer früher Lieutenant, deren anderer Arzt gewesen war.

Von der Küste bis zu dem Reiche Mtesas ist nun eine Entfernung von ca. 120 deutschen Meilen Landreise, und dann ca. 40 Meilen Schiffahrt über den Victoria Nyanza. Was gab es da für Mühseligkeiten unterwegs zu überwinden! Unter dem Gepäck der Expedition befanden sich auch die verschiedenen Stücke eines zerlegten Dampfbotes, das man auf dem Victoria Nyanza wieder zusammensetzen und flott machen wollte. Das schwerste Stück, welches über 100 Pfd. wog, hatte ein riesenstarker Schwarzer übernommen, der mit seiner mächtigen Last allen anderen Trägern munter voranschritt. Manche der Schwarzen hatten auch ihre Weiber und Kinder oder ihre Eltern bei sich. Diese alle in Ordnung zu halten, sie mit Nahrung zu versorgen, ihre Wünsche und Klagen anzuhören, ihre Streitigkeiten zu schlichten, sie jeden Morgen zur Weiterreise anzuspornen, nach den Kranken zu sehen und bei dem allen die Geduld nicht zu verlieren, das war keine kleine Aufgabe. Die Reisenden mußten dabei an Mose mit den 2 Millionen von widerspenstigen Leuten denken, die dieser geplagte Mann durch die Wüste zu führen hatte, und konnten sich an seinem Beispiel trösten und erbauen. Sehr schlimm war es mit der Faulheit der Leute. Wenn es ihnen irgendwo gefiel, oder wenn es irgendwo besonders viel und gut zu essen gab, oder wenn der Weg beschwerlicher war als sonst, so hieß es einfach: Heute wird nicht gereist! und in den meisten Fällen war

die Ausführung dieses Entschlusses weder durch Güte noch durch Ernst zu verhindern. Dazu kamen nun noch Krankheiten, Todesfälle, Schwierigkeiten des Wegs in Ueberschreitung von Sümpfen und Flüssen, schlechtes Trinkwasser, die Plage der massenhaften großen Ameisen, die eine Zeit lang alles bedeckten, der ungeheuer starke Regen und anderes mehr, was hinderlich war, was aber ein Afrika-Reisender zu selbstverständlich findet, als daß er darüber klagen sollte.

Nach einem Marsch von 3 Wochen kam man auf dem Hochlande von Usagara an, 50 Meilen von der Küste. Dort sollte eine Station errichtet werden als Mittel- und Bindeglied zwischen der Küste und dem Reiche Mtesas. Der arabische Gouverneur wie der eingeborne Häuptling kamen den Missionaren bereitwilligst entgegen, ja sie erklärten, sie würden sich freuen, wenn die Weißen „100 Jahre“ bei ihnen blieben. Die Hauptsache war, daß ihnen ohne weiteres ein schöner, nicht weit von einem Flusse gelegener Bauplatz angewiesen wurde, wo sie alsbald ein Häuschen zu errichten begannen. Nach vorläufiger Einrichtung dieser Station wurde der Marsch nach dem See fortgesetzt und im Februar 1877 nach unsäglichen Mühen sein Ufer in Kagehje erreicht. Es war das derselbe Ort, in welchem 2 Jahre vorher die Begleiter Stanleys während dessen erstem Aufenthalt bei Mtesa ihr Lager aufgeschlagen hatten. Ein Grabstein mit der Aufschrift „Frederik Barker † 1875“ gab noch Kunde davon. Nur zu bald sollte dieses Denkmal nicht mehr einsam stehen. Am 11. Mai starb in Kagehje der von allen Europäern sowohl als von den Afrikanern der Expedition geliebte und verehrte und für unentbehrlich gehaltene Dr. Schmidt,

der mit seinem Bruder, dem Lieutenant, an der Spitze der Expedition gestanden hatte.

In Kagehje wurde zunächst der mitgebrachte kleine Dampfer zusammengesetzt und flott gemacht, und als zweites Schiff von einem arabischen Kaufmann ein Boot gekauft, das als Transportschiff dienen sollte. Dann aber wurden an Kaiser Mtesa Briefe geschickt, in welchen die Missionare ihre Ankunft meldeten und um Aufnahme in seinem Reiche baten. Sie erhielten darauf eine Antwort, in welcher der Kaiser seine lieben Freunde, die „Weißmänner“ bat, doch recht schnell zu ihm zu kommen. So brach denn Lieutenant Schmidt mit einem Begleiter, namens Wilson, Ende Juni auf, während der größte Teil der Expedition unter Aufsicht eines dritten Missionars in Kagehje blieb. Nach einer 24stündigen Fahrt mit dem Dampfboot landeten Schmidt und Wilson an der Nordküste des Sees und erreichten 2 Tage später zu Lande die kaiserliche Residenz Rubaga. Montag, den 2. Juli, wurden sie vom Kaiser in seiner großen Staatshalle feierlich empfangen. Der Kaiser saß auf einem Stuhl; er war nach türkischer Mode gekleidet, ebenso die Minister und Häuptlinge, die ihn umgaben. Als die Missionare erschienen, stieg er von seinem Sitz und reichte ihnen die Hand. Darauf wurden die Empfehlungsbriefe des Sultans von Sansibar und der Missionsgesellschaft vorgelesen und durch den Waisenknaben Dallington, welchen Stanley in Uganda zurückgelassen, in die Landessprache übersetzt. Bei der Stelle, wo der Name Jesu erwähnt wurde, ließ der Kaiser eine Gewehrsalve abfeuern aus Freude über die Nennung dieses Mannes. Am Tage darauf fand eine zweite Zusammenkunft statt, in welcher Mtesa den Wunsch

ausſprach, die Miſſionare möchten Kanonen und Pulver für ihn machen, und ziemlich enttäuſcht ausſah, als ſie ihm erwiderten, dazu ſeien ſie nicht gekommen. Doch ließ er ſich zufrieden ſtellen und ſagte ſpäter, woran ihm am meiſten liege, das ſei, daß man ihn und ſein Volk leſen und ſchreiben lehren möchte. Am Nachmittag desſelben Tages ließ er ſie dann noch einmal kommen, aber diesmal allein, und erklärte ihnen ganz geheimnisvoll, er habe ihnen ein Wort zu ſagen. Auf die Frage, welches dies Wort ſei, ſagte er dann, er wünſche zu wiſſen, ob ſie „das Buch", die Bibel, mitgebracht hätten; was ſie natürlich bejahten. 14 Tage ſpäter hielt der Miſſionar Wilſon vor dem Kaiſer und etwa 100 Häuptlingen einen Gottesdienſt, an welchem alle mit geſpannter Aufmerkſamkeit teilnahmen. Wilſon ſchrieb damals an die Miſſionsgeſellſchaft in England: Alles ſieht gut und ermutigend aus, alle Sonntag Morgen wird im Palaſt Gottesdienſt abgehalten und der König ſelbſt intereſſiert ſich aufs lebhafteſte dafür.

Ende Juli kehrte Schmidt nach Kagehje zurück, Wilſon aber blieb bei Mteſa.

Ehe wir nun die weiteren Schickſale der Miſſion in Rubaga verfolgen, müſſen wir uns die Aufgaben vergegenwärtigen, die derſelben geſtellt waren. Nach dem, was wir bisher von Mteſa gehört haben, könnte es leicht ſcheinen, als habe das dortige Miſſionswerk Ausſicht auf leichte, ſchnelle und weitreichende Erfolge. Dem iſt aber nicht ſo. Auch Stanley, ſo große Hoffnungen er auf eine, ſeiner Arbeit nachfolgende Miſſionsarbeit ſetzte, hat ſich darüber keinen Einbildungen hingegeben. Von ihm rührt es her, was wir über die Geſchichte und den Charakter Mteſas

wissen. Im Anfange seiner Regierung war dieser Fürst als ein sanfter Jüngling und gütiger Herrscher aufgetreten. Das war aber nur Verstellung gewesen. Er hatte durch diese Eigenschaften die Gunst der Häuptlinge und den Thron erringen wollen. Sobald er aber sich sicher fühlte, so fing er an, seinen eigentlichen Charakter zu offenbaren. Er ließ nach und nach alle seine Brüder töten und als er sie beseitigt hatte, ließ er die Häuptlinge umbringen, die ihn zum Kaiser gewählt hatten, indem er sagte, er wolle keinen Unterthan um sich haben, der ihn daran erinnere, daß er seine landesherrliche Würde ihm zu verdanken habe. Der Gewohnheit seines Vaters folgend ließ er alle, die ihn irgendwie ärgerten, niedermachen; auch sein Kriegsminister und sein Premierminister entgingen diesem Schicksal nicht. Oft, wenn er leidenschaftlich erregt war, ergriff er seinen Speer, stürzte in seinen Harem und durchbohrte etliche seiner Frauen, bis sein Blutdurst gelöscht war. Das wurde anders, als er Muhamedaner geworden war; und noch besser wurde es, als Mtesa unter Stanleys Einfluß gekommen war. Da wurden die Hinrichtungen seltener und die Leidenschaften Mtesas gebändigter. Jedoch Stanley selbst sah ein, wieviel noch zu thun übrig war. Er sagte: Wie schmeichelhaft auch die Ehre für mich sein mag, den heidnischen Kaiser von Uganda zum Christentum bekehrt zu haben, so kann ich mir doch die Thatsache nicht verhehlen, daß diese Bekehrung blos eine Bekehrung dem Namen nach ist, und daß zur ernstlichen Fortsetzung der Arbeit ein geduldiger, unverdrossener und eifriger Missionar erforderlich sein wird. Eine mehrere Monate lang fortgeführte Unterredung über Christus und sein segensreiches Wirken auf Erden war

allerdings für Mtesa anziehend genug; sie reichte aber doch nicht hin zur Ausrottung der Verderbtheit, welche 35 Jahre eines brutalen, sinnlichen, allen Lastern ergebenen Zustandes seinem Geist aufgeprägt haben. Dies erfordert die Arbeit eines nie erschlaffenden Eifers, einer unermüdlichen Hingabe an die geistlichen Pflichten und die väterliche Wachsamkeit eines Seelsorgers von ächter Frömmigkeit. — Man sieht daraus, daß Stanley, seiner eigenen Ansicht nach, einem nachrückenden Missionar noch sehr viel zu thun übrig gelassen hatte. Dazu kommt nun aber noch, daß er sich bloß mit dem einen Manne Mtesa beschäftigt, unter dem Volke aber keinerlei Missionsversuche gemacht hatte. Das Volk von Uganda scheint aber zu den für die Mission am schwersten zugänglichen Völkern zu gehören. Stanley sagt darüber Folgendes. Der sittliche Zustand des Volkes steht sehr tief unter dem des Kaisers. Kein Fremder würde wagen, nach Uganda zu reisen, wenn er es nicht des Kaisers wegen thäte. Die Waganda-Leute haben keine Achtung vor Menschenleben und Menschenrecht. Sie sind im allgemeinen listige, verschlagene, betrügerische, lügenhafte, diebische Spitzbuben, und der unwiderstehliche Hang, Reichtum durch Räubereien, Gewaltthaten und Mord zu erwerben, scheint ihnen angeboren. Nur die Furcht vor ihrem Kaiser und vor dessen grausamen Strafen kann sie ein wenig zügeln. — Nach allem dem hat die Mission in Rubaga mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und Aussichten auf ein besonders schnelles Vorwärtsschreiten scheinen nicht vorhanden zu sein.

Aber wie ist es seither mit dem Evangelium in Uganda gegangen? Die ersten Nachrichten lauteten ganz

günstig. Missionar Wilson schreibt aus dem ersten Jahre der dortigen Missionsarbeit: Alle Sonntage Morgen um 1/2 8 Uhr begebe ich mich in den Palast. Daß es Sonntag ist, erkennen die Leute an der Flagge, welche der Kaiser zu diesem Zwecke aufziehen läßt. Der Gottesdienst beginnt mit einer Vorlesung aus dem alten Testament. Immer 3 bis 4 Verse werden gelesen, dann erklärt und etwaige Fragen der Zuhörer beantwortet. Dann werden wieder ein paar Verse gelesen, und so gehts fort, bis das Kapitel fertig ist. Dann kommt ein Kapitel aus dem neuen Testament, das ähnlich behandelt wird. Dann halte ich eine kleine Ansprache, in welcher ich das zusammenfasse, was eben gelesen worden ist. Dieses Verfahren erhält die Leute aufmerksamer, als wenn ganze Kapitel auf einmal gelesen werden, und giebt ihnen zugleich Gelegenheit, Fragen zu stellen, was sie auch ziemlich ungeniert thun. Den Schluß macht ein Gebet; dabei knien alle Anwesende nieder und sprechen das Amen mit. Die Leute sind in der Regel sehr aufmerksam, auch äußern sie Beifallsbezeugungen, sobald ihnen etwas besonders angenehm ist. Letzten Sonntag that der Kaiser etwas, was mir sehr gut gefiel. Wir hatten gerade die Auferweckung des Lazarus gelesen und ich hatte einige Worte daran geknüpft. Kaum war ich fertig, so ergriff der Kaiser das Wort und setzte meine Rede fort. Jetzt sollten sie an Christum glauben, bloß in diesem Leben könnte man das, nach dem Tode sei es zu spät u. s. f. — Natürlich war die Arbeit des Missionars nicht auf den Sonntag beschränkt, vielmehr benutzte derselbe jede Zeit und Gelegeheit.

Nun aber kommt eine Reihe von Prüfungen und Hemmungen, die das Werk zu überstehen hatte.

Plötzlich kam über den See die Schreckensnachricht, daß der Lieutenant Schmidt, der Leiter der ganzen Expedition, mit seinen sämtlichen Leuten, 3 ausgenommen, von dem Häuptlinge Lukongeh niedergemacht worden sei. Es war zwischen Lukongeh und jenem arabischen Kaufmann zu einem Streit gekommen. Denn Ersterer beanspruchte das Schiff, das dieser den Missionaren verkauft hatte, als sein Eigentum. Es kam zum Ausbruch von Feindseligkeiten, und dabei wurde jene That gegen die Weißen verübt.

Die Missionsgesellschaft schickte einen Ersatz von 7 Missionaren nach. Diese brachten Briefe und Geschenke von dem englischen Minister mit, und die Sache nahm einen neuen Aufschwung. Es wurde nicht nur ein Anfang gemacht mit dem Unterricht junger Waganda im Lesen und allerlei Handwerk, sondern Mtesa hob auch in seinem Reiche den Sklavenhandel und die Sonntagsarbeit auf. Da aber trat im März 1879 mit einem Male eine unheilvolle Wendung ein. Katholische Jesuiten-Missionare kamen an, säeten Mißtrauen in das Herz Mtesas gegen die protestantischen Missionare, störten den protestantischen Gottesdienst, indem sie bei dem Gebet, wo alle Heiden mit niederknieten, auf ihren Stühlen, leise schwatzend, sitzen blieben und auf Mtesas Frage, ob sie nicht auch Christum anbeteten, erwiderten, daß sie mit den protestantischen Lügen und Lügnern nichts zu thun haben wollten und daß die von den Protestanten gebrauchte Bibel ein Lügenbuch sei. Da wurde Mtesa mißtrauisch gegen beide, Katholiken und Protestanten, und die letzteren hatten insbesondere zu leiden unter dem Verdacht, der infolge katholischer Reden entstand, daß jene Briefe von England gefälscht seien. —

Das Verhältnis besserte sich, nachdem eine Gesandtschaft von eingeborenen Waganda von England mit den beruhigendsten Aufschlüssen zurückgekehrt war und nachdem die Missionare eine erfolgreiche ärztliche Thätigkeit begonnen hatten, in der sie in einem Monat 200 Kranke und zwar mit großem Erfolg behandelt hatten.

Da aber kam Ende 1879 ein neuer Umschwung zum Uebeln. Der Kaiser war schon lange krank gewesen. Unter der ärztlichen Behandlung der Missionare hatte sich sein Befinden gebessert. Aber sein ausschweifendes Leben hatte einen Rückfall verursacht. Da brachen seine alten Leidenschaften los. Er ließ zwei Zauberer kommen, die die Gelegenheit benutzten, ihn gegen die Fremden aufzuhetzen, und den Landesgötzen, der bis dahin in der Verborgenheit gehalten war, wieder hervorholen zu lassen. In einer aufgeregten, stürmischen Versammlung gab der Kaiser selbst das Losungswort aus: Wir wollen jetzt nichts mehr mit der Religion der Fremden zu thun haben, sei es mit der der Araber, sei es mit der der Weißen! Wir wollen zur Religion unserer Väter zurückkehren! Und nun schien es, als ob es mit der Sache der Mission ganz aus wäre. Alles heidnische Unwesen war sofort wieder da, jeder Gräuel wurde wieder geübt, die Missionare mußten sich in ihrem Gehöft verborgen halten; zeigten sie sich auf der Straße, so mußten sie für ihr Leben fürchten. Das war eine Zeit, wo sie allein leben konnten in dem festen Vertrauen auf den Schutz des Herrn. Tag für Tag harrten sie seiner Führung, und er hat sie ihnen gewährt und wird sie ihnen weiter gewähren. — —

So weit bis jetzt die Geschichte dieser Mission in Uganda. Wir wollen darauf vertrauen, daß der Herr

von diesem Punkte aus einen großen Segensstrom für Afrika noch wolle ausgehen lassen, wenn es auch jetzt nicht den Anschein dazu hat. Er wolle an den Missionaren dort sein Wort wahr machen: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! Uns allen aber wolle er das Herz erwärmen und gewinnen zum Gebet für die Mission und namentlich für diese Missionare! Das wäre ein schöner Gewinn aus dieser Missionsstunde. Amen.

---

13. Mission am Nyassa-See, Tanjanjika-See und am Kongo-Fluß.

Text: Jes. 60, V. 1—6.

Mache dich auf, werde Licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des HErrn gehet auf über dir. Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich, und Dunkel die Völker; aber über dir gehet auf der HErr, und seine Herrlichkeit erscheinet über dir. Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln, und die Könige im Glanz, der über dir aufgehet. Hebe deine Augen auf, und siehe umher: diese alle versammelt kommen zu dir. Deine Söhne werden von ferne kommen, und deine Töchter zur Seite erzogen werden. Dann wirst du deine Lust sehen und ausbrechen, und dein Herz wird sich wundern und ausbreiten, wenn sich die Menge am Meer zu dir bekehret, und die Macht der Heiden zu dir kommt. Denn die Menge der Kamele wird dich bedecken, die Läufer aus Midian und Epha. Sie werden aus Saba alle kommen, Gold und Weihrauch bringen, und des HErrn Lob verkündigen.

Jahrtausende sind vergangen seit der Prophet das gerufen, und das Wort ist nicht verklungen und verschwunden. Woher hat es diese Kraft? Es ist Gottes Wort, und darum wird es nicht vergehen, bis daß es alles geschehe, was es verkündet.

Nicht mit einem Male erfüllt es sich; aber seine Erfüllung geht durch alle Zeiten; und auch unsere Zeit

arbeitet mit an seiner Erfüllung. „Hebe deine Augen auf und siehe umher!" Kein Weltteil, aus dem nicht Könige sich aufmachten und dem Herrn dienten. Die Finsternis lichtet sich mehr und mehr. Höher steigt die Sonne. Und wo noch Lücken in dem großen Völkernetz, da werden neue Maschen gewoben. Endlich kommt der Herr und hebt das Netz heraus.

Neue Maschen des Missionsnetzes! Wir haben solche in Mittelafrika weben gesehen, sind den Reisen Stanleys gefolgt und haben die Anfänge einer Mission in Mtesas Reich, in Kagehje und Rubaga beobachtet. Die Missionsunternehmung am Victoria-Nyanza greift das Heidentum Innerafrikas von Norden her an; nun werden wir 2 andere Unternehmungen kennen lernen, die jener von Süden aus begegnen. Das ist zuerst die Mission am Nyassa-See. Unternommen ist dieselbe von der schottischen Missionsgesellschaft.

Die für die Nyassa-Mission bestimmten Männer, ein früherer Offizier Namens Young, der sich der Mission gewidmet hatte, dann ein Missionar von Beruf und ein Arzt kamen im Juli 1875 am Zambesi-Strome an der afrikanischen Küste an. Auf einem kleinen, zerlegbaren Dampfer, Ilala genannt, fuhren sie den Zambesi hinauf bis zum Einfluß des Schire-Flusses, den sie nun weiter verfolgten, um so in den Nyassa-See zu gelangen. Anfangs ging die Fahrt leicht und glücklich von statten. Aber bald hinderten Stromschnellen den Weg. Das Dampfboot mußte auseinander genommen und nebst dem übrigen Gepäck zu Lande weiter transportiert werden bis dahin, wo der Schire wieder anfängt, schiffbar zu werden.

Achthundert Träger aber waren dazu nötig. Dann wurde das Boot wieder zusammen gesetzt und die Weiterreise angetreten. Bald gelangte man in das Gebiet des Häuptlings Mapunda. Die Missionare suchten seine Freundschaft, denn sein Gebiet grenzt an das Südgestade des Sees. Eine freundliche Aufnahme ward ihnen zu teil und die Erlaubnis des Häuptlings, sich anzusiedeln auf seinem Gebiete, wo sie wollten. Dann ging die Reise weiter. Am Morgen des 12. Oktober, als eben die Sonne sich über die Berge erhob, da breitete sich vor den Augen der Reisenden der blaue Wasserspiegel des Nyassa-Sees aus, und unter dem Gesange des 100. Psalms: Jauchzet dem Herrn alle Welt! liefen die Reisenden auf dem Ilala in das herrliche, 130 Stunden lange und 25 Stunden breite Binnenmeer ein. Bald war eine günstige Stelle für die Anlegung einer Missionsstation gefunden, die mitgebrachten Häuser aufgerichtet und der neuen Ansiedlung der Name Livingstonia gegeben. Das Klima am Nyassa-See ist überaus angenehm, mit kühlen Nächten und warmen Tagen, deren Hitze aber durch den erfrischenden Seewind gemildert wird. Nur eines ist schlimm: daß in dieser Gegend die Tsetsefliege getroffen wird, deren Stich, für den Menschen unschädlich, für alles Hornvieh tötlich ist. Die Folge davon ist, daß man keine Kühe und Ziegen halten kann.

Von der Arbeit der Missionare ist Folgendes zu berichten. Der Missionar schreibt: Es sind eigene Sonntage, die ich hier erlebe. Es geht einem doch manches ab, so ferne vom Christenlande! Wie vermisse ich nur schon den Glockenklang! Wir geben für den Gottesdienst ein Zeichen durch Anschlagen an eine aufgehängte Wagen-

axe. Damit sammle ich die Eingebornen, die um uns sind, in unsere Hütte, zeige ihnen biblische Bilder und suche ihnen etwas evangelische Wahrheit beizubringen. Mein Dolmetscher sitzt neben mir. Durch ihn kann ich den Leuten alles sagen, erst über die Tiere und biblischen Vorgänge, die ich ihnen zeige, dann über deren Schöpfer und endlich über dessen Verhältnis zu uns. — Das war der Anfang. Später wurde eine Schule eingerichtet, die in guten Gang kam und namentlich auch von Häuptlingssöhnen besucht wurde. Die gottesdienstlichen Versammlungen wurden dann nicht nur sonntäglich, sondern regelmäßig jeden Abend und dann am Sonntag zweimal gehalten.

Ein anderer mehr in die Augen fallender Erfolg der Missionare war der, daß es gelang, den Sklavenhandel, der um diesen See herum besonders stark betrieben wurde, zu beschränken. Es ist interessant zu hören, was der Lieutenant Young darüber mitteilt. Die Bevölkerung des Uferlandes, sagt er, ist bei weitem nicht mehr so dicht wie ehemals, da die Sklavenhändler die Leute massenweise fortgeschleppt haben. Im Nordosten fanden wir viele verlassene Dörfer und den Boden ringsum mit Tausenden von Gerippen besäet. Die übriggebliebenen Einwohner leben auf Pfahlbauten im See oder fristen auf den Felsen ein kümmerliches Dasein. Fünf Schiffe schaffen Sklaven über den See, und nicht weniger als 15,000 bis 20,000 jährlich. Wie wir so eines Tages mit Doktor Laws an einer wunderschönen Stelle über gebleichte Gerippe hinschritten, mußte ich unwillkürlich denken und ausrufen: Dieses Land hat der Teufel lange genug im Besitze gehabt! — Der eifrige, thatkräftige

Lieutenant Young schritt mit seinem Dampfboot und einiger Mannschaft kräftig ein, und der Erfolg war, daß während früher jährlich an 10,000, im Jahre 1877 nur 38 Sklaven aus jenen Gegenden ausgeführt wurden. Leider wurde der Lieutenant Young in seinem Bestreben von der englischen Regierung nicht unterstützt, so daß, nachdem der erste Schrecken vorüber ist, der Sklavenhandel wieder anfängt zuzunehmen.

An die Missionsunternehmung hat sich eine christliche Handelsgesellschaft angeschlossen. Diese befährt den Schire=Fluß und den Nyassa=See mit 2 Dampfbooten und läßt sich die Besserung der Wasser= und Landwege, die Kultivierung des Landes und die Errichtung von Häusern angelegen sein.

Die letzten Nachrichten über diese Mission lauten sehr günstig. Besonders ist es die ärztliche Thätigkeit, die die Gunst der Eingebornen erwirbt. Aber auch die Gottesdienste werden besser besucht. Für die Arbeiter und Arbeiterfamilien, die im Dienst der Missionen stehen, ist eine Schule eingerichtet worden. Von Livingstonia aus hat man eine neue Station angelegt, Blantyre. Bereits haben sich ca. 2000 Eingeborne in die Nähe dieser Stationen gezogen und um die Missionare versammelt. In Blantyre kommen täglich ca. 60 Kinder zur Schule. Alles sieht hoffnungsvoll aus.

Zwischen dem Nyassa=See und dem Reiche Mtesas liegt ein weites Gebiet, das auch bereits in Angriff genommen ist von einer dritten englischen Missionsgesellschaft, nämlich der Londoner. Dieses Gebiet ist das um den Tanjanjika=See liegende. Ihr erinnert euch, daß die Mission bei Mtesa mit einer ersten Gabe von

100 000 Mark angefangen worden war. Diese Gabe hatte einen Herrn Arthington, einen Fabrikbesitzer, angeregt, eine gleiche Gabe der Londoner Missionsgesellschaft anzubieten mit der Bestimmung, damit eine Mission am Tanjanjika-See zu begründen. Er schrieb folgenden Brief an den Vorstand: „Es ist mir ein großes Herzensanliegen, in Verbindung mit Ihnen einen kühnen Schritt weiter zur geistigen Eroberung Afrikas zu thun. Wenn Gott mit uns ist, so werden wir dann in seiner Hand auch Werkzeuge sein, um viele seiner Auserwählten in jenem Lande zur Ehre Christi und zu unsrer Freude zusammen zu bringen. Es gereicht mir daher zur großen Freude, Ihnen 100 000 Mark anbieten zu können zur Anschaffung eines Dampfbootes und zur Anlegung einer Station an irgend einer geeigneten Stelle des See-Ufers. — — Ich zweifle nicht, daß die christliche Kirche eine solche Mission auf alle Weise unterstützen, und diese selbst wachsen und gesegnet sein werde." — Diese Gabe des Herrn Robert Arthington blieb nicht allein. Eine reiche Dame fügte derselben noch 20 000 Mark hinzu; andere kleinere Gaben gingen ein, und so konnte der erste Schritt zur Ausführung des Plans einer Tanjanjika-Mission geschehen. Leider wurde die Mission gleich im Anfang von mehreren Unglücksfällen betroffen. Statt der Lastträger, welche von den Expeditionen in Afrika bislang gebraucht worden waren, hatte man den Gepäck-Transport mit Ochsen versucht, wie das im Kaplande gebräuchlich ist. Aber die Ochsen, gegen 100 an der Zahl, fielen unterwegs. Vielleicht, daß die Tsetse-Fliege sie getötet hat. Es kam dazu, daß unterwegs 2 Missionare starben; und als man bald das Ziel erreicht hatte, starb der Missions-

inspektor. Die schwarzen Träger und Diener machten viele Not, ein ganzer Gütertransport fiel dem räuberischen König Mirambo in die Hände. So war der Anfang schwer. Um so erfreulicher ging es nachher. Von mehreren Häuptlingen in der Nähe des Tanjanjika-Sees wurden die Missionare freundlich begrüßt. Endlich kamen sie auch zu Mirambo, dem gefürchtetsten Räuber-König Ostafrikas. Bei ihm war auch Stanley gewesen, der ihn als einen schönen hochgewachsenen Mann schilderte, etwa 35 Jahre alt, von einem Benehmen, das man fast sanft und bescheiden nennen möchte, dabei großmütig und freigebig. Um mit ihm in Frieden auseinander zu kommen, war Stanley genötigt gewesen, mit ihm Blutsbrüderschaft zu schließen. Mirambo und Stanley hatten sich zu diesem Zwecke einander gegenüber auf einem Strohteppich niederzulassen; dann war jedem in das rechte Bein ein kleiner Schnitt gemacht worden, aus diesem Blut entnommen und unter beiden ausgetauscht mit dem Rufe: Wenn einer von euch beiden diese jetzt zwischen euch geschlossene Brüderschaft bricht, so möge der Löwe ihn verschlingen, die Schlange ihn vergiften, seine Freunde ihn verlassen, seine Flinte möge in seinen Händen zerspringen und ihn verwunden und alles Böse ihm widerfahren, bis daß er stirbt. — Das war der Mirambo, zu dem die Missionare der Londoner Missionsgesellschaft nun auch kamen. Mirambo begrüßte sie und bat sie, ihm ihre Flinten zu zeigen und ihr übriges Gepäck. Das wurde ihm abgeschlagen. Nach 2 Tagen ließ er den Missionsarzt zu sich rufen und zeigte ihm einige Geschwüre am Arm, die ihn sehr plagten. Die Operation verlief glücklich und stimmte ihn sehr günstig. Der König erlaubte den Missio-

naren, sich anzusiedeln in seinem Lande, wo sie wollten, ja versprach ihnen, ein Haus zu bauen für sie und ein Spital einzurichten, und gab ihnen endlich auch das von den geraubten Gütern noch vorhandene, ca. 120 Kisten mit Nahrungsmitteln, Kleidern, Werkzeugen &c. zurück, indem er erklärte, nur ein Mißverständnis sei daran Schuld, daß er die Sachen so lange mit Beschlag belegt habe. Drei Stationen wurden nun angelegt, die eine in Mirambos Residenz, die andern beiden an den Ufern des Sees. Mirambo blieb freundlich gesinnt. Er versorgte die Missionare mit Nahrungsmitteln unentgeltlich; ja, als er auf einen längeren Kriegszug ausziehen wollte, wünschte er dem einen der Missionare seine Stellvertretung in der Regierung während der Dauer seiner Abwesenheit zu übergeben; so groß war sein Vertrauen. Die Arbeit der Missionare bestand nach den letzten Nachrichten hauptsächlich noch in Bau- und Handwerkergeschäften und ärztlicher Thätigkeit. Gepredigt und unterrichtet wurde noch nicht, weil die Missionare der Sprache noch nicht genügend mächtig waren.

Auf der Westseite Afrikas, am Kongo-Flusse, arbeitet die vierte der neuen Missionen Afrikas.

Derselbe Herr Robert Arthington, der die Tanjanjika-Mission begründen half, hat auch für diese Kongo-Mission große Summen hergegeben. Seinen Gaben folgten wiederum viele kleinere. Die nächste kam von einer armen Näherin in London und betrug 10 Mark; eine weitere von einem Bergmanne, welcher 100 Mark und dazu folgende Zeilen schickte: „Seit meiner Bekehrung vor ein paar Jahren habe ich mich sehr für die Mission interessiert, namentlich für die Mission in Afrika. Ich trage

beständig eine Karte von Afrika bei mir und werfe oft, wenn ich in der Kohlengrube ein paar Augenblicke frei habe, einen Blick auf dieselbe. Schon lange denke ich an den großen Kongofluß und bitte Gott, daß er Missionare dahin schicken möge, und nun sehe ich aus dem Missionsblatt, daß die Erhörung im Anzuge ist und Gott Herrn Arthington diesen Gedanken gegeben hat. Wir haben nicht gerade gute Zeiten gegenwärtig; aber ich habe immer etwas für Afrika bei Seite gelegt und sende Ihnen jetzt mit fröhlichem Herzen eine Fünf-Pfund-Note (= 100 Mark) für die Kongomission mit der Bitte zum Herrn, daß er dieselbe segnen möge." —

Viel ist von dieser jüngsten Mission noch nicht zu berichten. In San Salvador am Kongo, 80 Stunden vom Meere, ist eine Station errichtet worden, und man will nun noch weiter nördlich eine zweite Station errichten, um von da aus die noch 60 Stunden weiter aufwärts liegenden Wasserfälle des Stromes zu erreichen. Dort müßte dann ein Dampfboot auf den Strom gesetzt werden, das dann 700 Stunden ununterbrochene Wasserfahrt auf dem Strome bis nach dem Tanjanjika-See vor sich hätte. Für den Fall der Ausführung dieses Planes will Herr Rob. Arthington auch noch die Kosten des zu erbauenden Dampfbootes mit 40 000 Mark bestreiten. Die neuesten Nachrichten über diese Mission lauten nicht günstig. Die Missionare haben nicht über San Salvador hinausbringen können. Die Eingebornen hatten zu den Waffen gegriffen und die weißen Männer zurückgetrieben.

Damit haben wir nun das Gebiet der jüngsten afrikanischen Missionsunternehmungen durchwandert. Es ist ja alles noch im Entstehen begriffen. Aber schon jetzt

kann man diesen Arbeiten die Anerkennung nicht versagen. Diese Missionare helfen nicht bloß unsere Kenntnisse über den dunkeln Erdteil erweitern, sondern sie suchen vor allem dem armen Volke in Innerafrika zu helfen. Und das thun sie nicht bloß mit dem Worte Gottes, sondern vor allem auch mit der Axt und dem Pfluge. Und wenn nur erst die ersten Schwierigkeiten, vor allem in Erlernung der Sprache, überwunden sind, so wird es auch mit der Verkündigung des Evangeliums besser vorwärts gehen. Gut Ding will Weile haben. Man muß von solcher Arbeit nicht schon nach 5 Jahren Früchte sehen wollen. Sind aber erst dreimal fünf Jahre verflossen, so wird es mit Gottes Hilfe schon anders aussehen.

Was wird das für eine Zeit sein, in der das Wort ganz erfüllt ist: Die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgeht! Ach, daß die Hilfe aus Zion käme! Ja, komme bald selbst zu uns, Herr Jesu, dein Reich einzunehmen. Ja, komme bald! Amen.

---

14. Pniel und Kimberley.

Text: Apostelgesch. 8, V. 26—40.

Aber der Engel des Herrn redete zu Philippo, und sprach: Stehe auf, und gehe gegen Mittag, auf die Straße, die von Jerusalem gehet hinab gen Gaza, die da wüste ist. Und er stand auf, und ging hin. Und siehe, ein Mann aus Mohrenland, ein Kämmerer und Gewaltiger der Königin Candaces in Mohrenland, welcher war über alle ihre Schatzkammern, der war gekommen gen Jerusalem anzubeten. Und zog wieder heim, und saß auf seinem Wagen, und las den Propheten Jesaiam. Der Geist aber sprach zu Philippo: Gehe hinzu, und mache dich bei diesen Wagen. Da lief Philippus hinzu, und hörte, daß er den Propheten Jesaias las, und sprach: Verstehest du auch, was du liesest? Er aber sprach: Wie kann ich, so mich nicht jemand anleitet? Und ermahnte Philippum, daß er anträte und setzte sich bei ihn. Der Inhalt aber der Schrift, die er las, war dieser: Er ist wie ein Schaf zur Schlachtung geführt, und still wie ein Lamm vor seinem Scherer, also hat er nicht aufgethan seinen Mund; in seiner Niedrigkeit ist sein Gericht erhaben; wer wird aber seines Lebens Länge ausreden? denn sein Leben ist von der Erde weggenommen. Da antwortete der Kämmerer Philippo, und sprach: Ich bitte dich, von wem redet der Prophet solches? Von ihm selbst, oder von jemand anders? Philippus aber that seinen Mund auf, und fing von dieser Schrift an, und

predigte ihm das Evangelium von Jesu. Und als sie zogen der Straße nach, kamen sie an ein Wasser; und der Kämmerer sprach: Siehe, da ist Wasser, was hindert es, daß ich mich taufen lasse? Philippus aber sprach: Glaubest du von ganzem Herzen, so mag es wohl sein. Er antwortete und sprach: Ich glaube, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist. Und er hieß den Wagen halten, und stiegen hinab in das Wasser, beide Philippus und der Kämmerer; und er taufte ihn. Da sie aber herauf stiegen aus dem Wasser, rückte der Geist des Herrn Philippum hinweg, und der Kämmerer sahe ihn nicht mehr; er zog aber seine Straße fröhlich. Philippus aber ward gefunden zu Asdod, und wandelte umher, und predigte allen Städten das Evangelium, bis daß er kam gen Cäsarien.

Es ist ein hochgestellter Mann, dieser Kämmerer der Königin Kandace, geehrt, und reich an irdischem Gut, sein Los ein glänzendes. Aber sein Herz ist dabei unbefriedigt geblieben. Er besitzt zwar viele edle Perlen in seinem Schatze, aber er ahnt, daß es eine köstliche Perle geben müsse, die über alles gehe, und hat sich aufgemacht, sie zu suchen und zu gewinnen. Deshalb ist er hinauf gen Jerusalem gezogen und deshalb hat er das Buch geöffnet, in dem er nun liest. Er steht dicht davor, sie zu finden, und doch bleibt sie ihm noch verborgen. Da kommt, von Gott gesandt, Philippus der Evangelist. Der öffnet ihm die Schrift. Und was er im Juwelenschrein der Königin Kandace nimmer gefunden, die eine, die köstliche Perle, hier auf dem Wege hat er sie gewonnen; er wird gläubig an den Herrn Jesum Christum und zieht hinab seine Straße fröhlich.

Das ist der Anfang der afrikanischen Mission gewesen. Zwar solche Kämmerer hat es seitdem nicht mehr

gegeben, die hinaufgezogen sind nach Jerusalem, die köstliche Perle zu suchen; aber Philippi sind allezeit hinabgezogen, um den Mohren das Evangelium zu predigen. Solcher Philippusdienste der Christenheit gegen die Mohrenwelt haben wir in den letzten Missionsstunden mehrere kennen gelernt, und heute wollen wir darin fortfahren. Wir verlassen die Unternehmungen der Engländer in Mittelafrika uud wenden uns der Arbeit unserer Berliner Mission in Südafrika zu. Es gehen ja von Berlin zwei Missionen aus. Die eine, die Goßnersche, arbeitet in Indien. Ihr Arbeitsfeld haben wir bereits früher kennen gelernt. Heute wenden wir uns der anderen und älteren zu, die ihr Gebiet in Südafrika hat. Dieselbe ist gegründet im ersten Viertel unseres Jahrhunderts von dem Pastor Jänicke in Berlin. Jetzt arbeitet sie auf einem Gebiete, dessen äußerste Endpunkte 200 deutsche Meilen auseinander liegen, auf 41 Stationen, mit 70 Missionaren. Auf unserem heutigen Streifzuge werden wir nach 2 Stationen im nördlichen Teile dieses Gebietes kommen, nach Pniel und Kimberley.

Gegen Ende der sechziger Jahre wurden in Südafrika, 170 Meilen nördlich der Kapstadt bei Pniel am Vaalflusse, der ersten der oben genannten Stationen, Diamanten gefunden. Unglaublich schnell verbreitete sich die Kunde von den hier zu hebenden Schätzen, und jedes Schiff, das nach Südafrika ging, führte Scharen von gewinnlustigen Europäern, Amerikanern, Asiaten und Australiern herbei; aller Herren Länder waren vertreten. Aber bald waren die Lager am Vaalflusse erschöpft. Aber neue Diamantenlager wurden 1871 entdeckt, 6 Stunden süd-östlich von Pniel. Es wurde festgestellt, daß die dortigen Diamanten-

lager für eine längere Reihe von Jahren vorhalten würden, und so entstanden denn bald neben den Zelten der Diamantensucher feste Wohnhäuser aus Eisen, Holz und Steinen; Handwerker und Kaufleute bauten ihre Magazine; Hotels und Restaurationen wurden errichtet, Kirchen erbaut; kurz eine Stadt entstand da, wo früher das Nachtgeheul der wilden Tiere der einzige Klang gewesen war. Das war die Entstehung von Kimberley. 10 Jahre alt ist nun die Stadt, und schon zählt sie an 35,000 weiße und 50 — 60,000 farbige Bewohner. Alle Nationen sind in der Diamantenstadt vertreten; auch die deutsche fehlt nicht. Wie die Angehörigen der anderen Nationen, so fühlten auch die Deutschen das Bedürfnis, sich zu einer kirchlichen Gemeinde zusammenzuschließen. Sie wandten sich mit der Bitte nach Pniel, ihnen doch von dort aus sonntäglich einen Missionar zu senden, der ihnen einen Gottesdienst hielte. Der jüngere der beiden dort stationierten Missionare, Namens Meyer, wurde zur Uebernahme dieser Aufgabe bestimmt. Und so ritt denn der junge Geistliche jeden Sonnabend die 6 Stunden von Pniel nach Kimberley hinüber und hielt dort den Deutschen jedesmal 2 Gottesdienste und ebensoviel den Schwarzen. Doch wurde die Besorgung der Gottesdienste von Pniel aus auf die Dauer unausführbar, und so beschloß die Berliner Missionsgesellschaft endlich, Kimberley in die Reihe ihrer ordentlichen Stationen aufzunehmen, in der Hoffnung, daß die Kosten der Erhaltung dieser Station durch die Beiträge der Deutschen und der Schwarzen in Kimberley würden gedeckt werden. Es wurde also ein Grundstück in Kimberley erworben für die Anlage einer Missionsstation und der Missionar Meyer dafür bestimmt.

Derselbe war verlobt mit einer Pastorentochter in Deutschland und dachte nun daran, den eignen Hausstand zu begründen. Seine Braut war eine Tochter des Pastor Dietrich in Breitungen im Harz, und es galt nun für diese, die Reise nach Kimberley zu machen. Das Tagebuch derselben giebt interessante Mitteilungen über die Reise wie über die Stationen in Pniel und Kimberley, und wir wollen dieses Tagebuch der nachfolgenden Schilderung zu Grunde legen.

Hanna Dietrich verließ London, bis wohin ihr Vater sie begleitet hatte, am 19. Februar 1878 gegen Mittag, auf einem Dampfer, der die Kapstadt als nächstes Ziel hatte. An der Südwestspitze von England landete das Schiff noch einmal, um Passagiere und Güter einzunehmen, dann ging die Fahrt weiter, und bald war der letzte Landstreifen von Europa im Nebel verschwunden. Auf der Fahrt durch den Meerbusen von Biskaya trat stürmisches Wetter ein. Besser wurde es, als die Insel Madeira in Sicht kam. Nun nahm auch die Wärme zu. Die Winterkleider, die in England notwendig gewesen waren, wurden eines nach dem andern abgelegt und mit leichteren Sommerkleidern vertauscht. Aber je weiter nach Süden, desto mehr stieg die Hitze, und nur das täglich genommene Seebad erfrischte den matten Körper etwas. Die Sonntage an Bord wurden durch schöne Gottesdienste gefeiert, wozu am Sonnabend Nachmittag von seiten des Chors, der sich schnell gebildet hatte, Gesangsübungen als Vorbereitung stattfanden. Endlich, nach vierwöchentlicher Meerfahrt landete das Schiff in der Kapstadt. Im schönsten Sonnenschein lag sie da, mit ihren grünen Gärten, weißen Häusern und Türmen und dem stattlichen Tafel-

berg im Hintergrunde. Hier verließ unsere Reisende das Schiff und nahm einige Tage Aufenthalt bei einer befreundeten Familie. Merkwürdig war für die junge Deutsche vor allem die buntgemischte Einwohnerschaft der Stadt. Unter den 35000 Einwohnern befinden sich Vertreter der verschiedensten Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse. Da giebt es Holländer, Engländer, Deutsche, aber auch Hottentotten, Neger, Araber und Kulis aus Indien und China. In allen Straßen spielten schwarze und braune Kinder, dicke Kafferfrauen saßen vor den Thüren, überall wanderten Eingeborne herum vom hellsten Gelb bis zum tiefsten Braun und halb in Lumpen gehüllt. Bei einem weiteren Gang durch die Stadt erblickt man etwas von den schönen Gärten mit den fremdartigen Bäumen; überall Oleanderbüsche in vollster Blüte, so dicht und hoch wie in Deutschland die Fliedersträucher. Kaktus über 15 Fuß hoch, dichte Hecken und Zäune von Myrthen, und die Passionsblume wächst als wuchernde Schlingpflanze, kaum zu vertilgen. Die Kalla gedeiht so reichlich und üppig, daß man sie den Schweinen giebt oder, dürr gemacht, als Feuerungsmaterial benützt, und Pfirsiche, Aprikosen und Feigen werden in fruchtbaren Jahren als Schweinefutter verwertet.

Sehr wohlthuend war, wie schon auf der Reise von England nach Afrika, so nun auch in der Kapstadt, der religiöse Geist, der sich fühlbar machte. Hanna Dietrich sagt in einem Briefe von daher: „Ich muß gestehen, von London an bis auf diese Stunde wehte mich eine ganz andere geistige Luft an, als die, gegen deren Strömung man bisher beständig zu schwimmen hatte. Nicht sage ich, daß die Menschen, mit denen ich zusammengekommen bin,

wirklich alle tief gegründete Christen sind, aber das Christentum ist ihnen doch noch eine Macht, steht in Ehre und Ansehen bei ihnen. Öffentlich hütet sich ein jeder, darüber zu spotten, und die Mission finden sie alle äußerst vernünftig und ganz in Ordnung. Dagegen im lieben deutschen Land muß man ja fast in jedem Eisenbahnwagen seinen Glauben und das, was einem Christen teuer ist, verhöhnen hören; man fürchtet sich daher fast vor einem offenen Bekenntnis, und vermeidet es, nach dieser Richtung das Gespräch zu lenken. Jetzt, nachdem ich andere Zustände gesehen, kommt der Abfall mir viel schlimmer vor, als da ich ringsum davon umgeben war."

Mit ihrem Bräutigam sollte Hanna Dietrich in Amalienstein, 50 Meilen nordöstlich der Capstadt, zusammentreffen und getraut werden. Die Reise dahin ging über Stellenbosch. Diesen Ort beschreibt die zukünftige Missionarsfrau als einen reizend schönen und geradezu als Muster einer Missionsstation. Wo noch vor wenig Jahrzehnten nur armselige Hütten von Heiden standen, da steht jetzt ein großes Dorf von 3000 Einwohnern, mit Reihen von stattlichen Häusern, die Straßen von Alleen mächtiger Eichen durchzogen, dazwischen üppige Gärten und Weinberge. In der Nähe von Stellenbosch kam der Schwiegervater seiner Schwiegertochter entgegen, um sie die letzten 30 Meilen nach Amalienstein zu geleiten. Bis jetzt war die Reise von der Kapstadt aus mit der Eisenbahn gemacht worden, nun gings im großen Reisewagen weiter, der von Ochsen gezogen wurde. Durch schöne Dörfer mit sauberen Häusern, guten Straßen und wunderschönen Gärten ging die Reise; ab und zu führte der Weg

auch durch wüstes Land, ringsum eingeschlossen von mächtigen Bergen, die oft so dicht an einander stießen, daß man meinte, hier sei kein Durchkommen möglich. Die Mahlzeiten wurden unter freiem Himmel bereitet und verzehrt, in der Nacht 4—6 Stunden gerastet; geschlafen wurde im Wagen oder unter dem Wagen, und dieser stand unter freiem Himmel da, wo man eben mit Einbruch der Nacht die Reise unterbrechen mußte. Nach sechstägiger Fahrt ward endlich das Ziel erreicht; der Bräutigam, der auch eine Reise von 3 Wochen vom Norden her zu machen hatte, kam auch und die Hochzeit wurde gefeiert. Amalienstein ist eine bedeutende Missionsstation, und die Hochzeit konnte da so gefeiert werden wie in Deutschland auch. Nun aber mußte das junge Ehepaar die Reise nach Kimberley antreten, und das ist eine Strecke von 100 Meilen. 2 Tage war gepackt worden, endlich stand der Wagen zur Abfahrt bereit. Eine wahre Arche Noah ist solch ein afrikanischer Reisewagen. Dieser war 19 Fuß lang, 4 Fuß breit, innen und außen vollgeladen mit allem, was für die lange Reise für Menschen und Zugtiere und für den in Pniel einzurichtenden Haushalt nötig war; alles zusammen 70—80 Centner schwer. Vor der Abreise wurde noch einmal in der Studierstube zum Gebet niedergekniet, Gott gedankt für alles, was er Großes und Schönes geschenkt in den Tagen des Beisammenseins, und um seinen Schutz gebeten für die Reisenden. Dann gings an das Abschiednehmen, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

In den 3 Wochen der Reise gabs nun verschiedene Abenteuer, wie sie einem eben nur in Afrika passieren. Eines davon sei hier erzählt, um zu zeigen, welche

Schwierigkeiten der Reisende in Afrika zu überwinden haben kann. Der Vorfall passierte in der wilden Sewenweeksport-Schlucht. Man denke sich ein Thal, ganz eng, so daß man unten den Fluß hat und daneben nur noch Platz für einen Wagen und manchmal nicht einmal so viel, 4 Stunden lang, zu den Seiten schroffe, steile, teilweise senkrechte Felsen von Hunderten, ja Tausenden Fuß Höhe. 25 mal muß man in dieser Schlucht durch den Fluß fahren. Als die Reisenden zum 17. Male ihn passierten, blieb der Wagen auf einmal stehen. Von draußen hörte man Peitschen knallen und Rufen, aber der Wagen rührte sich nicht. Ein störrisches Tier war stehen geblieben und wollte nicht weiter. Steht nun aber ein solcher schwer beladener Wagen einmal im Flußsande fest, so ist es schwer, ihn wieder herauszubringen. Mit den vorhandenen 24 Zugtieren war das unmöglich. Glücklicherweise war man noch nicht weit von Amalienstein; ein Bote wurde geschickt um Vorspann; bald langten 5 starke Männer und 4 Ochsen an, und nun, ein Treiben, Knallen, Schreien, ein Ansetzen von Hebebäumen, und der Wagen bewegte sich mühsam vorwärts. Aber eine ganze Nacht hatte er im Flusse gesessen, und 18 Ochsen, 10 Maultiere und 8 Männer waren nötig gewesen, um ihn herauszubringen. — So groß aber die Schwierigkeiten der Reise in Afrika für die Fuhrleute sind, so selten lassen sich dieselben Roheiten in der Behandlung ihrer Tiere zu schulden kommen. Während der ganzen Reise, rühmt Frau Meyer, habe sie nicht ein einziges Mal gehört, daß ihre Fuhrleute auf die Tiere geschimpft oder gar geflucht hätten. Wenn ein Maultier durchaus nicht gewollt hätte wie sein Lenker, so hätte der Namenruf des Tiers und ein leichter

Hieb genügt. Selbst die rohen Heiden schimpfen und fluchen nicht; sie haben gar keine derartigen Wörter in ihrer Sprache; nur wenn sie zu schlechten Weißen kommen, fassen sie das Böse auf und finden ein Vergnügen daran, die englischen und deutschen Flüche nachzusprechen.

Endlich, am 6. Juni, war die Reise vollendet und erfolgte die Ankunft in Pniel, wo das junge Ehepaar noch bis zur Herrichtung der Station in Kimberley seinen Wohnsitz haben sollte.

Die Einrichtung im Hause war bald getroffen und die nötigen Besuche gemacht und empfangen. Dann gings an die Arbeit. Der Mann hatte die Woche über dreimal Schule zu halten, von 8 — 1 Uhr; nach dem Mittagessen fand der Konfirmandenunterricht statt, dazu dreimal in der Woche Frühgottesdienst und einmal Bibelstunde des Abends. Dazu kamen nun noch die 4 Gottesdienste des Sonntags in Kimberley und sonst manche Arbeit dazwischen, wie z. B. die Anleitung und Beaufsichtigung der Eingebornen bei ländlichen Arbeiten — gewiß kein geringes Maß von Arbeit. Aber auch die junge Frau blieb nicht müßig. In der Zeit, die ihr die Besorgung des Hausstandes übrig ließ, richtete sie eine Nähschule ein, die aus Mangel an sonstigem Raum in der Kirche gehalten wurde und mit Gesang und Gebet anfing und schloß. Frau Meyer erzählt darüber Folgendes: „Einige Mädchen nähen sehr gut, so daß ich sie demnächst stricken und häkeln lehren werde. Im ganzen nähen die Kinder feiner als in Breitungen. Der Stoff zum Verarbeiten macht sich knapp; ich muß mir alles Mögliche ausdenken, zumal für die, welche noch nicht gut säu-

men und dies deshalb lernen müssen. Von zu Haus bringen die Kinder nichts mit, denn sie haben nichts. Ich habe Stücke blauen Kattuns in viele Streifen geschnitten, lasse dieselben säumen und dann wieder zusammen nähen. Die Geübteren nähen Hemden, Beinkleider, Jacken u. s. w., die ich auch zu verkaufen suchen will, um so Geld zum Ankauf neuer Stoffe zu bekommen."

So verliefen $^3/_4$ Jahre in Pniel, dann geschah die Uebersiedelung nach Kimberley. Zunächst handelte es sich dort um den Bau eines Pfarrhauses, bis zu dessen Fertigstellung ein Zelt bewohnt wurde. An keinem Orte der Welt ist es wohl so kostspielig, zu bauen, wie in Kimberley. Der größte Teil der Materialien mußte aus dem 50 Meilen entfernten Port Elisabeth an der Meeresküste herbeigeschafft werden; und so kamen sie noch um $^1/_3$ billiger zu stehen als in Kimberley selbst. Und nun die Ausgaben für Löhne! jeder Wasserträger und Handlanger bekam täglich $3\,^1/_2$ Mark, jeder Maurergeselle 20 Mark. Das Wasser selbst mußte bezahlt werden und kostete in Summa 1200 Mark. Für das Heranfahren der gebrauchten Mauersteine von 400 Schritt Entfernung wurde 6 Mark pro Tausend verlangt. Bei der Maurerarbeit half Missionar Meyer selbst mit, und als der Anstreicher für den Anstrich einer Thür und zweier Fenster 138 Mark verlangte, besorgten die beiden Eheleute den übrigen Anstrich selbst. Die Baukosten werden von den Deutschen und den Schwarzen in Kimberley zum größten Teil bestritten. Nachdem das Pfarrhaus errichtet war, gings an den Bau einer Kirche, nachdem das schon bestehende Kirchlein sich als zu klein und armselig erwiesen hatte. Und auch die Kosten für diesen Bau sind zumeist in Kimber-

ley selbst aufgebracht worden. So entstand denn eine Missionsstation, die den Deutschen Ehre macht und von großer Wichtigkeit ist. Einmal für die dortigen Deutschen, die für ihr sittliches und religiöses Leben Zusammenschluß und Stärkung gefunden haben; dann aber für die Schwarzen; denn Kimberley ist ein Punkt, in dem eine farbige Bevölkerung aus weiten Teilen Afrikas zusammenströmt und dann, nachdem sie genug verdient, wieder hinausströmt zurück in die Heimat. Da kommt viel darauf an, ihnen eine nachhaltige religiöse Anregung mitzugeben, die sie dann in ihrer Heimat weiter verbreiten.

Die Berichte über die Arbeit in Kimberley lauten sehr erfreulich. An 3 Abenden in der Woche werden die Kaffern im Lesen, Schreiben und Singen unterrichtet; und trotzdem, daß jeder Schüler wöchentlich 50 Pfennig bezahlen muß, kommen doch 50—60 regelmäßig, mehrere unter ihnen sogar auf eine Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Stunden, und das nach der anstrengenden Arbeit des Tages. Die Zahl derer, welche im Jahre 1880 den Taufunterricht begehrten, belief sich auf 27.

Merkwürdig muß sich das Leben in Kimberley ausnehmen. Aus der Wüste heraus kommt man mit einem Male in einen Ort, der teils sehr fremdländisch aussieht, teils aber auch sehr an eine europäische Großstadt erinnert. Aus dem großartigsten Geschäftsladen heraus tritt man auf die Straße, wo prachtvolle Wagen fahren, Reiter und Fußgänger sich tummeln. Hier begegnet einem eine vornehme, europäisch gekleidete, Dame, dort kommt einem ein wilder Kaffer entgegen, nur mit einer roten Jacke und einem Hemd bekleidet. Hier werden vor einer eleganten Villa, die ganz aus Eisen konstruiert ist, kostbare

Teppiche ausgeklopft, dort steht eine Kaffernhütte, aus 8 Pfählen gebaut, mit Sackleinwand überzogen, und jetzt kommen einige Männer, heben die Hütte auf, und fort geht es damit an einen anderen Ort. Von Zeit zu Zeit hört man den Knall des Sprengpulvers in den Diamantengruben, alle Stunden pfeift die große Lokomotive, und aus der Ferne, von den Diamantengruben kreischen die mächtigen Dampfmaschinen.

Den Schluß dieser Schilderung von Kimberley möge ein Auszug aus einem Journal für geographische Nachrichten für Welthandel und Volkswirtschaft bilden. Da heißt es: „Die deutsche Gemeinde in Kimberley hat sich nun eine Kirche gebaut, welche sich selbst neben den wohlausgestatteten englischen Gotteshäusern sehen lassen kann. Obwohl die Gemeindeliste bis jetzt nur 121 Namen aufweist, wurden doch in kurzer Zeit 19 240 Mk. an einmaligen und 3 000 Mk. an jährlichen Ausgaben aufgebracht. Ein Gemeindekirchenrat steht an der Spitze und unterzieht sich sehr willig und unverdrossen den zum Teil nicht leichten Verwaltungsgeschäften. Auch für die Kaffern ist eine Kirche gebaut worden, und die Kaffern drängen sich zu den Gottesdiensten. Dieselben zeigen außerordentlich viel Lernbegierde. Ebenso freuen sich die Deutschen, daß ihre Kinder ordentlichen Konfirmandenunterricht erhalten können und die Amtshandlungen ohne Aufschub, sowie es das Bedürfnis erheischt, vollzogen werden. Das Pfarrhaus in Kimberley ist ein Mittelpunkt echt deutschen Lebens und gemütlichen Verkehrs geworden und repräsentiert die deutsche Art den Engländern, Holländern und Franzosen gegenüber auf eine durchaus würdige Weise. Wir dürfen hoffen, daß unter Gottes Segen die deutsche

Gemeinde zu Kimberley auf solche Art sich immer kräftiger und zugleich auch für die Mission fruchtbringender entwickeln werde." —

So der Wunsch dieser Zeitung. Wir aber wollen diesen Arbeitsposten in Afrika in unser Gebet aufnehmen. Es ist ein wichtiger Posten; von ihm kann der Same des Wortes Gottes in alle Teile Afrikas getragen werden; und es ist ein beschwerlicher, aufreibender Posten. Möge Gott dem dort arbeitenden Missionar Kraft und Mut erhalten! Und möge Gott manchen Schwarzen und Weißen neben den Diamanten auch die eine köstliche Perle finden lassen, die an Wert alles Andere überwiegt! Amen.

---

15. Gerlachshoop und Maleo.

Text: Marc. 16, V. 15, 16.

Und sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden.

Soweit das Evangelium von Christo den Völkern und ihren Fürsten angeboten wird, bleibt ihnen nur eine zweifache Wahl. Entweder sie nehmen das Evangelium an und empfangen damit das Heil Gottes für Zeit und Ewigkeit; oder sie weisen es hartnäckig von sich ab und ziehen sich zeitliches und ewiges Verderben, den Untergang zu. Das predigt das jüdische Volk, die Steine von Jerusalem: das predigt das große römische Weltreich; das predigt die Geschichte so mancher Völker in neuerer Zeit, solcher, die durch Annahme des Evangeliums aufblühten, und solcher, welche durch Verwerfung untergingen. An ihnen vollzog sich das große Allmachtswort des Weltheilandes: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden.

Einen Beleg dazu soll das Bild aus der Mission liefern, das ich heute vorlegen möchte. Es ist

die Geschichte einer untergegangenen Station der Berliner Mission und eines unglücklichen, untergegangenen Königs, an dem sich jenes Wort erfüllt hat: Wer nicht glaubet, soll verdammet werden.

Am 16. Juli 1861 ritten fünf stattliche Reiter aus dem Thore der Stadt Leydenburg in der Transvaal-Republik in Südafrika. Sie trabten auf ihren Rossen dem Steenkampsgebirge zu, und nach einer dreitägigen Reise kamen sie am Fuße eines spitzen Felskopfes an, der trotzig und uneinnehmbar in die Höhe ragte. Auf halber Höhe des Spitzkopfes lagen die Häuser einer Stadt, mehrere Hundert an der Zahl, welche den ca. 3000 Seelen starken Volksstamm der Bakopa beherbergten. Am höchsten, dem Gipfel am nächsten, lagen die Gebäude des Königs derselben, Maleo mit Namen. Dort hinauf lenkten die Reiter ihre Rosse. Die 5 Reiter waren 2 Missionare der Berliner Mission, Merensky und sein Freund Grützner, dazu der Geistliche der Stadt Leydenburg, und 2 Beamte der Transvaal-Republik, ein Hauptmann und der Kommandant Piet Nel. Sie stiegen von ihren Pferden und fragten nach dem König. Der erschien, versammelte eilends sein Volk, und es begann folgende Verhandlung. Der Kommandant Nel: „Denkst du, o König, noch daran, daß der oberste Rat an dem Tage, wo du seine Gesetze annahmst, sagte, er werde dein Vater sein? Siehe nun, heute zeigt er, daß er dein Vater ist. Heute schickt er dir diese Männer, welche euch Gottes Wort lehren sollen. Mein Herz ist froh, daß ich sie dir bringen, daß ich das noch sehen kann mit meinen Augen. Ihr sollt nun werden wie die weißen Leute, sollt unsre Brüder werden.“ — Maleo war es zufrieden, und Nel fuhr fort: „Du, Maleo, sollst

sie beschirmen, sie sind meine Brüder, ich will ruhig schlafen können, wenn ich daran denke, daß ich sie dir gebracht habe. Nicht das geringste Böse darf dein Volk ihnen thun." — „Ja," antwortete Maleo, „das ist gut und wahr; du mußt aber die Swazi nicht über mich kommen lassen!" (die Erbfeinde des Königs.) — Darauf sprach Merensky einige Worte der Begrüßung; die üblichen Gastgeschenke wurden ausgetauscht, und die Verhandlung war zu Ende! Es galt nun nur noch, über einen Platz zur Anlegung einer Station einig zu werden. Der wurde auch bald gefunden, $^3/_4$ Stunden von Maleos Felskopf, und der Kontrakt über die Schenkung an die Mission aufgenommen. Ein Monat später, und die neue Missionsstation wurde eingerichtet. Mit Hilfe einer Anzahl Leute, die Maleo unentgeltlich stellte, war bald ein Häuschen aufgerichtet, eine Umzäunung gegen die wilden Tiere hergestellt und eine Wasserleitung angebracht. Und nun ging es an den inneren Ausbau der Station, an die Arbeit an den Menschen.

Freilich, aller Anfang ist schwer; das erfuhren die Missionare hier. Zwar waren die Leute freundlich gegen sie; die Erwachsenen wie die Kinder wurden allmählich ganz zutraulich, es fanden sich auch Spuren des Evangeliums bei einzelnen, die auf früheren Reisen an die Seeküste gekommen waren. Auch zur Predigt versammelten sich 20, 30, 60, 90 Leute; aber sie sprachen laut mit einander, der König voran, oder lachten, oder brachten gegenseitig ihr Haar in Ordnung. Sie kamen und gingen wie auf dem Jahrmarkt, und manche kamen sogar betrunken. Nur 2 zeigten Ernst zu lernen, für die dann eine besondere Bibelstunde gehalten wurde, und nach und nach

fanden sich auch 6—8 Schüler ein, die lesen lernen wollten. Das war der Anfang der Station Gerlachshoop.

Doch lange währte die Arbeit nicht, da regte sich die Feindschaft des Königs. Schon von Anfang an hatte er nicht gewollt, daß von seinen Leuten jemand lesen lernte; nun versagte er den Missionaren nicht nur die bis dahin gewährten Dienstleute zu den Feldarbeiten, sondern sprach es auch geradezu aus: „Ich will nichts wissen von dem neuen Gott!“ und auf die Gegenvorstellungen der Missionare antwortete er: „Wer ist Gott? Ich bin Gott! Ich! Ich!“ — Aber zum ersten stärkeren Ausbruch kam der Zorn des Königs nach einjährigem Bestehen der Station, September 1862. Ein Krieg stand bevor. Da beschloß der König, seine Waffen durch Zauberei stark zu machen. Zu diesem Zauberfeste mußten sich alle Männer des Volks versammeln. Aber mehrere Christen waren nicht auf's Fest gegangen. Gegen alles Erwarten ließ Maleo die Leute ungestraft. Aber als am folgenden Sonntag die Kirchgänger versammelt waren, erschien plötzlich Maleo und trieb sie mit Schimpfreden auseinander. Und dies wurde längere Zeit wiederholt. Der König schrieb des Sonntags allgemeine Arbeiten aus, Jagden, Reisen, durch welche er die Christen in die Wahl stellte, entweder ihm ungehorsam zu sein oder von der Predigt weg zubleiben, und für die wenigen, die trotzdem kamen, bestellte er Lärmmacher, die den Gottesdienst störten. Dazu tobte und drohte er, er werde alle Christen töten. Diese Äußerungen der Feindschaft nahmen zu, als die Missionare gegen den Willen Maleo's und nur durch den entschiedensten Beistand des Kommandanten Piet Nel und

seines Hauptmanns nach mehrfachen Kämpfen den Bau einer Kirche durchgesetzt hatten.

Aber gerade unter der Feindschaft des Königs wuchs die Gemeinde zu Gerlachshoop sichtlich. Nach Verlauf eines Jahres zählte man 8 solche, die den Taufunterricht begehrten. Sie folgten dem Unterricht mit Aufmerksamkeit und Verständnis. Einmal fragte der Missionar Grützner einen Schüler: Wie ist es möglich, daß Christus zur rechten Hand Gottes sitzt und dennoch seinen Jüngern sagen kann: Siehe, ich bin bei euch alle Tage? Da antwortete derselbe, ohne sich lange zu besinnen und obwohl ihm die Sache noch nicht erklärt war: Gerade weil er im Himmel ist, kann er bei uns sein. Siehe die Sonne, sie steht am Himmel, und gerade darum scheint sie überall hin. — Auch im Gebet zeigten sich die acht eifrig und treu; und da auch ihr sittliches Verhalten keinen Anlaß zu irgend einer Ausstellung gab, so wurde ihnen die Taufe und bald darauf auch das heilige Abendmahl gewährt. Ein Jahr darauf konnten wieder 16 Seelen, 7 Erwachsene und 9 Kinder, getauft werden, und 5 von den Erwachsenen waren nahe Verwandte Maleo's. Und gleich nach dieser Taufhandlung meldeten sich wieder 12 zum Taufunterricht. Im Herbst des Jahres 1863 gab es ein schönes Fest. Magdeburger Missionsfreunde hatten eine schöne, neue, große Glocke geschenkt, die eines Sonnabends aufgehängt und des Sonntags eingeweiht wurde. Die Gemeinde sang dazu das Lied: Allein Gott in der Höh sei Ehr! — Und weiter wuchs die Bewegung. Einzelne der Getauften begannen bereits ihren Landsleuten auf eigene Hand Leseunterricht zu erteilen, eine Abendschule wurde eingerichtet, das Kirchlein wurde allmählich zu eng

für die Kirchgänger, und eines Abends fanden die Missionare einen getauften Christen mit Schreiben beschäftigt: Er übersetzte den kleinen Katechismus Luthers für seine Landsleute in die Sessuto-Sprache.

Aber nun erfolgte ein zweiter Ausbruch der Feindschaft Maleos. Eines Tages ließ er 7 der Christen vor sich fordern. Er schrie sie an: Ich habe euch rufen lassen! Werft nun das Buch weg! — Da die Christen schwiegen, fuhr er fort in Wut: Wessen Leute seid ihr? Die meinen nicht! Nun töte ich euch! — Damit nahm er seinen Stock, stieß nach den Leuten und rief: Mit dem Lernen ist es nun aus! Wer nun noch lernt, den töte ich! Dann wollen wir sehen, ob ihr wieder lebendig werdet! — Solche Auftritte wiederholten sich nun häufig. Häufig kamen Christen zu den Missionaren, mit Beulen und Wunden auf Kopf und Rücken. Da ging der Missionar Grützner zu Maleo und sprach: Ich bin gekommen, damit du mich töten mögest. — Warum? — Ich habe gesündigt! — Daß ich nicht wüßte! — Ja, ich habe deine Leute unterrichtet. Deshalb hast du sie geschlagen. Es ist aber meine Schuld. Hier, nimm meinen Stock und töte mich! — Bin ich denn dein Vater? Dich habe ich nicht zu strafen. — Aber du schlägst die armen Leute, weil sie zu mir kommen. So töte nun mich und laß sie in Frieden! — Da schrie der König: Ich habe dich nicht gerufen, ich habe mit dir nichts zu thun! Wer ist Gott? Ich bin Gott! Und ich werde euch alle mit einander töten. Nun laufe du, nimm deinen Wagen und mache dich fort!

Das war aber nur das Vorspiel. Ganz im geheimen hatte sich Maleo mit einem andern Räuberkönig der

Umgegend, der stärker war als er, mit Mapoch, verbündet. Es sollte den Missionaren und der Herrschaft der Buhren ans Leben gehen. Eines Nachts wurde die Station der Missionare überfallen, und nur mit Mühe retteten sie sich vor Mapochs Leuten. Nach der Flucht der Missionare entbrannte der Krieg der beiden verbündeten Häuptlinge gegen die Buhren. Dieselben bezogen ein festes Lager, konnten aber nicht verhindern, daß ihre Höfe von den Feinden eingeäschert und der Wohlstand der ganzen Gegend von denselben vernichtet wurde. — Seine christlichen Unterthanen hatten Maleo bei dem Kampfe gegen die Buhren beigestanden und große Dienste geleistet. Sie wollten dem Könige zeigen, daß man ein Christ und dabei ein guter Unterthan seines irdischen Königs sein kann, und gingen auf die gefährlichsten Posten. Da hatte Maleo seinen Sinn geändert und hatte sie, als sie, noch ohne die Missionare, ihre Gottesdienste und Leseübungen fortsetzen wollten, gewähren lassen. Ja, es kam so weit, daß er sagte, er sehne sich, daß die Missionare wiederkommen möchten. Das ließen sich diese nicht zweimal sagen. Grützner und Merensky machten sich auf und siehe da, sie wurden freundlich aufgenommen und fanden ihre Grundstücke völlig unversehrt, ja die Christen Maleos hatten sogar die Gärten in der Zwischenzeit besorgt, alles sorgsam eingeerntet und für die Missionare aufbewahrt. Nun wurde die Arbeit wieder aufgenommen, der Taufunterricht mit 16, und später mit 23, begonnen, und nur ein Mißklang störte die Freude, daß Maleo selbst, obwohl er sein Volk gewähren ließ, für seine Person derselbe trotzige Verächter des Evangeliums blieb. Als Grützner ihm eines Tags erzählte, daß in König Sekukunis Lande soviel Leute lern=

ten, entgegnete er: Aber ich will nicht lernen! Ich hasse das! — Und als ihm Grützner sein Bedauern darüber aussprach, daß nun soviel seiner Unterthanen Christen würden, und er, der König, nicht, da wurde er ganz unsinnig vor Wut und schrie: Ich will nicht Christ werden, ich will nicht selig werden! Ich will zur Hölle fahren! das will ich! Ich liebe das Feuer! — Der arme, unglückliche Mann! Er ahnte nicht, daß er sein Todesurteil ausgesprochen hatte, daß seine Lästerung himmelwärts gedrungen war, und daß das Feuer schon bereitet wurde, das herabfallen und ihn samt seinem Volke verzehren sollte.

Die von Maleo im Verein mit Mapoch besiegten Buhren hatten auf Rache gesonnen. Sie hatten heimlich Verhandlungen mit den Swazis angeknüpft, jenen Feinden, vor denen Maleo zitterte, und hatten ihnen freie Hand gelassen, falls sie kommen wollten und Maleo mit seinem Volk ermorden. Und sie kamen!

Es war am 10. Mai 1864, am Dienstag vor Pfingsten, kurz vor der Morgenandacht, als die Missionarsfrau ihrem Manne meldete: Draußen ist ein heftiges Schießen zu hören. Grützner meinte, es würde wohl irgend eine Festlichkeit auf Maleos Berge gehalten werden. Aber als das Schießen heftiger wurde, eilten sie hinaus, der Stadt Maleos zu. Aber welch ein grausiger Anblick erwartete sie, als sie, um die Bergecke biegend, Maleos Felsenkopf vor sich sahen! Die ganze Stadt stand in lichterlohen Flammen, und ein fürchterliches Geschrei tönte von ihr her. In rasender Hast stürmten einzelne Flüchtlinge an ihnen vorüber und riefen: Die Swazi sind da und haben uns überwunden!

Und so war es. In der Nacht waren sie gekommen. Maleos Volk hatte sie anfangs zurückgeworfen, aber auf Umwegen waren sie unbemerkt den Berg hinaufgekommen. Mit einem Male hören Maleos Leute über sich das gellende Geschrei der Weiber und Kinder, unter denen die eingedrungenen Swazi morden, und sehen den Rauch ihrer in Flammen aufgehenden Stadt. Darüber entfällt ihnen der Mut, und fast wehrlos, wie die Schafe, wurden sie niedergemetzelt. Maleo selbst mit seinen Söhnen war ermordet. Nach dem Abzug der Swazi sahen die Missionare seinen Leichnam; er lag auf dem Angesicht, sein Rücken mit Stichen durchbohrt. Von seinem Volk waren nur wenige übrig geblieben; von den erwachsenen Christen waren 4 glücklich durchgekommen, von 22 getauften Kindern 6 gerettet, die übrigen erstochen oder gefangen und weggeschleppt. Das war das Ende Maleos und seines Volkes. 4 Jahre vorher, an dem Tage, als die Missionare zu ihm gekommen waren, hatte er zu dem Kommandanten Nel gesagt: Gerne will ich die Missionare aufnehmen; aber laß nur die Swazi nicht über mich kommen! — Er hatte das Wort Gottes verachtet bis zur Lästerung, und nun waren die Swazi zur Vollstreckung des Gerichts gekommen. Noch in der letzten Stunde hätte er können gerettet und erhalten bleiben. Aber er wollte nicht. Nun bleichen seine und seines Volks Gebeine unbegraben auf dem öden, mit Ruinen bedeckten Felskopf. Auch die Station Gerlachshoop sollte bald veröden. Ein Grauen hatte die Schwarzen vor der Gegend erfaßt. Keiner wollte an der Stätte des Gerichts wohnen bleiben. Sie verließen die rauchenden Trümmer ihrer Hütten und gingen, 130 Seelen stark, mit den Missionaren nach Bot-

schabelo. Maleos Felsenberg aber liegt seitdem gänzlich verödet. Kein Schwarzer hat sich wieder dort anzusiedeln gewagt. Die ganze Stätte ist ein Trümmer- und Schutthaufen.

Im Jahre 1867 bereiste der Missionsdirektor Wangemann das Gebiet der Berliner Mission in Südafrika und kam dabei auch nach der Stätte, wo Gerlachshoop einst gestanden. Er giebt davon folgende Beschreibung: Es war gegen 2 Uhr, als wir unser liebes Gerlachshoop erreichten. Aber das war ein jammervoller Anblick! — Das Wohnhaus hatte sein Dach eingebüßt, in den Zimmern wuchs hochauf das Gras; zwei mächtige Ricinusstauden bedeckten fast den ganzen einen Giebel, während der andere einen Riß hatte von oben bis unten; Thüren und Fenster waren ausgenommen, und ringsum war wüstes Gras und Unkraut, zum Teil mannshoch. Weiterhin streckte ein verfallenes Dach die dürren Sparren himmelan; von der Kirche waren die Eingangspfeiler eingestürzt; durch den weiten Eingang sah man wüstes Gebälk und Sparrwerk, mit Stroh, Vogelnestern und allerlei Unrat gemengt, während dem Eingang gegenüber der aus Stein gemauerte Altar von zwei kleinen gotischen Bogen und Ecksäulen getragen wurde. Die an die Kirche angebaute Wohnung war im Verfallen begriffen; die Küche hatte noch Dach, Schornstein und Feuerherd, aber auch ihr Boden war mit dürrem Grase bedeckt. Der Brunnen war eingestürzt; die Umzäunung stand noch; neben dem Hause streckten die verdorrten Zweige der Pfirsichbäume ihre Äste nach oben. Neben den Häusern standen noch eine Menge größtenteils zerbrochene oder zerborstene Thongefäße von Maleos Volk her, — weiter hinaus nichts

als hohes Gras und ein stachliches Gewächs. — Von Gerlachshoop ging's nach Maleos Berg hinüber, zunächst zu den Ruinen der Stadt, in halber Bergeshöhe. Wohl an 1000 Bakopa-Häuser, aus denen man noch vor 4 Jahren Jubel und Gesang schallen hörte, starrten nun als Ruinen durch die Graswüste. Die Häuser, kreisrunde Lehmmauern von 6 Fuß Höhe, deren Dächer von Holz und Stroh an jenem Schreckenstage niedergebrannt waren, forderten gleichsam auf, sie doch wieder zu bedachen und zu bewohnen. Der Chorông, der große runde Versammlungsplatz des Volkes, der früher Tag und Nacht erschallte, lag nun stumm da, wie das Grab. Nun ging es den Berg hinauf. Da stand noch der Feigenbaum, von dessen Frucht sonst unsere Missionare gegessen hatten, und der Morula-Baum, unter dem sie dem Maleo gepredigt hatten. Vor demselben lag noch, in 2 Hälften gespalten, der Büffelschädel, auf dem Maleo beim Gottesdienst zu sitzen pflegte; die mit Farben frisch und schön gemalten Wände zeichneten Maleos Haus vor den anderen aus. In den Höfen lag es voller Scherben und Thonkrüge; die Fußsteige, die die einzelnen Abteilungen der ausgedehnten Stadt mit einander verbanden, waren durch den Graswuchs hindurch deutlich zu erkennen. Der Weg führte über Aschenhaufen und Trümmer fort, höher hinauf auf den Felskopf. Es war ein mühsames Steigen, denn oben wurden die Felsklippen ganz steil, und Schanzmauern hatten alle Zugänge verschlossen. Hinter einer derselben sahen wir das erste Gerippe. Aber je höher wir kamen, je grausiger wurde der Anblick. Zu fünf, zu zehn und zwanzig lagen die Schädel und Gebeine neben einander aufgehäuft, meistens Schädel von Weibern und Kindern;

der ganze Felsberg Maleos ist ein großes Beinhaus und ein Zeugnis geworden der ewigen Wahrheit: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Das ist die Geschichte von Gerlachshoop und Maleo. Die Station, das hoffen wir, wird einst nach Tod und Sterben eine fröhliche Auferstehung feiern. Land und Gebäude gehören noch der Mission. Es fehlt nur an Menschen, die sich dort wieder ansiedeln, und wer weiß, ob das nicht geschieht? Sind aber erst Leute dort, so säumt die Mission nicht, und ein fröhliches Missionsleben wird wieder aus den Ruinen erblühen.

An Maleo aber und seinem Volke hat sich das Allmachtswort des Heilandes erfüllt: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden. Es ist eine gewaltige Predigt, die uns diese Geschichte hält. Kommt das Evangelium an einen, so gilt es ein Entweder — Oder. Entweder glauben zu seinem Heil oder nicht glauben zu seinem zeitlichen und ewigen Verderben. O, beten wir, daß der Herr Gnade gebe, daß auch in unserm Volke und in unserer Gemeinde das Evangelium gepredigt werde nicht zum Verderben, sondern zum Seligwerden! Amen.

---

16. Sekukuni.

Text: Luc. 24, V. 33, 34.

Und sie standen auf zu derselbigen Stunde, kehreten wieder gen Jerusalem, und fanden die Elfe versammelt, und die bei ihnen waren, welche sprachen: Der HErr ist wahrhaftig auferstanden, und Simoni erschienen.

Christus ist auferstanden — Er ist wahrhaftig auferstanden! so lautet Gruß und Gegengruß am Ostermorgen unter den Völkern der griechisch-christlichen Kirche. Das ist auch der Ostergruß aller Glocken durch die ganze christliche Kirche. Auf allen Teilen der Erde, von einem Ende bis zum andern hallt es wieder wie von einem tausendstimmigen Echo. „Man singt mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten, die Rechte des Herrn ist erhöhet, die Rechte des Herrn behält den Sieg“. Es ist erfüllt jene Weissagung: „Nach deinem Sieg wird dir dein Volk willig opfern in heiligem Schmuck“. Ja, unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Freilich, so alt der Festgruß ist: Christus ist auferstanden — Er ist wahrhaftig auferstanden! so alt ist auch die Leugnung. Dem „Er ist auferstanden“ der Engel und Jünger trat sofort das „Er ist nicht auferstanden“ der Juden und Heiden gegenüber. Aber die Gegner und Feinde sind dahingegangen einer nach dem andern, das

Osterfest und die Osterverkündigung sind geblieben. Soviel Empörung dagegen, unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Mit dem Osterfest vollzieht sich ein Gericht an der Welt. Nimm die Osterbotschaft an und auf, und du bist gerettet; widersetze dich und wirf sie weg, und du wirst selbst weggeworfen, verworfen. Das zeigt sich an den Juden mit ihrem „Er ist nicht auferstanden", das zeigt sich an der römischen Welt, die in ohnmächtigem Widerstande gegen die Osterbotschaft untergegangen ist. Das zeigt auch unser heutiges Missionsbild. Es stellt uns einen König dar, bei dem der Osterfürst Einzug halten will, der ihm aber den Einzug verwehrt, bis aus dem Osterfürsten der Richter wird, der in den Wolken des Himmels kommt und sein Strafgericht vollzieht. Als ein Denkzeichen von dem gewaltigen Ernst, mit dem das Christenthum in die Welt herein und an die Menschen herantritt, steht für Afrika und die Afrikaner die Geschichte des Königs Sekukuni da.

Welches ist diese Geschichte? —

Am 2. Juni des Jahres 1860 schritten die beiden aus der vorigen Missionsstunde uns bekannten Missionare Merensky und Grützner aus den Thoren von Leydenburg. Ihr Ziel war das Land König Sekwatis, eines heidnischen Fürsten, des Vaters Sekukunis. Nach 5 Tagen erreichten die Wanderer den Steelport, einen Fluß, der die Grenze bildete zwischen dem Gebiete der Buhren und des Sekwati; und noch einen Tag später, und Taba Mossechu, die Königsstadt, lag vor ihnen auf einem breit hingestreckten, aus der Ebene steil sich erhebenden Felsenberge. Bald wurden die Missionare vor den König geführt und

über Erwarten schnell war zwischen ihnen, dem Könige und dem Volke eine Einigung über die Anlegung einer Missionsstation herbeigeführt. Ein Jahr später, und Khalatlolu, die erste Station der Berliner Mission in Sekwatis, später Sekukunis Lande, ward eröffnet. Der geistige Boden erwies sich als fruchtbar, und nicht lange dauerte es, da begann ein geistiges Frühlingsregen in König Sekwatis Lande. Der Anfang geschah so. Eines Tages, als die Missionare auf einer Reise begriffen waren, fragte plötzlich hinter ihnen jemand, ob sie wohl aus England kämen? — Nein, aus Deutschland! wir sind da, um euch zu lehren. — Wer waren die Frager? Es waren 2 Schwarze, von denen der eine sich als ein getaufter Christ vorstellte, indem er ein Taufzeugniß vorwies, das er von seinem ehemaligen Geistlichen in Port Elisabeth an der Küste erhalten hatte, deren anderer wenigstens Taufunterricht erhalten hatte und nun fragte, ob er nach einigen Wochen weiteren Taufunterrichts in Khalatlolu getauft werden könne. Diese beiden waren der erste Stamm der christlichen Gemeinde auf der neuen Station. Ihnen folgten bald 2 andere. Unterdessen war König Sekwati gestorben und Sekukuni ihm gefolgt, der sich sehr günstig für das Christentum stellen zu wollen schien. Unter dem Sonnenschein der Gunst des Königs mehrte sich bald die Zahl der Kirchen= und Schulbesucher in Khalatlolu. Nach einem halben Jahre waren drei aus dem heidnischen Volke durch Unterricht soweit gebracht, daß sie getauft werden konnten. Das war ein Festtag für Khalatlolu. Nach $1^1/_2$ Jahren kamen regelmäßig 200 — 300 Kirchenbesucher, und 115 Personen besuchten die Schulen und den Taufunterricht. Der König gab Erlaubnis zur Anlegung

noch neuer Stationen, so in Patametsane und Cha Ratau in nächster Nähe der Hauptstadt; und überall fanden sich fleißige Kirchen- und Schulbesucher in großer Anzahl; selbst unter den nächsten Verwandten des Königs befanden sich solche, die Taufunterricht begehrten und empfingen. Und der König hatte Ursache, mit seinen christlichen Unterthanen zufrieden zu sein. Sie zeichneten sich aus durch bürgerliche Tüchtigkeit, durch Gehorsam und Treue gegen ihren König bis in den Tod. So war einmal der Getauften einer von Sekukuni mit in den Krieg befohlen worden. Ehe derselbe ging, besuchte er noch einmal seine Mutter und sprach zu ihr: Mutter, ich gehe nun weg, dein Auge wird mich nicht wieder sehen. Darum will ich dich um eines bitten: Bleibe bei dem Herrn und wirf ihn nicht weg; glaube an ihn bis an dein Ende! Zu seiner Frau sprach er: Ich gehe jetzt und kehre nicht wieder. Unser Kind soll das Kind der Lehrer werden. Du selbst aber traure nicht um mich, wie die Heiden. Ich gehe als ein gläubiger Mann zum Herrn. So nahm er die Waffen und zog aus. Allen voran erstürmt er eine vom Feinde verteidigte Schanzmauer, reißt eine Lücke, durch die die jungen Krieger eindringen, und erhält so die tödliche Kugel in die Brust. Er hatte noch die Kraft, zur Seite zu gehen und seine Seele Gott zu befehlen; knieend ist er den Heldentod gestorben. Von solchen Beispielen von Unterthanen-Treue der Christen ließe sich eine Reihe erzählen. — Und doch, was hatte König Sekukuni, daß er nicht mehr „blickte wie gestern und ehegestern?" was machte ihn mit einem Male so kalt und abstoßend gegen die Missionare, gegen seine christlichen Unterthanen? Sekukuni hatte zu viel von Gottes Wort

gehört und war auch von der Wahrheit desselben in seinem Gewissen zu tief getroffen, als daß er dem Christentum gegenüber hätte auf dem alten Standpunkt stehen bleiben können. Nun trat das große Entweder — Oder an ihn heran: Entweder Christ werden und damit die Vielweiberei, den Trunk und die Tyrannenwirtschaft aufgeben, oder gegen die Wahrheit sich verhärten, sie nicht zulassen bei sich und sie unterdrücken und verfolgen bei seinen Unterthanen. Dazwischen mußte er wählen. Eine Weile schwankte er noch. Er hatte Merensky wirklich lieb. Dazu konnte er sich der Thatsache nicht verschließen, daß das Evangelium seine Unterthanen nicht schlechter mache, sondern besser. Und endlich, nahe Anverwandte seiner eigenen Familie, eine Anzahl vornehmer, angesehener Leute waren getauft oder empfingen Taufunterricht; wenn er auch dem niederen Volke gegenüber kein Bedenken trug, mit Gewaltthat einzuschreiten, was sollte er mit diesen machen? — Aber freilich, wenn er länger zögerte, würde das Christentum nicht immer weiter um sich greifen, und seine Unterdrückung dadurch um so schwerer werden? und würde er nicht je länger je mehr an Einfluß und Geltung in seinem Reiche verlieren, da er nicht selbst Christ werden wollte?

Lange Zeit schwankte Sekukuni noch. Er wartete eine geeignete Stimmung des Volkes ab. Endlich gaben geringfügige Umstände den Ausschlag. Es starb in der Königsstadt die Frau eines Mannes, der Taufunterricht erhielt. Als der Mann sich den üblichen heidnischen Leichenfeierlichkeiten widersetzte, begann das Wetter sich zusammenzuziehen. Um dieselbe Zeit begehrte ein angesehener Heide von einem Christen ein Arzneimittel gegen

das Fieber. Der Christ verwies ihn auf den Missionar, da er selbst kein Mittel hatte. Der Heide antwortete: Meine Frau ist sehr krank, du weigerst ihr die Arznei, stirbt sie, so hast du sie gemordet. Und alsbald hörte man durch die ganze Bevölkerung der Stadt das Geschrei: Sehet, die Gläubigen wollen uns von ihrer Medizin nichts mehr geben! Wohlauf denn, lasset sie uns totschlagen! Ein alter Minister des verstorbenen Sekwati gab dem König den Rat, eine allgemeine Volksversammlung zu halten und dabei alle Gläubigen zu töten. Der König versprach es. Aber kaum ist jener in sein Haus zurückgekehrt, als die Nachricht kommt: Er ist plötzlich zum Tode erkrankt! Und kaum graute der Morgen, da kam die Botschaft: Er ist tod! plötzlich ist er gestorben! Da brach der Sturm los. Als der Tag der Versammlung gekommen war, ging Martinus, ein alter, bewährter Christ, seinen Sohn Hiob auf dem Rücken, und einen Blinden an der Hand, zu des Königs Hofe. Die Weiber weinten, als er durch den Ort ging, und meinten, dies sei sein letzter Gang. Er aber rief ihnen zu: Weinet nicht über mich, sondern über euch selbst und eure Sünden! Auf des Königs Hofe war das heidnische Volk aus 5 Ortschaften versammelt mit Beilen und Keulen unter den Kleidern. Als Sekukuni kam, erhoben sich die Gläubigen, ihn ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Er aber grüßte nicht wieder, sondern schrie sie an: Von wannen seid ihr denn? Steht nun auf und laßt uns fechten! — Und zu den Heiden gewandt: Ihr Männer, die Sachen, die die Gläubigen mit einander besprechen, sind nicht Sachen, die ich liebe. Darum bin ich gekommen, sie zu bestrafen! — Alle Heiden schrien im wilden Chor: Ja, König, du hast

recht, bestrafe sie! — Nun fragte der König wieder: Wollt ihr nicht mehr zu den Lehrern (Missionaren) gehen? Da entgegneten sie ihm: Wir wollen dich damit nicht betrügen, daß wir sagen sollten, wir gehen nicht mehr zum Lehrer. Ist er dein Lehrer, so ist er auch unser Lehrer. — Immer noch schwankte der König, was er thun sollte. Endlich entschied er: Die Gläubigen bleiben hier auf diesem Orte, wo sie sich befinden, das ist nun ihr Gefängnis. — Es war ein kalter Wintertag, alle Kleider, Decken, Hüte ließ der König den Christen nehmen. Unbekleidet, ohne Speise und Trank mußten sie da sitzen, 5 Tage lang. Das Mitlied selbst der Heiden wurde rege. Mehrere kamen und sprachen: Ihr braucht ja nur zu lügen, ihr hättet verleugnet, hernach könnt ihr ja dennoch beten! Sie aber antworteten: Nein, das wäre ebenso viel als verleugnen. So vergingen die Tage vom Donnerstag bis zum Montag. Da entließ Sekukuni die Christen. Zum Verleugnen hatte er keinen gebracht. — Aber das war auch nur das Vorspiel einer größeren Verfolgung.

Unter den Frauen am königlichen Hofe, die dem Christentum geneigt waren, befand sich auch Sekukunis „große“ Frau. Tlakale war ihr Name. Sie war kinderlos und hatte deshalb von Sekukuni viel zu leiden. Endlich wurde sie von diesem einem anderen Manne zugewiesen, aber als sie aus dem Orte floh, um dieser Schmach und Sünde zu entgehen, wieder angenommen. In diesem ihren Elend hatte sie das Wort Gottes kennen und lieben gelernt und den Entschluß gefaßt, durch die Taufe Christin zu werden. Aber nur heimlich war es ihr möglich gewesen, sich von anderen Christenfrauen unterrichten und

belehren zu lassen. So kam sie nun auch mitten in der Nacht zu Merensky mit der Bitte, sie zu taufen. Als sie sich nicht abweisen ließ, taufte er sie. Aber Sekukuni hatte sie vermißt; sie leugnete nicht, was sie gethan. Das war der Anlaß der zweiten Christenverfolgung, die nun losbrach.

Zunächst richtete sich Sekukunis Zorn gegen Tlakale; er ließ sie in ein dunkles Loch einsperren, die Thür verschließen, und drohte jedem mit dem Tode, der ihr zu essen geben würde; dann aber machte er sich zu einer allgemeinen Christenverfolgung auf.

Das erste, was er über sie verhängte, war das Verbot, ihre Felder zu bestellen. Dazu ließ er ihnen das vom vorigen Jahre noch übrige Getreide wegnehmen, und darauf ihr Vieh, um sie so dem Hungertode preiszugeben. Nun kamen die Christen in der Hauptstadt zusammen. Denn, sagten sie, wenn wir sterben sollen, so wollen wir auch gemeinsam sterben. Ihnen entgegen sandte Sekukuni eine Henkerschar. Mit Speeren und Keulen, Gewehren und Beilen bewaffnet kamen sie an. Einige Wechselreden hin und her, da sprang einer der Henkersknechte vor und schlug einem alten Mann mit einer Latte über den Rücken und Kopf, daß er blutüberströmt zu Boden sank. Und nun war es, als wenn der Tiger Blut gesehen hat. „Greift alle Leute und schlagt sie"! ward nun allgemeines Feldgeschrei. Da thaten alle Christen, wie sie verabredet, fielen auf die Knie und beteten um Kraft und Treue. Unter Toben und Kriegsgeheul begann die allgemeine Blutarbeit, bis das Land gerötet war von Blut. Endlich war die Kraft der Verfolger erschöpft, sie ließen ab; und wer von den Christen noch imstande war, floh in

die Berge und Wälder. Auf dem Platze blieben 5 Tote und mehrere schwer Verwundete. Aber von den 31 Schlachtopfern hatte keines verleugnet. — Wie war euch zu Mute? fragte 3 Jahre später der Direktor der Missionsgesellschaft, Wangemann, auf seiner Reise durch Südafrika, in Botschabelo die einzelnen von dieser todverachtenden Schar. „Wir sind vor Gott dem Herrn gewesen," antwortete einer. „Der Leib hatte Schmerzen, aber das Herz war fröhlich," ein anderer. „Wir klammerten uns fest an unsern Herrn und gedachten des Worts: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht mögen töten. Dann erinnerten wir uns, daß der Herr gesprochen hat: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater, und das Bild des Heilands war vor unsern Augen, wie er von den Kriegsknechten gegeißelt und ans Kreuz geschlagen wurde, wie er blutete und starb um unsertwillen. Das gab uns Kraft und machte unsere Herzen fröhlich."

Die Lage der auseinander geflohenen Christen war entsetzlich: Im Lande der Aufenthalt unmöglich, von allen Nahrungsmitteln entblößt, eine Flucht außer Landes abgeschnitten, da die Flüsse hoch angeschwollen waren. Darauf hatte Sekukuni gerechnet. So war also nur eine kurze Wartezeit von wenig Tagen nötig, und die Christen mußten entweder verleugnen, oder in den Gebirgen verschmachten. Ein Gnadengesuch Merenskys und Nachtigalls war vergeblich. Sekukuni sagte: Ich kämpfe nicht gegen euch, sondern gegen die Leute, die meine Leute sind und die glauben wollen. Da antwortete Merensky: Du hast

der Gläubigen Blut vergossen. Das schreit gen Himmel; dein Reich wird verwüstet und dein Königreich wird durch diese Dinge zerstört werden. — Alle Bitten, daß die Gläubigen zurückkehren dürften in ihre Häuser waren vergeblich, vergeblich die Bitten um Zurückgabe des Viehs. Sekukuni wurde immer wilder, und so blieb nichts übrig, als den Staub von den Füßen zu schütteln und sich auf den Rückweg zu machen. Aber den Fortgehenden rief Sekukuni noch Droh- und Lästerworte nach: „Ich will von euch nichts hören, ich will nicht selig werden, will zur Hölle fahren. Aber ihr sollt vorher umkommen, ihr sollt von mir hören.“ — Nun sagten sich die Christen: Lieber in die Hände Gottes sich geben als in die des Sekukuni! und beschlossen den Flußübergang zu versuchen. Aber wie? Sie mußten sich sagen: Das geht nur durch ein Wunder! Aber was geschah? Das Wasser des Steelport fiel plötzlich, denn der Regen hatte im Gebirge einige Stunden nachgelassen, und die Flüchtigen kamen samt und sonders glücklich durch; auch Merensky unter ihnen, während Nachtigal in einer entfernteren Station noch hatte bleiben dürfen. Kaum aber waren sie hindurch, als die Gewässer wieder anschwollen und so zu einer Mauer zwischen den Geretteten und ihren Verfolgern wurden.

Fünfundachtzig Erwachsene und dreißig Kinder, das war die Zahl der durch den Steelport Geflüchteten. 20 Meilen von Sekukunis Hauptstadt, in hinlänglicher Sicherheit, gründete Merensky eine Niederlassung für die Vertriebenen und nannte den Ort Botschabelo, d. i. Zufluchtsort. In ihm sammelten sich noch mehr Flüchtlinge. Denn Sekukuni fuhr fort die Gläubigen zu verfolgen, so daß bald auch die von Patametsane sich aufmachten. Da-

zu kamen auch die Flüchtlinge von Maleos Volk aus Gerlachshoop.

Die Gemeinde von Botschabelo, lauter durchs Feuer der Trübsal erprobte Christen, wuchs innerlich und äußerlich. Ueber Sekukuni aber zogen sich die Wolken des Gerichts zusammen. Ein letztes Mal bot sich ihm das Evangelium an, als der Missionsdirektor Wangemann kam, die noch etwa vorhandenen, zerstreuten, Christen in seinem Lande aufzusuchen. Eine Audienz bei Sekukuni wurde ihm verweigert. Das war das letzte Anklopfen der Gnade gewesen.

Sekukuni hatte sich in Feindseligkeiten gegen die Engländer eingelassen, und diese wurden die Vollstrecker des Strafgerichts, für das der König und sein im Lande befindliches Volk reif geworden war. In der Nacht des 28. November 1879 erschien die englische Heeresmacht vor Taba Mossechu. Ein entsetzliches Feuer wurde auf die Stadt und die Befestigungen eröffnet. Sieben Stunden lang rollten die Gewehrsalven und donnerten die Kanonen, und dem Sekukuni mag es wohl gewesen sein, als ginge es nun zum jüngsten Gericht. Dann wurde zum Sturm geblasen. Von der einen Seite die Engländer, von der andern die mörderischen Swazi, die schon Maleos Felskopf gestürmt, so gings im Sturmlauf vor. Schanze um Schanze wurde genommen. Die Stadt ging in Flammen auf. Sekukuni hatte sich in eine Höhle verborgen, wurde da gefunden und mußte sich als Gefangener ergeben. Die Stufen des Felsberges waren mit Leichen besäet. Unter den Gefallenen waren 2 Söhne Sekukunis und die meisten seiner Ratgeber.

Der Missionar Merensky von Botschabelo wurde von

dem englischen Befehlshaber aufgefordert, nach Taba Mossechu zu kommen, um die Zustände dort ordnen zu helfen. Indem er dieser Einladung folgte, traf er unterwegs auf den gefangenen Sekukuni. In der Nacht kam Merensky im englischen Lager an, und früh um 2 Uhr wurde er in Sekukunis Zelt geführt. Rings um dasselbe lagen Soldaten; vor Sekukuni stand eine Wache mit aufgepflanztem Bajonett. Das Zelt war durch eine Laterne schwach erleuchtet. Als er Merensky erkannte, that es ihm wohl, daß sich dieser um ihn kümmerte. Am Schluß des Gesprächs erinnerte Merensky ihn an den letzten Besuch, den er ihm gemacht, wo er zu ihm gesagt hatte: Ich sage dir, daß dein Land durch deine Hartnäckigkeit, womit du gegen die Gläubigen streitest, vernichtet werden wird. Du streitest wider Gott, und Gott läßt sein nicht spotten. — Darauf entwortete Sekukuni nur: Du hast mir das gesagt, es war die Wahrheit. — In dem zerstörten Taba Mossechu besuchte Merensky auch die Stätte des königlichen Hofes. Alle Gebäude waren total verbrannt und zerstört. Unter den Leichen, welche umherlagen, erkannten Merenskys Leute mehrere frühere Bekannte. — „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!" Die ehedem verlassenen Stationen in Sekukunis Lande haben ein fröhliches Auferstehen gefeiert. Patametsane und Khalatlolu sind der Mission wiedergeschenkt, und selbst auf Taba Mossechu ist neues Leben erstanden.

Sekukuni aber steht noch unter dem Straf-Gericht Gottes. Am 9. December 1879 wurde er als Gefangener der Engländer in die Hauptstadt der Transvaal-Republik eingebracht. Große Volksmassen begleiteten den Zug nach dem Staatsgefängnis. Sekukuni hat sein Schicksal mit

14*

stumpfer Gleichgiltigkeit hingenommen. Er läßt sich Essen und Trinken schmecken, ist aber für ein ernstes Wort wenig zugänglich. Doch sieht er, wenn man ihn darauf bringt, den letzten Grund seines Verderbens ein. Sieh, sagte ein Missionar zu ihm, der ihn besuchen durfte, nun hast du geerntet, was du gesäet (nach dem er vorher von der Verfolgung der Christen geredet hatte). „Ja", antwortete Sekukuni, „du sagst die Wahrheit, hätte ich Gottes Wort im Lande behalten, so wäre ich heute ein großer König. Jetzt bin ich vergangen."

Ja, wir wollen es uns alle ernstlich sagen: Es ist mit dem Christentum eine ernste Sache; man kann den Glauben und göttliche Dinge Jahre lang spielend behandeln, das Wort Gottes und seinen Wandel darnach als etwas Gleichgiltiges betrachten, dem Herrn und seinem Anklopfen an das Herz Jahre lang die Thüre verschließen. Aber endlich kommt er doch, und wenn nicht als Freund, als unser König und Herr, dann als unser Richter. Er kommt in den Wolken des Himmels am Tage des Gerichts und kommt schon vorher in dem feurigen Wagen, der da heißt der Tod. Gott gebe's und walte's in Gnaden, daß er zu uns komme „in Gnad und süßem Lichte."

Wir nehmen nun Abschied vom Osterfest. Was hat es uns zurückgelassen? So manches Osterfest ist schon an uns herangekommen und hat uns als ein Engel Gottes werben wollen für den Herrn. Hat es uns gewonnen? Gebe Gott uns die Gnade, daß wir von Herzen sagen können: Ja! Wenn es so ist, daß wir dann nur immer mehr uns ziehen, zu seinem Eigentum uns machen lassen möchten! Siehe, ruft der Herr, ich stehe vor der Thür und klopfe an! Heute, heute bedenke, was zu deinem

Frieden dient! Ach, daß wir doch nicht anders von diesem Osterfest scheiden möchten, als indem wir geloben:

Die wir uns allhier beisammen finden,
Schlagen unsre Hände ein,
Uns aufs neue zu verbinden,
Dir auf ewig treu zu sein.
Und zum Zeichen, daß dies Lobgetöne
Deinem Herzen angenehm und schöne,
Sage Amen und zugleich:
Friede, Friede sei mit euch!

---

17. Botschabelo.

Text: Psalm 66, V. 1—4.

Jauchzet GOtt, alle Lande; Lobsinget zu Ehren seinem Namen; rühmet ihn herrlich! Sprechet zu GOtt: Wie wunderlich sind deine Werke! Es wird deinen Feinden fehlen vor deiner großen Macht. Alles Land bete dich an, und lobsinge dir, lobsinge deinem Namen Sela.

Jubilate, so heißt der Name des heutigen Sonntags; jubilate, jauchzet Gott, alle Lande! Mitten hineingestellt ist dieser Sonntag in die schöne Frühlingszeit, wo in der Natur alles blühend und grünend und singend feiert den Sieg des Lebens über den Tod, mitten hineingestellt zwischen Ostern und Pfingsten, noch angestrahlt von dem Nachglanze der Ostersonne und schon angeweht von dem Hauche des Pfingstgeistes — so ist es ein rechter Freuden-Sonntag: Jubilate! Jauchzet Gott alle Lande!

Missionsstunde haben wir heute; und Mission ist ja auch ein Werk, das zu seinem Fundament den Ruf Jubilate hat. Weil sie sich so freuen über ihren Gott und das, was er für sie ist und an ihnen gethan hat, darum müssen die Christen hinausgehen und auch andere

dahin bringen, die Herrlichkeit ihres Gottes zu erfahren. Wer nicht einstimmen kann in das Jubilate, der kann auch keine Mission treiben; und je höher und herzlicher das Jubilate ertönt, desto größer auch der Drang, Mission zu treiben. Aber wie die Mission ein Freudenwerk ist, weil sie aus der Christenfreude geboren wird, so wird sie auch wieder zu einem Grunde, zu jubilieren. Denn wenn man sieht, welche großen Dinge der Herr durch sie gethan hat, dann kann man nicht anders als rufen: Jauchzet Gott, alle Lande! Lobsinget zu Ehren seinem Namen! rühmet ihn herrlich! Kein Land mehr, das überhaupt den Menschen zugänglich, wo nicht die „frohe Botschaft" hingelangt ist, und Tausende und Millionen verlorner Söhne und Töchter ihrem himmlischen Vater wieder zugeführt! Gott gebe, daß sich dieses Freudenwerk immer weiter ausbreite und schließlich von einem Weltende zum andern der Ruf gen Himmel dringe: Jubilate, jubilate, jauchze dem Herrn alle Welt, denn er thut Wunder!

Ich will euch heute nach einem Orte in der Heidenwelt führen, der zu solchem Jubilate-Ruf rechten Anlaß giebt, wo man Gott nicht genug danken kann für das, was er an armen Heiden gethan. Das ist Botschabelo in Afrika, im Gebiete der Berliner Mission. Wie Botschabelo entstanden ist, haben wir bereits in den beiden letzten Missionsstunden gehört. Die vertriebenen Gläubigen aus den Landen von Maleo und Sekukuni waren unter Merenskys und Nachtigalls Führung an diesen Ort, der vorher eine wüste Stätte gewesen, gezogen und hatten daselbst, in hinreichender Entfernung von ihren Feinden, eine neue Niederlassung gegründet und ihr den Namen Botschabelo d. i. Ruhestätte gegeben. Das ist nun 16 Jahre her.

Und nun wollen wir diesem Botschabelo einen Besuch machen und sehen, wie es uns da gefällt und was die Mission daselbst ausrichtet.

Wir stehen auf einem Bergabhang und blicken hinab. Unter uns im Thal liegen, umsäumt von reichen, grünenden Feldern, die Häuser von Botschabelo. Es ist ein stattliches Dorf, groß, und regelmäßig gebaut. Deutlich lassen sich 4 Abteilungen, Stadtviertel, wenn ich so sagen darf, unterscheiden, sogenannte Krale, die durch breite Streifen Landes von einander geschieden sind. Das deutet auf die Entstehung der Niederlassung hin. Denn wie die Flüchtlinge Dörferweise kamen, die von Khalatlolu zuerst, dann die von Cha Ratau und Patametsane und endlich die von Gerlachshoop, so haben sie sich, jede Dorfschaft besonders, angesiedelt.

Aber nun hinab in das Dorf selbst. Die Ankunft weißer Leute ist im Afrikanerdorf immer ein großes Ereignis. Von allen Seiten kommen die Leute herbei, uns zu begrüßen. Dumela, sei freundlich! sagt der eine; **tama** Morena, sei gegrüßt, o König! der andere; **tama tau** etena, sei gegrüßt, großer Löwe, der dritte u. s. f. Bei dem Missionar Merensky finden wir Aufnahme. Gleich am Abend noch finden wir Gelegenheit, ein Stück des geistlichen Lebens in der Gemeinde kennen zu lernen. Es läutet zum Abendgottesdienst, und von allen Seiten strömt es zur Bibelstunde. Auch wir folgen dem Rufe der Glocke. Botschabelo hat 3 Kirchen, von denen eine nach der andern hat erbaut werden müssen, da die Gemeinde durch Zuzug von außen Jahre hindurch in stetem Wachsen begriffen gewesen ist. Die neue Kirche faßt 800 Menschen. Die Gottesdienste in Botschabelo

sind stets gut besucht. Es fehlt niemand, dem nicht Krankheit oder Alter oder unabweisbare Hindernisse das Kommen unmöglich machen. An Festen finden sich Leute aus weiter Umgebung ein, bis 12 Meilen weit her kommen sie. Auch die Bibelstunde ist gut besucht. Nach einem Gemeindegesang folgt Gebet, Schriftverlesung und Erklärung, dann wieder Gebet, Vaterunser und Segen. Nach einem Schlußvers geht die Gemeinde auseinander. Solcher Bibelstunden werden wöchentlich drei gehalten. Aber das Verlangen der Leute nach Gottes Wort ist damit noch nicht befriedigt. Sie halten selbst, unter sich, noch religiöse Versammlungen in kleineren Kreisen. So gewöhnlich Sonntags kurz vor Sonnenuntergang. Da singen und beten sie, sagen Katechismusstücke und Bibelsprüche auf, oder einer der bewährten und redegewandten Christen hält eine kleine Ansprache, sei es, daß er die am Vormittag gehörte Predigt wiederholt oder aus eigenem Herzen heraus zur Erbauung redet. Aber auch in der Woche noch 3 — 4 Mal versammeln sich ältere, besonders angeregte Christen zu gemeinsamen Gebet. Ueberhaupt ist die Liebe zu Gottes Wort ein hervorstechender Zug in dem Leben der dortigen Christen. Die Bibel ist wirklich ihr höchster Schatz. Wer eine solche besitzt, wird von allen, die nicht so glücklich sind, beneidet. Sie forschen mit großem Fleiß und kommen täglich, 8, 10 Personen stark, zum Missionar, um zu fragen, was dies und das bedeute, was sie beim Bibellesen nicht verstanden haben. Eines Tages kam der blinde Joseph Kathedi, ein besonders eifriger und sinniger Bibelforscher, — er läßt sich von anderen vorlesen — und wollte gern genauen Bericht über die 4 Reiter, die

im 6. Kapitel der Offenbarung Johannis geschildert werden. Als aber der Missionar das neue Testament herbeiholen will, verwehrt es ihm der Blinde und sagt das ganze Kapitel aus dem Gedächtnis auf.

Aber giebt es in der Gemeinde nicht auch manche, deren Christentum in einem bloß äußerlichen Mitmachen besteht? Leider fehlt es in einer Gemeinde von ca. 1000 Seelen auch an solchen nicht. Aber im allgemeinen ist der sittliche Zustand der Gemeinde lobenswert.

Wohl gab es anfangs und giebt es auch jetzt noch manchen Kampf gegen das alte heidnische Wesen zu bestehen; denn das läßt sich nicht wie ein Kleidungsstück ablegen, und jeder, der sich selbst kennt, weiß, wie man das ganze Leben hindurch mit der Sünde in sich zu kämpfen hat. Aber jeder zur Kenntnis kommenden Äußerung zurückgebliebenen heidnischen Wesens wird der ganze Ernst der christlichen Zucht entgegengesetzt. In den ersten beiden Jahren des Bestehens von Botschabelo sind nur 2 Fälle von Ehebruch vorgekommen, bei deren einem jedoch der Uebertreter selbst sofort weinend kam, um seinen Fall zu bekennen und Vergebung zu suchen. Bettelei und Diebstahl sind in der Gemeinde kaum erhört. Eine Äußerung des Missionars darüber lautet so: „Ich freue mich doch immer wieder über dies Volk. Manch einzelner plagt mich einmal. Aber sowie es etwas giebt, wo es darauf ankommt, gleich sind sie da in alter Liebe und Treue. Sollte sich hier noch mehr Volk anhäufen, so würde es ein christliches Volk geben, wie wir es jetzt schon sind.“ — Eine andere Äußerung über die Gemeinde: „Sie sind gesetzt, verständig, lehrhaft, fleißig und betriebsam.

Diebstahl kommt unter ihnen gar nicht vor. Fehler, die noch von der alten Heidenzeit übrig geblieben sind, sind Undankbarkeit für empfangene Wohlthaten und Mangel an eigentlicher Familienliebe. Im übrigen habe ich mich über die zarte Gewissenhaftigkeit, mit welcher diese Leute auch die letzten Reste von Heidentum verwerfen, gefreut, sowie über wirkliche Liebe zu Gottes Wort."

Unter solchen Gesprächen sind wir nach Beendigung der Bibelstunde wieder nach Haus gekommen. Da erwartet uns nun noch etwas sehr Interessantes. Ein Mann ist da, Namens Jakob Mantladi, einer der Märtyrer aus der Verfolgungszeit bei Sekukuni. Der hat ein merkwürdiges Leben hinter sich. In seiner Kindheit ist er unter den schlimmsten Heiden aufgewachsen. Als junger Mann kam er in die Kapstadt und hörte dort Gottes Wort. Er nahm es auf und ließ sich durch dasselbe ziehen. Nach einigen Jahren kehrte er in seine Heimat zurück, traf dort mit 3 anderen Gläubigen zusammen, verkündigte mit ihnen seinen Landsleuten Gottes Wort und betete mit ihnen um Missionare. Welche Freude, als nun Merensky und Nachtigall kamen und die Station Khalatlolu begründeten! Nun ging Jakob Mantladi regelmäßig zur Schule und zum Gottesdienst. „Ich konnte manchmal," so erzählt er uns, „die ganze Nacht nicht schlafen, das Herz that mir wehe, so verlangte ich nach dem Lernen." Dann kamen die Verfolgungszeiten. Wie ist dir da zu Mute gewesen unter den Schmerzen? fragen wir ihn. „Am Leibe habe ich Schmerzen gehabt," ist seine Antwort, „aber der Schmerz war aber nur am Leibe. Da habe ich an Polykarp gedacht, den sie auch verbrennen wollten, und das Feuer wollte nicht brennen."

Wie zart oft diese Heidenchristen empfinden, davon erzählt uns der Missionar noch folgendes Beispiel. Wegen einer groben Sünde gegen seine Frau war ein Mann aus der christlichen Gemeinde ausgeschlossen worden. Da kam eines Abends spät dessen Frau zum Missionar. Ihre innere Bewegung und ihre Thränen ließen sie kaum sprechen. Endlich brachte sie heraus, ihr Mann wolle eine Reise nach der Seeküste machen; nun habe er aber doch noch nicht Buße gethan; wenn er nun auf der Reise stürbe und er hinweg müsse, ohne sich bekehrt zu haben, was dann mit seiner Seele werden solle? Wenn er doch nicht die Reise jetzt antreten wollte! — Welche zarte Fürsorge der Frau, die durch ihren Mann so bitter gekränkt war! und dabei strömten der Frau die Thränen über das Gesicht.

Am andern Morgen besuchen wir die Schule. Fast 400 Kinder sind es, die in 3 Klassen unterrichtet werden. Wir werfen einen Blick in die Versäumnislisten und sind erstaunt über die geringe Zahl der Versäumnisse. Wie wird hier der Schulzwang geübt? so fragen wir. O, lautet die Antwort, die Kinder haben den Schulzwang in sich. Den Schulzwang üben die Kinder selbst aus, und zwar über den Lehrer, den sie, wenn einmal Ferien sind, mit Bitten überlaufen, daß er doch wieder Schule halten möchte. Wir lassen uns einige Proben von Leistungen vorführen. Alles, was wir im Lese- und Rechenunterricht, in der Schreibfertigkeit und im Singen wahrnehmen, ist nicht übel; in der Kenntnis der biblischen Geschichte, im Katechismus und in der Bibelkunde sind sie besonders gefördert. Die Kinder zeichnen sich aus durch ein anständiges, gesittetes, freundliches Benehmen. Einen netten

Zug davon nehmen wir am Nachmittag wahr. Da machen wir einen Spaziergang auf die Anhöhe vor dem Dorfe, um die Lage des Orts und die schöne Umgebung anzusehen, lassen uns auf einem Steine nieder und nehmen das Zeichenbuch zur Hand, um ein Bild von Botschabelo zu entwerfen. Bald sind wir von einer Schar Knaben umgeben. Aber ihr Betragen ist ein bescheidenes. Bald sehen sie zu, wie die Zeichnung fortschreitet, und rufen einander jubelnd zu: Nun macht er den Palmbaum, da ist der Fluß, da ist der Felskopf u. s. f., bald lagern sie sich und erzählen sich Geschichten. Aber was für welche? Die sie im biblischen Geschichtsunterricht gelernt haben! Dann spricht einer ein Lied vor, und alle singen es nach. Da ertönt: Schönster Herr Jesu; Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren. Dann kramt einer aus, was er aus dem Katechismus und dem Liederbuch alles weiß, und die andern hören zu. Und bei allem dem sind sie kindlich froh, scherzen und lachen, bis es wieder nach Hause geht. — Aber wie wird es mit den Knaben nach der Konfirmation? Wie ist da ihr Benehmen? Ist es da auch noch gut? oder zeigt sich da auch Verwilderung? Nun, es giebt da auch böse Ausnahmen. Aber in der Regel kann man zufrieden sein. Bei uns in Deutschland hat man an vielen Orten Fortbildungsschulen eingerichtet, damit die jungen Leute nach der Konfirmation nicht gleich zu sehr sich selbst überlassen sind und auch noch für ihre Weiterbildung etwas thun. Eine ähnliche Einrichtung ist in Botschabelo auch schon versucht worden. Es ist zur Regel gemacht, daß die aus der Schule entlassenen jungen Leute sich zunächst noch nicht nach auswärts verdingen dürfen,

sondern noch 3 Jahre unter der Aufsicht der Eltern und Angehörigen auf der Station bleiben müssen. Jeden Sonntag Abend haben sie eine Zusammenkunft, die ihrer Befestigung und Weiterbildung dient. Dazu ist der Versuch gemacht worden, die geistig begabtesten unter den jungen Leuten zu Lehrern auszubilden, und ist zu diesem Zwecke ein Seminar eingerichtet worden, das nun von 17 Eingebornen besucht wird.

Aber nun müssen wir unsere Aufmerksamkeit auch auf die äußerlichen Verhältnisse der Gemeinde richten. Was uns gleich beim Eintritt in das Dorf aufgefallen ist, ist der saubere Zustand der Straßen, Gebäude, Plätze, Brücken, Mauern, während sonst das Auge des Afrika-Reisenden daran gewöhnt, die heidnischen Dörfer von Schmutz starren zu sehen. Diese Reinlichkeit und Sauberkeit, erklärt der Missionar, ist eine Folge des sogenannten Platz-Gesetzes. Das ist die gemeinsame Ordnung, der jeder nach Botschabelo Ziehende sich unterwerfen muß, das Ortsstatut. Dies Platzgesetz enthält unter anderem die Bestimmung, daß jeder, der in Botschabelo wohnt und die Vorteile des Platzes genießen will, von seiner eingebrachten Ernte den Zehnten abzugeben hat. Aus der so gebildeten Kasse werden dann die Kosten aller öffentlichen Bauten, Einrichtungen u. s. f. bestritten. Jeder männliche Erwachsene hat alle Monat einen Tag zum besten des Platzes Arbeiten zu leisten; so werden die Wege gebessert, Brücken gebaut, Mauern aufgeführt und andere gemeinnützige Unternehmungen gefördert. Das verlangt das Platzgesetz.

Dort fällt uns ein stattliches Gebäude in's Auge. Es ist ein Kaufladen. Das Gebäude ist 1879 errichtet, nachdem der frühere, kleinere, Laden so große Geschäfte ge-

habt hatte, daß er allmählich den Anforderungen nicht mehr genügte. Das neue Gebäude hat 80 Fuß Front und ist mit 2 Thüren und 6 Fenstern versehen. Zum Transport der Waren von der See her sind stets 3 Gespanne Ochsen, d. i. 48 Stück, unterwegs. Der Umsatz dieses Ladens beläuft sich auf jährlich 200 000 Mk. Dieser Laden hat eine sehr bedeutende sittliche Aufgabe mit zu erfüllen. Es wird den Leuten keine Gelegenheit gegeben, ihr Geld in allerlei Tand zu verschleudern. Es sind nur notwendige Dinge, die da zu haben sind. Vor allem wichtig ist, daß geistige Getränke vom Verkauf ganz und gar ausgeschlossen sind. Die Preise sind billig. Denn der Laden dient nicht der Spekulation, nicht der Bereicherung der Mission.

Natürlich giebt es in Botschabelo auch eine Anzahl Handwerker. Einerseits müssen die Bewohner in der Lage sein, ihre Wagen, Pflüge, einfache Möbeln ꝛc. am Orte fertigen und reparieren zu können; andrerseits ist es von großem Wert, auswärtigen Eingebornen Gelegenheit zu geben, Handwerke zu erlernen, um dadurch in äußere Selbständigkeit zu kommen und nicht mehr ausschließlich auf Knechtstellungen bei den umwohnenden Bauern angewiesen zu sein. — Zu den größeren geschäftlichen Unternehmungen in Botschabelo gehört die Mühle, die durch einen 1360 Schritt langen Graben mit dem Flusse verbunden ist, und eine Wagenfabrik, die sehr viel zu thun hat, in welcher die großen, afrikanischen Reisewagen hergestellt werden.

An der Spitze aller dieser Geschäfte stehen die sogenannten Kolonistenbrüder, d. h. gelernte Handwerker christlicher Gesinnung, aus Deutschland, die sich der Mission

zur Verfügung gestellt haben, und von dieser ausgeschickt und besoldet werden.

Das ist ein wichtiges und großes Stück Kulturarbeit, das die Mission leistet. Diese Bedürfnisse an Wohnung, Kleidung, die die Eingebornen jetzt haben, haben sie früher nicht gehabt. Da lebten sie in elenden Lehmhütten und kleideten sich in Lumpen. Von Reinlichkeit und Ordnung wußten sie früher nichts. Den regelrechten Feldbau haben die Missionare sie gelehrt und damit dem Grund und Boden erst seinen Wert gegeben. Die Handwerke haben auch wieder die Missionare gelehrt. Kurz auch in äußerer Beziehung ist ein neues Leben hier entstanden und verbreitet sich nun von hier in weite Entfernung. Botschabelo ist ein Herd der Civilisation für weite Strecken Afrikas und als solcher von unermeßlicher Bedeutung.

Unter dem, was uns interessiert, befindet sich auch die Frage nach dem Grund und Boden, dem Areal der Gemeinde. Dieses war anfangs nur gering, sowohl der Ausdehnung als auch dem Ertrage nach — es wuchsen fast nur Disteln da, und das Land war darum von den ursprünglichen Besitzern verachtet. Später aber hatte Merensky zu einer Zeit, wo der Grund und Boden noch billig war, für 12000 Mk. dazu gekauft, ein Areal von 60 000 Magdeburger Morgen; und das hat nun in Folge rationeller Bewirtschaftung den 10fachen Wert, der sich zukünftig noch steigern kann. Der Landbau wird von den Einwohnern mit Geschick und Erfolg betrieben. Gegenstände des Anbaus sind vor allem der Milis, das Kafferkorn, und Mais. Man macht auf dem früher so unfruchtbaren Land so reiche Ernten, daß der eigene Bedarf überschritten wird und noch Ausfuhr stattfindet. Im

Jahre 1877 war Botschabelo von sehr vielen Hilfe suchenden Leuten aus Sekukunis Land besucht, wo eine Hungersnot ausgebrochen war. Es wurden nicht nur diese mit erhalten, sondern auch noch 900 Scheffel Mais und Kafferkorn nach dem notleidenden Lande verfahren. — Eigentliche Arme giebt es in Botschabelo nicht. Es werden in den Ort nur solche Leute aufgenommen, denen man das Zutrauen schenkt, daß sie zur Arbeit willig sind. Und wenn es kommt, daß in einer Familie Not ausbricht, sei es durch Krankheit, sei es durch sonstige unverschuldete Verhältnisse, so wird der Verarmung vorgebeugt durch zweckentsprechende Hilfeleistung. Zu diesem Ende ist ein Armenverein gegründet. Sieben Männer, die mit den Verhältnissen genau bekannt sind, sind dazu eingesetzt, die einkommenden Gaben je nach Bedürfnis und Würdigkeit zu verteilen, aber auch verpflichtet, über die Benutzung der verteilten Gelder zu wachen.

Auf einem Gang vor den Ort hinaus besichtigen wir noch die auf einer Anhöhe liegende Schanze, unserm Kaiser zu Ehren „Fort Wilhelm“ genannt. Vom Turm aus weht uns die schwarzweiße Flagge entgegen. Als Sekukuni noch zu fürchten war, war Fort Wilhelm von großer Bedeutung für die Sicherheit von Botschabelo. Rings um die Schanze liegt ein Kranz von Hütten, in welchen diejenigen wohnen, die als eine Art Leibgarde im Fall der Not sofort die Schanze zu besetzen haben.

Aber so streitgerüstet die Leute von Botschabelo sind, so bereit sind sie zu Diensten des Friedens. Als die Engländer 1877 gegen Sekukuni Krieg führten, stellte Botschabelo eine Anzahl von 100 jungen Leuten zu einer Krankenträger-Kompagnie, welche ihre Aufgabe in vor-

trefflicher Weise gelöst haben. Der englische Befehlshaber, unter dessen Kommando sie standen, schreibt darüber an Merensky: „Nur Gerechtigkeit ist es, die den Leuten geschieht, wenn ich sage, daß sie sehr aufmerksam und willig waren während des Unterrichts in der Feldübung; und sie zeigten große Geschicklichkeit in der Auffassung ihrer Aufgabe. Ihr Verhalten auf dem Schlachtfelde während des Kampfes ließ nichts zu wünschen übrig, indem sie willig und tapfer sich zeigten bis zu einem Grade, der meine Erwartungen weit überstieg, und daß, während der ganzen Zeit, daß sie unter meinem Kommando standen, ihr Benehmen so gut war, daß ich niemals Veranlassung gehabt habe, einen einzigen Mann zu strafen."

Aber ist das nicht eine wunderbare Wendung, wenn wir an diese Botschabeloer Krankenträger und an die vorhin erwähnte Unterstützung von Sekukunis Lande während der Hungersnot denken: Dasselbe Botschabelo, das von Sekukuni als ein Hungerloch verachtet wurde, dieselben Leute, die von Sekukuni in dieses Hungerloch getrieben worden waren, sie müssen zur Zeit des Hungers mit ihrem Ueberfluß den Hunger von Sekukunis Volk stillen; und an demselben Ort, wo die Erde das Blut der von Sekukuni verfolgten Christen trank, müssen diese unter dem „roten Kreuz der Genfer Konvention" ein Lazaret aufschlagen, in welchem Sekukunis Verwundete von ihren Feinden verpflegt werden!

Das ist ein Bild von Botschabelo. Und wenn wir nun noch einmal zurückdenken an die Zeit, wo diese Stätte noch nicht der jetzige „Ruheplatz," sondern eine „Distelstätte" war, wo diese Leute noch unter Maleos und Sekukunis heidnischem Regiment standen, selbst Heiden

durch und durch, und sehen nun diesen friedlichen Ort, dieses Botschabelo mit seiner christlichen Gesinnung und Gesittung, mit seiner Kultur als eine Leuchte im heidnischen Lande, dann muß man doch und kann nicht anders, als rufen und sagen: „Jubilate! Jubilate! Jauchzet dem Herrn, alle Lande, denn er thut Wunder!" und kann nicht anders als das Werk lieb gewinnen, das diesen Wundern des Herrn auf Erden dient. Der Herr selbst wolle uns mehr und mehr dafür erwärmen! Amen.

---

18. Die Asiatenheimat in London.

Text: Luc. 2, V. 13—14.
Und alsobald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott, und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.

Wie die Kinder sich freuen auf Weihnachten, und, wenn das Fest vorüber ist, sich sehnen nach der vergangenen schönen Zeit, so wird es auch uns ums Herz, wenn wir die goldene Verkündigung hören, wie sie da steht: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Was für ein Lichtbild von der Erde! was für eine Zukunft für die Welt! Ach, wenn das einmal ganz erfüllt ist, so wie es da ausgesprochen, dann wird uns sein wie den Kindern, denen der Christsaal sich öffnet; dann werden wir sein wie die Träumenden.

Aber noch giebts auf der Erde dunkle Partien, auf denen man von der Erfüllung jenes Wortes wenig oder nichts weiß, und unsere Missionsstunden führen uns ja vorzugsweise nach solchen finsteren Stellen. Eine ganz aparte Missionsstunde soll es aber heute sein. Da will ich euch nach London, der Hauptstadt Englands, führen

also mitten hinein in die Christenheit, und euch zeigen, wie sich dort ein Strom von Heiden aus allen heidnischen Ländern der Welt ergießt, und was die Christen Londons und Englands gethan haben, um unter diesen Heiden in London Mission zu treiben. Ich muß aber mit einem ganz schauerlichen Bild anfangen.

Wir stehen in einer Straße der Riesenstadt, in der Nähe der Themse und des Hafens, mitten im Menschengewühl. Da auf einmal ertönt der Ruf: Ein Toter! ein Toter! — Wer ist tot? Wo liegt er? Woher kam er? Was brachte ihm den Tod? — Kein Mensch kann auf diese Fragen Auskunft geben. Die einzige Auskunft giebt uns das Gesicht des Toten selbst. Da liegt er, ausgehungert und erfroren, kalt und steif, auf dem harten Straßenpflaster in der frostigen Winternacht. Es ist ein Laskar! — Weiter nichts? Nun, das ist nicht schlimm! — Und man läuft weiter und überläßt der Polizei das übrige. — Solche Auftritte kamen vor 20, 30 Jahaen in London öfter vor.

Aber was ist ein Laskar? und warum ist es nicht schlimm, wenn ein solcher Mensch einmal verhungert und erfroren auf der Straße gefunden wird?

In London wohnen 5000 bis 6000 Orientalen, Indier, Chinesen, Araber u. s. f. die entweder als Matrosen auf englischen oder ausländischen Fahrzeugen, oder als Dienstboten aus Asien heimkehrender Familien, oder im Gefolge einer ausländischen Gesandtschaft, oder in eigenen Geschäften nach London gekommen sind. Die allermeisten aber unter diesen Orientalen sind Laskars, d. h. Matrosen, von denen die heimkehrenden Schiffe ganze Schwärme mitbringen, die sie samt ihrer Fracht in London ausleeren.

Es giebt nicht leicht ein elenderes Wesen als solch einen Laskar, wenn er aus fremden Landen kommt und in die Hände gemeiner Verführer gerät. Er kennt die Sprache nicht, nicht die Sitten; er weiß sich nicht zu helfen, er verliert sich in der ungeheuren Stadt; und wenn er, um seine Habe betrogen, sich wieder auf einem Schiffe anwerben lassen will, das in seine Heimat fährt, so kann er sich niemand verständlich machen. Ein Laskar ist in der großen Stadt verraten und verkauft. Bald ist er seiner Barschaft von gewissenlosen Wirten beraubt, und nun wird er nirgends mehr aufgenommen. Da setzt sich der Unglückliche vielleicht auf die Steintreppe eines öffentlichen Gebäudes oder einer öffentlichen Durchfahrt, wo er vor Regen geschirmt ist, um dort zu kampieren, bleich, krank, zerlumpt, ausgehungert, ein Bild des Jammers ohne gleichen; aber kein Mensch kümmert sich um ihn, alles eilt vorbei; man weiß, man kann doch nicht helfen. Das geht eine Zeit lang so fort, endlich, nach einer kalten Winternacht, liegt er kalt und steif unter einem Brückenbogen, wo er die letzte Nacht zugebracht hatte; und es heißt: Ein Toter! ein Toter! — Wer ist es? Ein Laskar! So? weiter nichts? Auch gut! Fort!

In wenig Jahren sind 40 solcher Fälle vorgekommen, daß Laskars tot auf den Straßen Londons gefunden wurden. Deren aber, welche zwar nicht auf der Straße gestorben sind, aber von gewissenlosen Kapitänen auf die Straßen Londons gesetzt und sich selbst überlassen, dann an Hunger und Krankheit in elenden Spelunken zu Grunde gegangen sind, sind ganze Scharen. Meist entzieht sich dieses Elend der öffentlichen Kenntnis, aber von Zeit zu Zeit dringen krasse Fälle doch an die Öffentlichkeit. In

einer der größten Zeitungen Englands war einmal folgende Gerichtsverhandlung zu lesen. „John Lyons, angeklagt, daß er ein Wirtshaus hält, das er nicht polizeilich angemeldet, für das er somit keine Koncession erlangt hat. Letzten Sonnabend hat die Polizei dasselbe untersucht und in einem baufälligen, ungesunden, unbeschreiblich schmutzigen Zustande gefunden. Im ersten, völlig unmöblierten Gemach lag in einem offenen Wandschrank, ohne Hemd, ohne irgend ein Bettstück, nur mit Lumpen zugedeckt, ein fieberkranker Chinese im Sterben, ganz allein, ohne eine Spur von Pflege. Im zweiten Raum wohnt eine arme Irländerin, die wöchentlich $1^1/_2$ Mk. Miete zahlt. Im dritten Zimmer war ein Laskar und bei ihm ein Opium rauchender Chinese und zwei liederliche Dirnen. In der vierten Kammer fand der Inspektor einen Chinesen, der wöchentlich $2^1/_2$ Mk. zahlt für das Vorrecht, auf dem harten Fußboden schlafen zu dürfen, sodann zwei Laskars, auf leeren Bettstellen hockend und Opium rauchend, während die Leiche eines dritten am Boden lag, mit einem alten Teppich zugedeckt. Im fünften Gemach, das kaum für 4 Personen Raum hat, befand sich ein Asiate, der wöchentlich 3 Mk. Miete zahlt, samt 11 anderen Laskars, von denen 6 in Bettstellen, 3 auf dem Boden und die übrigen auf Stühlen schliefen. Der Dunst, den das Opiumrauchen und die Ueberfüllung mit Menschen verursachte, war entsetzlich ekelhaft, ja unerträglich. In der Küche endlich, die sehr feucht ist, fand der Polizeibeamte einen Hindu und acht Chinesen zusammengekauert. Der Gestank war abscheulich. Das Haus ist ganz und gar untauglich zu einer menschlichen Wohnstätte. Die Fußböden, Treppen und Gänge alle baufällig, mit jeder Art von Schmutz be-

deckt." — So lautete der Polizeibericht. Der gewissenlose Wirt bezahlte 100 Mk. Strafe; der Chinese und der Laskar wurden begraben, und die Geschichte war vergessen.

Ein anderes Bild des Verderbens. Wir treten in eine Herberge, die ein englischer Wirt für Laskars hält. Eine Kegelbahn, mit Brettern eingefaßt und bedeckt, das ist die Schlafstätte für 30 derselben. Aus der Trinkstube tönt Lärm und Geschrei. Der Raum ist voll von liederlichen Frauenzimmern; in einer Ecke ist ein Geiger, der aufspielt; in der gegenüberliegenden Ecke scheint eine Leiche auf dem Tische zu liegen, ein Leichentuch ist über sie ausgebreitet und ringsherum brennen Kerzen. Zwei Frauenzimmer sitzen am Tisch. Die eine erhebt sich, rasselt mit einer blechernen Geldbüchse und sagt: Bitte um einen Groschen, um den armen Laskar zu beerdigen. — Wie? Ein Laskar? Wann starb er? Wie hieß er? Woher war er? — Auf alle diese Fragen erhalten wir Antwort. Wir treten an den Tisch und heben das Tuch ein wenig empor. Die Weiber brechen in lautes Gelächter aus: ein altes Segeltuch liegt darunter!

Furchtbar ist das Los vieler indischen Kindermädchen, die von englischen Familien mit herübergebracht werden. Allerdings bleiben ja manche solcher Ayahs in den Familien, bis sich eine passende Retourgelegenheit nach Indien findet. Aber manche werden auch entlassen und wissen nun meist keine andere Auskunft, als in solche Wirtshäuser zu flüchten. In einem dieser Häuser fand ein Missionar 28 solcher Ayahs zusammen. Ihre Kisten und Koffer waren ihre Bettstätten. Thüren und Fenster waren zerbrochen, was meist während der oft wütenden Zänkereien

geschehen war, die sie ausübten, wenn sie betrunken waren. Im Hinterhause wohnte eine Menge Laskars.

Nun haben wir eine Vorstellung von dem Elend der Asiaten in London. Ja, in dem großen, reichen London, das alljährlich 50 — 60 Missionare in die Heidenwelt aussendet, hat sich lange, lange Jahre ,um diese Tausende von fremden Heiden, die sich in seinen Straßen herumtrieben, keine Menschenseele gekümmert. Sie blieben dem Verderben ausgesetzt; und manche von ihnen haben in einem Elend geendet, von dem wir uns kaum einen Begriff machen können. Ein junger, edler Mann und Menschenfreund, den Erbarmen und Mitleid in etliche dieser Jammerhöhlen für Laskars hineingetrieben hatten, war mehrere Tage nachher noch krank von dem Anblick so entsetzlichen Jammers und so unbeschreiblicher Gräuelscenen.

Aber endlich hat die christliche Liebe doch auch dieses Elendes sich angenommen; und bereits stehen das Einst und das Jetzt auf diesem Gebiet einander gegenüber wie tiefe Nacht und heller Tag.

Den ersten Anstoß zur Hilfe gab ein edler indischer Fürst. Er trieb dazu, daß etwas geschähe, um seinen elenden Landsleuten in London zu helfen; er steuerte große Summen bei, andere edle Männer, Handelsherren und Menschenfreunde halfen mit, die königliche Familie interessierte sich dafür, und endlich kam es zu dem Bau eines Hauses. Dieses Haus trägt die schöne Inschrift:

Fremdlingsheimat für Asiaten, Afrikaner und Südseeinsulaner.

Sehen wir dieses Asyl der Asiaten näher an! Es ist ein großes Haus und hat Raum für 230

Gäste. Da giebt es einen großen Saal, in dem sie alle zusammen sein können, so daß Schiffskapitäne, welche Mannschaften suchen, hier eine große Auswahl haben. Da wird auch das Wort Gottes in allerlei Sprachen verkündigt, und ein Missionar ist angestellt, der dies in nicht weniger denn 15 Sprachen thun kann. Da giebt es ein Bureau, in dem eine Liste der Eingekehrten sich findet, mit ihrem Namen, Geburtsort, bisher gemachten Schiffahrten u. s. f., und wo Kontrakte geschlossen werden 2c. Da giebt es auch einen Bücher- und Lesesaal, Wasch- und Badezimmer, gut gelüftete Schlafzimmer u. s. f. Es ist wie eine neue Welt, wenn man in dieses Haus eintritt. Thürhüter ist ein bekehrter Chinese; in der Krankenstube liegt mancher Indier; in der Küche sitzen eine Anzahl anderer Asiaten, ihre heimische Speise bereitend, Reis mit so starkem Pfeffer gewürzt, daß einem vom bloßen Geruch die Augen übergehen. Im Saale sitzen dort Malayen, dort Barmanen, dort Perser, dort Japaner und wie sie alle heißen mögen die verschiedenen Völker Asiens, Heiden, oder Anhänger des Halbmondes, hier alle die Segnungen des Kreuzes genießend.

Wie groß das Bedürfnis ist, dem die Anstalt entgegen kommt, das sah man erst, als sie neu eröffnet wurde. Kaum war das geschehen, so strömten Hunderte von Asiaten herzu, hungrig, zerlumpt, der Verzweiflung nahe, und baten um Rat und Hilfe. Sie alle erzählten ihre traurige Geschichte und baten flehentlich um Arbeit; ihnen allen konnte geholfen werden; und es mußte ein Herz von Stein erweichen, das Glück und die Dankbarkeit dieser Armen zu sehen, als sie nun gut gekleidet, als neu angeworbene Matrosen, auf ihren Schiffen standen, zur Ab-

fahrt bereit. Schon im 1. Monat konnten 171 Laskars als Aufwärter und Matrosen auf Schiffen untergebracht werden. Von diesen haben die meisten sich ihre Kleidung aus den Vorräten der Anstalt selbst um bares Geld gekauft, während die übrigen dieselbe auf Abrechnung mit ihren Schiffsherrn erhielten.

Mit Rat und Schutz steht die Anstalt allen unentgeltlich bei, die sich nur bei ihr melden; allen bietet sie sich an, sie vor Betrug zu beschützen, ihnen Plätze auf Schiffen zu verschaffen, sie mit Bibeln in ihren Sprachen zu versehen, ihr Geld und Eigentum in sichere Verwahrung zu nehmen, Geldsendungen an ihre Verwandte und Freunde in Asien zu vermitteln u. s. f. In der Anstalt aber wohnen, leben, das ist unentgeltlich nicht möglich zu gewähren. Aber wie kann ein Laskar Kostgeld auftreiben? Erfahrungsmäßig sind die Laskars bei ihrer Ankunft in London alle reichlich mit Geld versehen, und das Elend entsteht erst, wenn sie das Ufer betreten und in die Hände von Betrügern fallen. In dem ersten Jahre schon wurden 900 Asiaten aufgenommen, die den geforderten Preis gerne und mit Dank zahlten.

Die Asiatenheimat ist aber nur der Mittelpunkt, von dem alle Bestrebungen zum Wohle dieser armen Menschen ausgehen. Oft führt den Missionar, der der Anstalt vorsteht, sein Weg nach dem Gericht. Wie geht das zu? Es kommt vor, daß Asiaten in gerichtliche Untersuchung verwickelt werden. Oft ja mit Recht, oft aber auch, indem ihnen dadurch ein Unrecht zugefügt wird. Es geschieht oft, daß sie von Wirten wegen Gewaltthat und Schulden verklagt werden. Aber wie sind sie dazu gekommen? Daß die Wirte sie vorher schändlich behandelt,

ihnen alle Habe betrügerisch abgenommen und sie dann zum Hause hinausgeworfen haben. Das haben sich diese Heiden nicht gutwillig gefallen lassen wollen, sondern sich zur Wehre gesetzt. Aber nun hat der Wirt eine Handhabe bekommen, um sie sich rechtlich vom Hals zu schaffen, indem er sie verklagt. Aber nun ist der arme Laskar schlimm daran. Vor Gericht kann er aus Unkenntnis der Sprache sich nicht verteidigen. Die Dolmetscher sind oft gewissenlos genug und von den Wirten bestochen; sie verdrehen die Sache ihres Klienten, und niemand kann sie kontrollieren, denn niemand kennt die fremde Sprache. Da ist denn endlich der Missionar auf diese Schliche und Unredlichkeiten gekommen und hat den Armen Hilfe gebracht. Seitdem ist er von den Gerichten in der Regel zu derartigen Verhandlungen zugezogen worden. Auch der Zutritt zu den Laskars in der Untersuchungshaft und im Gefängnis ist ihm gestattet worden. Als er eines Tags dort einen Besuch machte, fand er unter anderen auch zwei Männer, die gar nicht in die Gesellschaft zu passen schienen. Als er sie fragte, erzählten sie, sie seien gleich nach der Ankunft ihres Schiffes in einige Läden gegangen, um Einkäufe zu machen. Da habe man sie gepackt, untersucht und lauter falsche Münzen bei ihnen gefunden und so seien sie auf 1 Jahr ins Gefängnis gekommen. Natürlich hatte ihnen irgend ein Schurke seine falsche Münze für ihren schönen Lohn in Gold gewechselt, und die unwissenden Fremden waren unschuldig. — Ein Hindu Namens Sadik, wurde einst in's Gefängnis gebracht, weil er angeblich seine Wirtin geschlagen hatte. Daß diese ihm aber all sein Geld gestohlen, und er nun, weil ihm niemand half, sich selbst sein Recht verschaffte, davon schwieg

die Geschichte. Der arme Mensch weinte bitterlich; einen Monat sollte er sitzen und schon in den nächsten Tagen ging sein Schiff zur See; und was sollte dann aus ihm werden? Der Missionar, der ihn besuchte, reichte ein Bittgesuch ein; eine Woche vergeht, der Abend vor der Abfahrt ist da, und noch keine Antwort. Endlich trifft sie ein. Der Missionar eilt ins Gefängnis. Sadik, ich komme, euch abzuholen, ihr seid frei, hier ist der Entlassungsschein, von der Königin selbst unterzeichnet! — Was? die große Königin kümmert sich um den armen Laskar? Nein, Herr, das kann nicht sein! — Nun, Sadik, keinen Aufenthalt mehr! Folgt mir! — Sadik nimmt die dargebotene Hand an, wirft noch einen mißtrauischen Blick auf den Gefängniswärter und läßt sich wie ein Träumender fortführen zum Schiff. Unterwegs fragte er: O Padre, bin ich wirklich frei? Soll ich wirklich mein Schiff wieder sehen? — Ja, heute noch gehts mit euch zur See! — Da ergoß sich denn eine ganze Flut von Dankesbezeugungen und Dankesthränen des armen Hindu. — Einmal war es vorgekommen, daß von einem Schiff die sämtliche Mannschaft geflüchtet und zur Asiatenheimat gekommen war. Es waren ihrer 30, und sie machten über den Kapitän und den ersten Offizier schauerliche Aussagen; und wie die Sache vor Gericht kam, stimmte auch der europäische Teil der Schiffsmannschaft mit den Indiern und Arabern überein. Die armen Laskars waren aufgehängt worden mit Gewichten an den Füßen; man hatte sie mit Tauen gepeitscht, sie gezwungen, Schweinefleisch zu essen, das doch den Muhamedanern ein Greuel ist; und um sie zu necken, hatte der Kapitän ihnen oft einen Sauschwanz in den Mund ge-

steckt und Därme um den Hals gewickelt u. s. f. Ein Laskar hatte sich in's Meer gestürzt, um dem grausamen Menschen zu entgehen; die Matrosen wollten sofort ein Boot herunterlassen, ihn noch zu retten, aber der Kapitän hatte es ihnen untersagt und den Unglücklichen ertrinken lassen. — Die Sache kam also nun durch den Missionar der Asiatenheimat vors Gericht; die Unterdrückten kamen zu ihrem Recht, und die Verbrecher ereilte die Strafe. Die Laskars aber hörten nun überall, daß die englische Regierung Erbarmen mit ihnen habe und solche Grausamkeiten nicht dulde.

Aber nicht bloß äußerliche und leibliche Hilfe will die Asiatenheimat bieten, sondern vor allem geistliche. Freilich entziehen sich die Früchte dieser Arbeit mehr oder weniger der Beobachtung bei diesen stets wechselnden Menschenmassen. Heute kommen diese und gehen nach wenigen Wochen, morgen kommen jene und bleiben vielleicht nur ein paar Tage. Mancher Same wird mit fortgetragen und bringt gewiß Frucht, aber der ihn ausgestreut hat, sieht und weiß es nicht. Doch läßt sich einiges berichten.

Ein blutarmer Hindu, der lange in London krank gelegen und vom Missionar besucht worden war, freute sich an Gottes Wort wie an einem Schatze. Als er sich erholt hatte, verschaffte man ihm auf einem Schiffe eine Stelle als Matrose und dachte, er würde sich darüber freuen. Statt dessen warf sich der Mann bitterlich weinend dem Missionar zu Füßen und rief: O Padre, es ist nicht Geld und Kleidung, was ich brauche, sondern ich möchte hier bleiben und Christ werden. O Padre, behalte mich bei dir, ich werde dein Knecht sein und bei dir lernen. — Wohl ging das dem Missionar zu Herzen; aber

er mußte ihm sagen: Geh, und sei im Heidenland ein Christ! Gottes Geist wird dich lehren.

In China kann man bekanntlich Kinder, besonders Mädchen, sehr billig kaufen. So war von zwei schlechten chinesischen Seeleuten die kleine Atschuen Amoy gekauft und nach London gebracht worden, um in einem schlechten Hause aufzuwachsen. Sie wurde aber vom Missionar gefunden, ihren Sklavenhaltern entrissen und in einer frommen Pfarrfamilie untergebracht. Jetzt ist sie die Frau eines Missionars in China.

Einst saßen in dem großen Saale der Anstalt zwei Männer zusammen, der eine war aus China, der andere aus Indien gekommen. Der Hindu war gebildet und kannte sogar die Bibel ganz genau, ohne jedoch bekehrt zu sein; der Chinese hatte diese Bildung nicht wie der andere, war aber von Herzen ein Christ. Der Hindu wollte sich einen Spaß machen und examinierte den Chinesen: Wer ist der Sohn des Kis gewesen? Was befand sich in der Bundeslade? u. s. f. Und als der arme Christ die Antwort schuldig blieb, wandte sich jener triumphierend zum Missionar und sagte: Wie kann denn dieser ein Christ sein? Er weiß ja gar nichts! worauf der Chinese erwiederte: Und kannst du sagen, daß dir deine Sünden vergeben sind? — Wer kann das sagen, ehe der große Gerichtstag kommt? meinte der bibelfeste Hindu, worauf der Chinese fortfuhr: „Du nicht wissen das? dann nicht wissen irgend etwas! Wollen wir lesen und sehen!“ Und nun las er dem gelehrten Heiden eine ganze Reihe Bibelstellen über die Gewißheit der Sündenvergebung vor: Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden Jesaj. 1, 18. — So ist nun nichts Verdamm-

liches an denen, die in Christo Jesu sind, die nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist Röm. 8, 1; — So wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergiebt und reinigt uns von aller Untugend 1 Joh. 1, 9. u. s. f. — Wie kann das sein? rief verwirrt der Hindu, der dergleichen noch nie aus der Bibel herausgelesen, weil er sie nur mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen studiert hatte. Der Chinese aber erklärte: „Du wissen viel, aber nicht glauben und nicht glücklich sein. Ich wissen wenig, aber glauben und glücklich sein."

Das sind doch schöne Züge aus der geistlichen Arbeit in der Asiatenheimat gewesen, und wollte Gott, daß das „Ehre sei Gott in der Höhe!" sich von dort recht ausbreitete unter alle Völker und Zungen der Erde! —

Nachdem die Asiatenheimat errichtet war, da dauerte die Wirtschaft der bösen Wirte nicht mehr lange. Ein schmutziges Haus nach dem andern löste sich auf. Die Schenken und Opiumstuben wurden geschlossen; und wo vor kurzem noch Trunkenbolde lästerliche Reden ausgestoßen, da sangen jetzt vorübergehende Kinder die in der Schule gelernten Lieder. Früher hieß es oft: Ein Toter! ein Toter! Seitdem die Asiatenheimat steht, ist auch nicht ein einziger solcher Fall mehr vorgekommen. Früher waren die Gefängnisse, Armenhäuser und Hospitäler in London voll von Orientalen, nach und nach sind kaum ein paar Unverbesserliche darin geblieben. Früher standen in einem schlechten Winkel der Stadt 14 Lasterhöhlen für Laskars offen, jetzt sind sie alle geschlossen. Früher wurden die hilflosen Fremdlinge tyrannisiert, fälschlich angeklagt, und kamen um ihre Habe, ohne daß sie sich Recht verschaffen

konnten. Jetzt wissen sie, daß es in England Gerechtigkeit giebt, und daß sie jederzeit einen Fürsprecher finden können.

In den 19 Jahren ihres Bestehens haben in der Asiatenheimat 6400 Fremde aus allen Teilen der Welt, einige eine Woche, andere drei Monate lang geherbergt. Tausende von irrenden, verlornen Seelen haben hier den Ruf gehört: Kommet her zu mir! 100 000 Bibeln und neue Testamente in verschiedenen Sprachen sind verteilt und von den Empfängern mit Dank angenommen worden.

Ach, wie viel Dank wird die Asiatenheimat von den Tausenden geerntet haben, die sie aufgenommen! Wieviel Dank von denen, die sich durch sie auf den Weg der Wahrheit und des Lebens haben leiten lassen! Wenn sie nun in der oberen Heimat anlangen werden, wie werden sie da erst voll Rühmens sein über die, die solche Wohlthat an ihnen gethan haben! Der Herr aber wolle uns mehr und mehr willig und bereit machen, uns solchen Dank zu verdienen und unsere Herzen mehr und mehr für die Ausbreitung seines seligen Reiches durch die Verbreitung des Evangeliums auf Erden erschließen! Amen.

---

19. Basler Festwoche.

Text: Apostelgeschichte 11, V. 18.

Da sie das hörten, schwiegen sie stille, und lobten Gott, und sprachen: So hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum Leben!

Die verlesenen Worte stehen nach der Erzählung von der Bekehrung des Hauptmanns Cornelius und weiterhin von der des Kämmerers der Königin Candace. Die Jünger waren zusammengekommen, hatten sich von Petrus erzählen lassen, und waren nun froh über das, was Gott der Herr gethan hatte. Das ist das erste Heidenmissionsfest gewesen. Wenn wir also einmal gefragt werden, mit welchem biblischen Rechte wir Missionsfeste feiern, so können wir uns auf Apostelgeschichte 11 berufen; da steht das erste Missionsfest beschrieben, und wir können auch gleich das Thema der ersten Missionsfestpredigt angeben; es lautete: So hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum Leben.

Seitdem hat die Mission zahllose Feste gefeiert, unzählige Male ist der Ruf erschollen: So hat Gott den Heiden Buße gegeben zum Leben! Auch jetzt kommt die Zeit der Missionsfeste wieder und wenn ich sage: Ich freue mich darauf, so weiß ich, daß ihr alle darin einstimmt. Dort wird uns die tiefe Finsternis gezeigt in der Heiden-

welt, aber auch das Licht, das da aufgeht wie die Sonne am Morgen. Und die Leute, die nach solchen Festen gehen, sind ganz besondere Leute. Ich will sie einmal nennen die Unbekannten und doch Bekannten, die Fremden und doch Verwandten; in ihrer Gemeinschaft geht einem leicht das Herz auf. Auf solchem Missionsfest da lernt man noch, ungefähr sich das vorstellen, was die christliche Kirche war, als die Menge der Gläubigen ein Herz und eine Seele war, Und darum haben Missionsfeste so etwas Fröhliches und Wohlthuendes. Diesen Eindruck hat der, der dies redet, einmal recht deutlich gehabt, als er an der südlichsten Grenze unseres deutschen Vaterlandes ein Missionsfest mitfeierte, das in Deutschland wenige seines gleichen hat. Das war das Missionsfest in Basel. Von dem möchte ich heute erzählen, so viel mir noch — es ist schon ein paar Jahre her — in der Erinnerung geblieben ist.

Basel, eine uralte Stadt, schon zu der Römer Zeiten ein befestigter Platz, liegt da, wo der Rheinstrom seinen Bogen von Westen nach Norden macht, auf einem Zipfel Schweizer Landes, das sich zwischen Baden und Elsaß hineinschiebt. Dort in Basel wird viel für das Reich Gottes gethan. Unter anderem hat dort eine Missionsgesellschaft ihren Sitz, die ihre Missionare nach Afrika, Indien und China aussendet. Dort wird alle Jahre in der ersten Juliwoche ein Missionsfest gefeiert, das von weit und breit, vornehmlich aus der Schweiz, aus Baden und Würtemberg, Elsaß und Lothringen, besucht wird. Mit dem Missionsfeste sind Jahresfeste anderer christlicher Anstalten verbunden. Zusammengenommen dauert diese Feier 8 Tage, und darum nennt man das Ganze die Basler Festwoche.

Es war am 28. Juni des Jahres 1874, als ich, damals ein Student in Tübingen in Würtemberg, mich auf die Reise nach Basel machte, mit noch 2 Reisegefährten. Früh morgens, da der Nebel noch über dem Thale lag, gings mit der Eisenbahn das Neckarthal hinauf, immer zwischen den hohen Bergen hin, manchmal auch drunter hindurch, endlich heraus aus dem Neckarthal hinüber in das Thal der Donau, die da oben nicht vielmal größer ist als unser Dorfbach. Immer höher arbeitete sich der Zug zwischen den Bergen hinauf; endlich ging's durch einen Tunnel, dann um eine Ecke — und o! des herrlichen Anblicks! Wir ganz oben auf der Höhe, unten eine weite, breite Landschaft, darin 2 stattliche Kegelberge: der Hohentwiel und der Hohenkrähen, und dahinter der breite, glänzende Spiegel des Bodensees; aber was das Beste war, ganz im Hintergrunde die Alpen, hohe über die Wolken ragende Zacken. Da schlug einem das Herz rascher bei dem Anblick. Und nun gings hinunter in rasender Eile mit dem Dampfroß, an der nordwestlichen Spitze des Bodensees vorbei nach Schaffhausen hinüber. Noch eine Station, und wir waren bei der Station Laufen, da, wo der Rhein seinen berühmten Fall macht. Das war eine 7stündige Fahrt durch die Berge gewesen; nun gings noch 2 Stunden hin an dem schönen, bald dunkelgrünen, bald grauen, bald hellblauen Fluß, und wir waren in Basel.

Ohne weiteres Umsehen gings nun vom Bahnhofe gleich nach dem Missionshause. Dort hatten wir uns schon 14 Tage vorher als Gäste angemeldet und gingen nun, unsere Quartierzettel zu holen. Jeder auswärtige Besucher des Festes darf sich nämlich bei dem Vorstande anmelden, ebenso melden viele Basler Familien ihre Logis

zur Aufnahme von Festgästen bei dem Vorstande an. Da werden nun der einen Familie die, der andern jene Fremdlinge zugeschrieben. Kommen nun die Besucher an und melden sich im Missionshaus, so bekommt ein Jeder seinen Quartierzettel und wird durch einen Zögling des Missionshauses in sein Quartier gebracht. So kommen oft über 1000 auswärtige Festgäste nach Basel, die dann alle gastlich aufgenommen werden und die thatsächliche Auslegung des Apostelsprüchleins erfahren: Herberget gerne! Mein Los war auf das Lieblichste gefallen; denn mein Quartierzettel lautete auf das Pfarrhaus von St. Alban, wo der freundliche Pfarrer Preiswerk den Wirt machte. Die Lage des Hauses war prächtig, dicht an und über dem grünen Rheinstrom. Sah ich den Fluß abwärts, so gewahrte ich in der Ferne hohe, blaue Bergrücken; das waren die Vogesen; in der Mitte eine hohe Kuppe, das war der Ballon d' Alsace; rechts über den Fluß wieder hohe Berge, der Schwarzwald, die nächsten Höhen überragt von der Kuppe des „Blauen". Dicht vor Einem lag der prächtige Fluß; auf einer Terrasse links, 20 Meter über dem Wasser, die stattliche Münsterkirche; und über den Fluß spannte sich die belebte Rheinbrücke, die Groß-Basel diesseits und Klein-Basel jenseits verbindet. So lag das Pfarrhaus, wo ich die Woche wohnte.

Nach einer kurzen Ruhe gings nun gleich in das Fest hinein. Auf einer Fähre gings über den Fluß hinüber nach Klein-Basel. Dort liegt der Garten des Ratsherrn Christ. Dort sollten die bereits angekommenen Gäste sich versammeln und von dem Herrn Ratsherren, der der Präsident des Missionscomités war (er ist nun nicht mehr unter den Lebenden) begrüßt werden. Die Rede desselben

ging von der Mitteilung aus, daß an diesem Tage der erste nicht recht bibelgläubige Prediger von einer Gemeinde in Basel zum Geistlichen sei gewählt worden. Das sei tief traurig. Nun sei das Missionsfest ein warnendes und ein mahnendes Zeugnis. Ein mahnendes: ich habe noch andere Schafe! und ein warnendes: nehmet ihr die Einladung des Herrn nicht an, so giebt es noch andere, die kommen!

Am Vormittag des anderen Tages waren noch keine Versammlungen angesetzt. Da ging's denn flugs an die Besichtigung der Stadt. Zuerst war der Münster das Ziel. Hoch über dem Rhein liegt er da, umgeben von hohen, luftigen Kreuzgängen, mit der Aussicht auf den Fluß und die Höhen des Schwarzwaldes. Dann ging's nach der Kirche St. Elisabeth. Die ist von einem Privatmanne auf eigene Kosten für 100 000 Thaler gebaut worden. Dann wurde das Missionshaus besichtigt. 1815 ist die Basler Mission durch mehrere fromme Männer in Basel begründet worden. Das erste Missionshaus war ein bescheidenes Gebäude, in einer Nebengasse gelegen. Das jetzige ist ein gar stattliches Bauwerk, von lieblichen Gartenanlagen umgeben. Es wird bewohnt von 80 — 90 Missionszöglingen nebst deren Lehrern. Diese Zöglinge sind in 6 Klassen geteilt, in deren jeder sie 1 Jahr bleiben. Jährlich werden 10 — 12 junge Missionare unter die Heiden ausgeschickt. Die Stuben, die sie bewohnen, tragen die Namen der Missionsstationen draußen. Da heißt eine Mangalur, eine andere Akropong, eine dritte Talatscheri u. s. f. Im Erdgeschoß des Gebäudes befinden sich die Räume für die Verwaltung, dazu Küche, Keller, Heizungsapparat u. dgl. In einem Saale sind an den

Wänden in Schränken aufgestapelt tausende von Merkwürdigkeiten aus fernen Ländern. Das ist der sogenannte Museumssaal.

So ging der Vormittag hin; am Nachmittag nahmen die Festversammlungen ihren Anfang. An diesem und dem folgenden Tag gab es 4 Versammlungen, die dem eigentlichen Missionsfest vorangingen. Da war zuerst die Festversammlung des schweizerisch=protestantischen Hilfsvereins. Das ist ein Verein, ähnlich unserm Gustav=Adolf=Verein, der sich die Unterstützung armer, bedürftiger evangelischer Gemeinden in der Zerstreuung draußen im katholischen Land zur Aufgabe gemacht hat. Um 3 Uhr begann das Fest, zu dem sich in der Leonhards=Kirche wohl über 2000 Menschen eingefunden hatten. 4 Redner traten auf, davon waren zwei aus der Schweiz, 1 aus Ungarn, 1 aus Böhmen. Der Verein hatte im Jahre vorher 39 000 Franks Einnahmen gehabt, davon waren 2 Gemeinden in der Schweiz mit je 10 000 Fr. zum Bau einer Kirche unterstützt worden; in Gersau, am Fuß des Rigi, war eine evangelische Schule gegründet worden, anders wohin hatte man ein Kapital zur Anstellung eines Geistlichen gegeben, und sonst hatten noch 61 Gemeinden in Österreich, Böhmen, Mähren u. s. f. kleinere Unterstützungen erhalten.

An diese Versammlung schloß sich um 6 Uhr sofort die Begrüßungsconferenz der Bibelgesellschaft. Diese fand statt in dem großen Saale des Vereinshauses. Was ist das für ein Haus? In Basel giebt es eine Menge christlicher Vereine; da ist der Jünglingsverein, der Armen= und Krankenverein, die Sonntagsschule u. s. f., alle diese halten ihre Versammlungen in dem Vereinshaus. Das hat

einen großen Saal, der 2000 Menschen faßt, und mehrere kleinere Säle, die alle für Vereinsversammlungen bestimmt sind. Im großen Saal hielt an jenem Abend die Bibelgesellschaft ihre Begrüßungsconferenz. Er war gedrängt voll. Es wurden keine langen, ausstudierten Reden gehalten, aber desto mehrere, von Leuten aus allerlei Gegend der Erde, und es war gar lieblich anzuhören, wie alle diese Männer aus den verschiedensten Ländern den einen Accord anstimmten, daß das Wort Gottes eine Kraft ist, die da selig macht alle, die daran glauben.

Am nächsten Vormittag war in der Leonhards-Kirche das Jahresfest der Freunde Israels. Was die wollen, besagt ihr Name schon. Das aber ist der beste Freundschaftsdienst, den man jemand leisten kann, daß man ihn zum Herrn Jesu führt. Das wollen diese Freunde Israels: sie wollen Israel zu Jesu führen. 4 Redner traten auf, die über das Recht, die Pflicht und die Aussichten der Judenmission sprachen. Das Recht der Judenmission liege in dem höheren Standpunkt des Christentums, das sich zum Judentum verhalte wie das Vollkommene zum Unvollkommenen; die Pflicht der Judenmission sei die Pflicht der Dankbarkeit; denn das Vaterland des Christentums sei Kanaan, und die Mutter der christlichen Gemeinde sei die jüdische; die Aussichten freilich der Juden-Mission seien gering, sowohl wegen des stolzen Bewußtseins der Juden, als auch wegen der Teilnahmlosigkeit der Christen. Die Einnahmen des Vereins beliefen sich auf 11 000 Fr. Mehrere Missionare waren als Reiseprediger unter den Juden in Deutschland thätig gewesen; ein Haus ist da zur Aufnahme von übergetretenen Juden, um sie vor den Verfolgungen ihrer Angehörigen zu schützen; dort waren

mehrere aufgenommen und zu christlichen Lehrern ausgebildet worden. Besonders interessant war der Bericht eines Missionars, der unter den Juden Abessyniens in Afrika, den sogen. Falascha's, thätig gewesen war. Er teilte einzelne Züge aus dem Leben und Sterben bekehrter Falaschas mit und erzählte, daß eine tiefgehende Bekehrungs-Bewegung unter ihnen sei; die Mission habe aber unter Verfolgungen des Königs Theodor zu leiden; wie denn der Missionar selbst von Theodor gefangen gesetzt und erst durch die Dazwischenkunft der Engländer wieder befreit worden war.

Am Nachmittag fand nun die Jahresfeier der Bibelgesellschaft statt, die am Tage vorher ihre Begrüßung gehabt hatte. Es wurde ein Jahresbericht gegeben über die Verbreitung von Bibeln und religiösen Schriften, zuerst in der Schweiz, dann in Frankreich, Italien und Spanien. Von Spanien war Fliedner anwesend, ein Sohn des verstorbenen Pastors Fliedner, des Begründers der Kaiserswerther Diakonissenanstalt. Der erzählte, daß durch seine Colporteure in dem katholischen Spanien 12000 Bibeln und ebensoviele andere religiöse Schriften verkauft, sage verkauft, nicht verschenkt worden seien. Er glaube, der Protestantismus habe in Spanien eine große Zukunft.

Wenn man so den ganzen Tag über in den überfüllten heißen Versammlungslokalen zugebracht hatte, da thaten Einem die Nachversammlungen besonders wohl, die des Abends in kühlen Gärten gehalten wurden. Solche Gartenversammlungen gab es jeden Abend von 8 Uhr ab. Da kamen mehrere hundert, ja wohl tausend Menschen zusammen, die den Tag über noch nicht genug gekriegt hatten. Da ging es nun so: Mit einem Male stellt sich

da ein Redner auf und dort einer, und Menschengruppen versammeln sich um sie und hören zu. Ich habe mehrere solcher Versammlungen mitgemacht; nur von der dieses Dienstages will ich erzählen. Da traten unter anderen 2 merkwürdige Männer auf. Der eine hieß Werner und war aus Reutlingen in Würtemberg. Das ist eigentlich ein Geistlicher, aber jetzt ist er mehr Fabrikunternehmer, und mit diesem letztern Geschäft ist er gleichwohl seinem ersten Beruf nicht untreu geworden. Das geht so zu. Es kommt irgendwo eine Fabrik oder sonstige Arbeitsstelle zum Verkauf. Werner ist da und kauft sie. Geld hat er nicht, aber Kredit. Er hat nämlich hinter sich einen sogen. Anlehensverein, der aus wohlhabenden und reichen, christlich gesinnten Leuten besteht. Dieser Anlehensverein kauft und bezahlt die Fabrik und richtet ihren Betrieb ein. Mit der Industrie und dem Handwerks- und Fabrikwesen verbindet Werner Erziehung der Kinder, Seelsorge, Unterstützungsanstalten jeder Art u. s. f. In dieser Art hat Werner bereits etwa 30 Anstalten in's Leben gerufen.

Der Andere, den ich nannte, war der Vorsteher der Krischona. Was ist die Krischona? Das ist eine Missionsanstalt, die von Spittler, einem der Mitunternehmer der Basler Mission, gegründet worden ist. Basel gegenüber, auf einem wohl 1500 Fuß hohen Berg, steht das Haus, weithin sichtbar. Früher war es eine Kirche, der heiligen Krischona geweiht; als das Gebäude verfallen wollte, kaufte es Spittler und baute es zu einem Missionshaus um. Dort werden junge Handwerker aller Art aufgenommen, die ihr Handwerk weiter betreiben, aber durch gründlichen Unterricht in der Bibel im Christentum befestigt werden. Dann werden sie als christlich gebildete Hand-

werker in alle Welt ausgeschickt, um im christlichen Geist auf ihre Umgebung zu wirken. Die Zöglinge der Krischona stehen in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, Palästina, in Australien und Amerika.

Nun kam der Mittwoch. Er begann mit einer Pastorenkonferenz früh um 6 Uhr im Vereinshaus. Da kamen sie herzu aus allen Teilen Europas und teilten sich Erlebnisse aus dem Gebiete des geistlichen Lebens, Meinungen über Zeitverhältnisse mit, und einer stärkte den andern.

Um 9 Uhr eilte man in das Missionshaus, um dort der Prüfung der Missionszöglinge beizuwohnen. Die Prüfung erstreckte sich auf Religionsgeschichte, die Kunde von den Bekenntnissen der verschiedenen Confessionen und auf die griechische Sprache, d. i. die Grundsprache des Neuen Testamentes.

Von hier ging's hinein in den Mittelpunkt der Festwoche, in das eigentliche Missionsfest. 3 Hauptversammlungen fanden statt. Zuerst Mittwoch Nachmittag von 3 — 1/2 8 Uhr die Verlesung des Jahresberichtes der Basler Mission durch den damaligen Missions-Direktor Josenhans. Der Bericht war überaus reich an wichtigen und interessanten Mitteilungen. Seit damals, dem Jahre 1874, ist ja vieles anders geworden. Darum begnüge ich mich damit, zu sagen, daß die Basler Mission heutzutage in Indien, China und Afrika auf 33 Stationen arbeitet. Der draußen stehenden Missionare sind 102, die **ca** 14000 Heidenchristen unter ihrer Pflege haben. Der Zuwachs der Getauften gegen voriges Jahr beträgt 932. 117 Schulen sind eingerichtet, in denen 4800 Kin-

der unterrichtet werden. Der Rechenschaftsbericht vom Jahre 1880 weist eine Einnahme von ca 908 000 Franks und eine etwa gleich hohe Ausgabe nach. Von einem früheren Deficit sind noch ca 21 000 Franks zu decken. Nach dieser Versammlung fand eine Nach-Versammlung in dem Garten eines Basler Geistlichen statt, die bis 9 Uhr dauerte, und an der gewiß 1000 Menschen teilgenommen haben. Nun kam der Donnerstag mit den 2 letzten Versammlungen. Zuerst kam die Generalkonferenz der Missionsgesellschaft in der Martins-Kirche. Der Raum war gedrängt voll. Da traten denn die zunächst berufenen Sprecher auf, der Direktor Josenhans, dann die Vertreter der verschiedenen Missions-Hilfsvereine in Baden, Würtemberg und der Schweiz. Alle sprachen ganz kurz, aber jeder brachte sein Bestes. Da redete der Ratsherr Christ, der Inspektor Josenhans, der Doktor Gundert aus Calw, Pfarrer Nagel aus Neuschatel, Oberst von Büren aus Bern, Pfarrer Hofacker aus Stuttgart, Professor Riggenbach aus Basel und noch viele andere, darunter auch nicht weniger denn 5 Heidenmissionare. In gespannter Aufmerksamkeit und atemloser Stille hörte das Publikum die 4 Stunden lang zu. Den Höhepunkt des Interesses aber bildete das Auftreten zweier blasser, kränklich aussehender Männer. Sie hießen Ramseyer und Kühne, und waren erst abends zuvor von Afrika in Basel angekommen. Ramseyer erzählte ihre Geschichte, die freilich schrecklich genug war. Auf ihrer Missionsstation an der Westküste von Afrika waren sie von dem König Karekare von Asante ohne Ursache überfallen, mit Weib und Kind fortgeschleppt und in der Hauptstadt Kumase 4 Jahre lang unter täglicher Todesdrohung gefangen gehalten worden. Ein engli-

sches Heer hatte sie befreit und dabei Kumase, den Mittelpunkt fürchterlicher Menschenopfer, zerstört.

Nun kam der Schluß des Missionsfestes. Von $1/_2$ 3 Uhr ab füllten sich die großartigen Räume der Münsterkirche mit Tausenden von Menschen, und um 3 Uhr begann der feierliche Gottesdienst, in welchem 12 junge Missionare eingesegnet und zu den Heiden abgeordnet wurden. Am Schlusse der feierlichen Handlung ergriffen zwei der jungen Heidenboten das Wort zum Abschied von der Gemeinde.

Eine Nachfeier fanden alle diese Feste am Freitag in dem sogenanten Beuggener Fest. Am Freitag früh 9 Uhr stand auf dem Bahnhofe ein endloser Extrazug bereit, um die Menge der Gäste hinauszuführen nach Beuggen, 3 Stunden von Basel, rheinaufwärts. Dort, in ländlicher Stille, befindet sich eine Anstalt, wo junge Leute unentgeltlich zu Lehrern ausgebildet werden, gegen die Verpflichtung, sich nach Vollendung ihrer Ausbildung überallhin schicken zu lassen, wo man ihrer gerade bedarf, sei es in Deutschland oder in Böhmen, Ungarn, oder gar in Palästina. Und nicht nur, daß sie in der Anstalt alles frei haben, sie bekommen zum Abgang auch noch eine vollständige Ausstattung an Wäsche und Kleidung sowie das Reisegeld bis zu dem Ort ihrer Bestimmung. — Diese Anstalt feierte nun ihr Jahresfest. Dorthin fuhren wir mit der Bahn. Der Zug kam an. Die Tausende von Festgenossen versammelten sich zunächst im Hofe der Anstalt, wo der Jahresbericht verlesen, Ansprachen und zum Schluß eine Prüfung mit den Kindern der Rettungsanstalt, die mit dem Seminar verbunden ist, gehalten wurde. Hernach gings hinaus auf die Wiese, an den kühlen, rau-

schenden Rheinstrom; dort wurde unter den Bäumen gruppenweise gelagert und zunächst ein Angriff gemacht auf die vollen Fouragekörbe, welche die Basler Gastfreunde eingepackt hatten. Dann aber gings wieder an das Zuhören, denn bald dort, bald da trat ein Redner auf und versorgte das Volk auch mit geistiger Speise. So ging der Vormittag, der Nachmittag und damit das liebliche Beuggener Fest, aber auch die ganze Festwoche zu Ende. Am Sonnabend trugen die Eisenbahnzüge die Festgäste nach allen Seiten in die Heimat zurück.

Fragt ihr mich aber, wie mir und den anderen Besuchern das Fest gefallen hat, so will ich einen armen, alten Bauersmann für mich und uns reden lassen, denn der hat's getroffen, was am Schluße aller Herzen erfüllte. Der saß in einer der letzten Versammlungen still vergnügt in sich versunken und sprach immer nur die Worte vor sich hin: Das hat's gelohnt! Das hat's gelohnt! — Was sollte das heißen? Er hatte in seiner schwäbischen Heimat viel von dem Basler Fest gehört, und weil sein Herz auch für die Mission warm war, so hätte er sich das längst gerne einmal in der Nähe besehen. Aber die Markstücke waren bei ihm rar. Endlich aber hatte er sich einmal kurz resolviert, einen Teil des Erlöses aus seinen Feldfrüchten zur Reise nach Basel genommen und sich frisch auf die Beine und auf die Bahn gemacht. In Basel hatte er alle Versammlungen getreulich mit gemacht — denn so ein Schwabe nimmt's immer und überall gründlich — und das hatte ihn innerlich förmlich beseligt, und da saß er nun am Schlusse der Versammlungen, dachte nicht mehr an die Reisekosten, sondern nur noch an das, was er davon gehabt, und sagte ein Mal über das

andere: Das hat's gelohnt! — Ja, das hat's gelohnt! Das war auch unser Eindruck, den wir am Sonnabend mit uns nach Tübingen zurücknahmen. Viel Mühe, viel Zeit, eine weite Reise und viel Geld war darauf gegangen. Aber wie viel Stärkung im Christentum, im Glauben, in der Liebe trug man mit sich davon! Da kommen viele gelehrte Vorlesungen und Uebungen nicht heran! Und somit konnte die Summa keine andere sein als: Das hat's gelohnt!

Das hat's gelohnt! Wie viel Mühe, wie viel Zeit und Geld läßt man sich's in der Welt kosten, um von einem Vergnügen mit diesem Schlusse gehen zu können: Das hat's gelohnt. Und wie wenige können's während ihres Lebens und am Ende desselben aussprechen: Das hat's gelohnt! Aber wer kann's in Wahrheit sagen? Antwort: Der, dessen Suchen und Trachten alles in allem das Reich Gottes war, der sich gemüht hat um das eine, notwendige Teil, der die köstliche Perle gesucht, gefunden und gekauft hat. Der hat sich nicht vergeblich gemüht, nicht vergeblich gelebt, der kann sagen einst und jetzt: Das hat's gelohnt! Dazu helfe uns allen Gott! Amen!

20. Liturgie beim Missionsfest-gottesdienst.

A. Vor der Predigt (nach dem Eingangslied).

Gstl. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. — Hilf, Herr! o Herr, laß wohlgelingen! Amen!

Chor. Amen!

Gstl. Wie durch einen Menschen die Sünde ist gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, weil sie alle gesündigt haben, — wie nun durch Eines Sünde die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist — —, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen. Denn gleichwie durch Eines Ungehorsam viele Sünder geworden sind, also auch durch Eines Gehorsam werden viele Gerechte. Denn es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollen, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist. — Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarme dich unser!

Gem. Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarme dich unser! Amen.

Gstl. So spricht der Herr durch den Mund des Propheten Jesaja: Finsternis bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker, aber über dir gehet auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheinet über dir. Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln, und die Könige im Glanze, der über dir aufgehet. Hebe deine Augen auf und siehe umher. Diese alle versammelt kommen zu dir. Dann wirst du deine Lust sehen und ausbrechen, und dein Herz wird sich wundern und ausbreiten, wenn sich die Menge am Meer zu dir bekehrt und die Macht der Heiden zu dir kommt.

Ehre sei Gott in der Höhe!

Gem. Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Amen.

Gstl. Mache dich auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten! — O Herr Jesu Christe, du bist das Licht der Welt, das alle Menschen erleuchtet; du bist der Sohn, vom Vater uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter, der da heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig=Vater, Friedefürst, auf daß seine Herrschaft groß werde nnd des Friedens kein Ende. Du bist gekommen, daß du die Werke des Teufels zerstörest. O mache dich auf mit großer Macht und Gnade, zerstöre alle Festen des Teufels und baue Dein Reich auf Erden!

Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarme dich unser!

Gem. Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarme dich unser! Amen.

Gstl. So spricht der Herr Jesus Christus: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden. Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, denn es brennete schon.

O daß doch bald dein Feuer brennte,
Du unaussprechlich Liebender!

Gem. (singt den angegebenen Vers!)

Gstl. Und da Jesus zu Bethanien war in Simons, des Aussätzigen, Hause, und saß zu Tische, da kam ein Weib, die hatte ein Glas mit ungefälschtem und köstlichem Nardenwasser, und sie zerbrach das Glas, und goß es auf sein Haupt. Da waren etliche, die wurden unwillig und sprachen: Was soll doch dieser Unrat? Man könnte das Wasser mehr denn um dreihundert Groschen verkauft haben und dasselbe den Armen geben. Und murreten über sie. Jesus aber sprach: Laßt sie mit Frieden! was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes thun; mich aber habt ihr nicht allezeit. Sie hat gethan, was sie konnte; sie ist zuvorgekommen, meinen Leichnam zu salben zu meinem Begräbnis. Wahrlich, ich sage euch: Wo dies Evangelium gepredigt wird in aller Welt, da wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie jetzt gethan hat. — —

Und Jesus setzte sich gegen den Gotteskasten und schaute, wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten. Und viele Reiche legten viel ein. Und es kam eine arme Witwe und legte zwei Scherflein ein, die machen einen Heller. Und er rief seine Jünger zu sich und sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Diese arme Witwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt, denn alle, die eingelegt haben. Denn sie haben alle von ihrem Uebrigen eingelegt; diese aber hat von ihrer Armut alles, was sie hat, ihre ganze Nahrung, eingelegt.

Wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ist es Sünde. Herr, wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir auch die verborgenen Fehler!

Geist, Seel und Leib ist dir geweiht,
Herr, unser Gott, und stets bereit,
Sich dir zum Dienst zu geben.

(Mel. Wie schön leucht uns 2c.)

Gem. Geist, Seel .... geben.

Gstl. Seit wir dich für uns leiden sahn,
So will nun von der Stunde an
Keins mehr ihm selber leben.

Gem. Seit wir .... leben.

Gstl. O nein, laß sein, daß wir schwächlich
und gebrechlich hierzu wären,
Unsere Treu soll dich doch ehren.

Gem. O nein, ... ehren.

Gstl. Der Herr spricht: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget. Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet, ich bin krank gewesen, und ihr

habt mich besuchet. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen. — Wahrlich, ich sage euch: Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Was ihr aber nicht gethan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan. —

Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, gieb uns deinen Frieden! Amen.

Gem. Christe, du Lamm Gottes, der du ..... Amen.

Gstl. Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Wer ist derselbe König der Ehren? Es ist der Herr, stark und mächtig, der Herr mächtig im Streit. Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Wer ist derselbe König der Ehren? Es ist der Herr Zebaoth, er ist der König der Ehren. Sela. Ich will singen von der Gnade des Herrn ewiglich, und seine Wahrheit verkündigen mit meinem Munde für und für. Gelobt seist du, o Christus! Halleluja!

Gem. Halleluja! Halleluja! Halleluja!

Gstl. Das Glaubensbekenntnis.

Gem. Amen. Amen. Amen.

Gem. Die wir uns allhier beisammen finden, schlagen unsre Hände ein 2c.

Predigt.

B. Nach der Predigt.

Gem. Vers.

Gstl. Danksaget dem Vater, der uns tüchtig gemacht hat zum Erbteil der Heiligen im Licht, welcher uns

errettet hat von der Obrigkeit der Finsternis und hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden; welcher ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene vor allen Kreaturen; denn durch ihn ist alles geschaffen, das im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und Unsichtbare, es ist alles durch ihn und zu ihm geschaffen, und er ist vor allen und es besteht alles in ihm. — Erhebet eure Herzen und lasset uns danken dem Herrn, unserm Gott! — Recht ist es und wahrhaft würdig und heilbringend, Dir, Allmächtiger, Dank zu sagen zu allen Zeiten und an allen Orten, durch Jesum Christum, unsern Herrn, um dessen willen du uns verschonet hast, uns unsere Sünden vergiebst und die ewige Seligkeit verheißest. Und mit allen Engeln und Erzengeln und dem ganzen Heere der himmlischen Heerscharen singen wir dir und deiner unendlichen Herrlichkeit einen Lobgesang.

Gem. Heilig, heilig, heilig ist Gott, der Herr Zebath; alle Lande sind seiner Ehre voll. Hosiana in der Höh! Gelobt sei, der da kommt rc.

Gstl. O Herr Jesu Christe, der du bist das Licht der Heiden und das Heil Gottes bis an der Welt Ende, mache dich auf und laß deine Herrlichkeit aufgehen über allen Völkern. Es ist ja dein heiliger Wille, daß niemand verloren gehe, sondern daß alle, die an dich glauben, das ewige Leben haben. Aber siehe, Finsternis bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker, o so erbarme dich doch deiner armen Menschheit, laß deine Herrlichkeit erscheinen unter allen Heiden unter Christen und Nicht=Christen! Dir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden,

o so tritt herfür mit der Macht deiner Stärke, zerbrich alle Bollwerke des Satans, laß dein heiliges Wort sich immer weiter ausbreiten, und mache die Predigt desselben durch deinen heiligen Geist gesegnet an allen, die dich nicht kennen! Sende dazu immer mehr Arbeiter in deine Ernte, segne das teure Missionswerk, erfülle alle Missionare mit einem reichen Maß deines heiligen Geistes und bewahre sie unter allen Gefahren. Wache über allen Missionsanstalten und allem, was zur Ausbreitung deines Reiches geschieht. Erscheine uns allen als die Sonne der Gerechtigkeit, laß uns allezeit wandeln in deinem Licht, komme bald selbst zu uns, einzunehmen dein Reich, und wirke kräftig in uns mit deinem heiligen Geist, auf daß unser Geist ganz, samt Seele und Leib, unsträflich erhalten werden bis zur Erscheinung deiner Zukunft. O komme bald, Herr Jesu. Amen.

Vater unser; Segen.

---

hat. In der That, es giebt wenige Briefsammlungen, die man mit soviel Freudigkeit empfehlen kann, als diese Frauenbriefe. ..... Sei demnach das Buch auch in seiner neuen Auflage auf das Wärmste empfohlen!

Neue Preuß. Zeitung.

Gegenwart und Zukunft. Ein Zeitbild. 8⁰. 1866. 2 M. 25 Pf. eleg. gebd. 3 M.

Möge das treffliche Büchlein recht Vielen zur Belebung in dem Geiste dienen, aus welchem es geschrieben ist.

„Pilger aus Sachsen."

Grote, Ludwig, Bartholomäus Sastrow, ein merkwürdiger Lebenslauf des sechszehnten Jahrhunderts. Für Jung und Alt bearbeitet. Mit Vorwort von **Philipp Nathusius.** gr. 8⁰. 1860. 4 M. 50 Pf.

Das ist in der That ein Buch für Jung und Alt, denn hier ist überall Leben und That, meist mit des vortrefflichen Beobachters, des alten Bürgermeisters Sastrow in Stralsund, eigenen Worten geschildert. Sastrow's Wanderbuch versetzt uns mitten in das Leben seines Jahrhunderts hinein. – Kurz, ein ganz vortreffliches Lebensbild mit welthistorischem Hintergrunde, welchen der Verfasser aus tüchtigen Studien meisterhaft einzulegen versteht.

Schulblatt für die Prov. Schlesien.

„Hast du gelernt?" und **„Wohl dem, dem seine Sünden vergeben sind."** Zwei Erzählungen, bevorwortet von **Philipp v. Nathusius.** 8⁰. 1866. 2 M. 25 Pf.

Wir wünschen diese Erzählungen in die Hände vieler Mädchen. Es ist gesunde und erfrischende Nahrung darin zu finden, und sie können mancher ernsteren Seele eine Anregung geben, das Eine, das not ist, zu suchen. Theolog. Litaraturblatt

Jahn, Gustav, Der Brautstand. Zweite Auflage. 16⁰. 1 M. 50 Pf. eleg. gebd. m. Goldschn. 2 M. 25 Pf.

Das Ganze ist fein, lind, duftig, keusch und süß gehalten. Die Ausstattung ist geschmackvoll. Der Druck klar. Eine liebliche Gabe für ein Mädchen, das eine Braut werden soll.

Druck der Heynemann'schen Buchdruckerei.
(J. Fricke & F. Beyer).

